DAS LEBEN MIRABEAUS.

VON

ALFRED STERN.

ZWEITER BAND.

WÄHREND DER REVOLUTION.

BERLIN,
VERLAG VON SIEGFRIED CRONBACH.
1889.

Das Recht der Übersetzung ist vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Erstes Kapitel. Von der Eröffnung der Reichsstände bis zur königlichen Sitzung des 23. Juni 1789 . . . 1— 28

Zweites Kapitel. Zusammenbruch der Regierung . . . 29— 48

Drittes Kapitel. Beschlüsse des vierten August. Menschenrechte. Verfassungsdebatten . . . . . 49— 75

Viertes Kapitel. Debatten über das Finanzwesen . . . 76— 94

Fünftes Kapitel. Die Oktobertage 1789. Versuch der Bildung eines parlamentarischen Ministeriums . . . 95—120

Sechstes Kapitel. Verbindung mit dem Grafen von Provence . . . . . 121—138

Siebentes Kapitel. Im Dienste des Königs. Debatten über das Recht des Krieges und des Friedens . . . . 139—164

Achtes Kapitel. Pläne zur Bekämpfung Lafayettes und zur Herstellung einer starken Exekutive . . . . 165—182

Neuntes Kapitel. Untersuchung des Châtelet. Assignaten 183—201

Zehntes Kapitel. Wiederannäherung an die Jakobiner . 202—222

Elftes Kapitel. Verbindung mit Montmorin . . . . . 223—245

Zwölftes Kapitel. Mirabeau und die auswärtige Politik . 246—263

Dreizehntes Kapitel. Präsidium der Nationalversammlung. Bruch mit den Führern der Jakobiner . . 264—288

Vierzehntes Kapitel. Mirabeaus Ende . . . . . 289—307

Anhang.

I. Aktenstücke zur Geschichte der Denunziation des Grafen St. Priest durch Mirabeau vom 10. Oktober 1789. (Arch. nat. D. XXIX b Carton 2. Dossier 14 und 16) 308—311

Seite

II. Auszüge aus den „Mémoires pour servir à l'histoire de ma vie“ von Gorani (Ms. im Besitze von H. David Moriaud in Genf) . . . . . 311—316

III. K. E. Ölsners Schilderung der Sitzung des Jakobinerklubs vom 28. Februar 1791 (in dem Werke „Bruchstücke aus den Papieren eines Augenzeugen und unparteiischen Beobachters der Französischen Revolution 1794“ s. l. S. 36—39) . . . . . 316—319

IV. Beileidsadresse des Conseil Général der Kommune von Rouen an den Präsidenten der Nationalversammlung nach Mirabeaus Tode 8. April 1791 (Arch. nat. A. A. 50 No. 1440) . . . . . 319—320

V. Beileidsadresse der freiwilligen Jugendwehr von Jarnac an die Nationalversammlung nach Mirabeaus Tode 12. April 1791. (Arch. nat. C. § 2, 46.) 321

VI. Verzeichnis der Reden und Arbeiten Mirabeaus in der Konstituante, die nachweisbar oder höchst wahrscheinlich ganz oder teilweise von anderen Autoren herrühren . . . . . 322—323

Personenregister . . . . . 324—329

Berichtigungen und Zusätze 330

Erstes Kapitel.

Von der Eröffnung der Reichsstände bis zur königlichen Sitzung des 23. Juni 1789.

Seit dem 4. Mai des Jahres 1789 gehört Mirabeaus Leben der Geschichte an. Die Tochter Neckers, welche an diesem Tage in Versailles den Zug der Abgeordneten zur Kirche des heiligen Ludwig mit ansah, nennt aus der Zahl der Hunderte, die ihr freudetrunkenes Auge überflog, keinen Namen, aufser dem seinigen. Mit seinem Gesichte von „ausdrucksvoller Häfslichkeit", überwallt von ungeheurem Haarschmuck, ein Bild „wilder Kraft" erschien er ihr als die rechte Verkörperung eines Volkstribunen. Als solcher schritt er, der Sprofs eines adligen Hauses, stolz in den Reihen der Erwählten des dritten Standes einher. Auf ihren Bänken nahm er den Tag darauf bei der feierlichen Eröffnungssitzung im Festsaale des Schlosses, unter dem Gemurmel der Versammlung seinen Platz ein. Noch war er in dem grofsen Schauspiele, das hier begann, zum Schweigen verurteilt, während er einen Necker, „das Idol des Tages", an der Stelle sah, die auszufüllen er sich selbst die Kraft zutrauen mochte. Aber er hatte schon ein Mittel gefunden, sich anderweitig Gehör zu verschaffen.

Am 2. Mai war die erste Nummer seines „Journales der Reichsstände" erschienen, mit dem prophetischen Wahlspruch „Novus nascitur ordo" an der Spitze des Prospektes[1]). Er hatte

[1]) Das Motto eines Blattes „Le Moniteur", an dem Brissot und Clavière 1787 und 1788 mitgearbeitet haben sollen, der Aeneïs entlehnt, lautete: „Maiorerum nascitur ordo." S. Arch. parl. I, 581.



sie drucken lassen ohne Befragen der Censurbehörde, wie um den veralteten Vorschriften zum Trotz die Freiheit der Presse gleichsam im Sturme zu erobern. Das Journal führte sich ein als ein Unternehmen „mehrerer guter Bürger, darunter einiger Vertreter der Nation“. Als einer der Mitarbeiter stellte der Litterat J. B. Salaville sich dar, welcher Mirabeau wohl schon öfter zur Hand gegangen war. In der zweiten Nummer vom 5. Mai kam der Herausgeber zu einem Berichte über die eben erlebte Eröffnungssitzung. Er gedachte der väterlichen Ansprache des Königs mit Wohlwollen und ging über die Rede des Siegelbewahrers flüchtig hinweg, um seine ganze Bitterkeit an Necker auszulassen, durch dessen wortreiche Darlegung die ungeduldigen Geister drei Stunden hingehalten worden waren. Dafs Necker noch immer von der Volksgunst getragen wurde, konnte er sich nicht verhehlen. Aber er glaubte, seine Kollegen, die Vertreter der Nation, mahnen zu müssen, sich der Würde ihrer Mission bewufst zu werden. Er warnte sie davor, sich „enthusiastisch um jeden Preis zu zeigen“ und Europa den Anblick von Schulknaben zu ersparen, „die der Rute entflohen und von Freude berauscht sind, weil man ihnen eine Woche länger Ferien verspricht“. Denn was hatte Necker den Versammelten geboten, um ihr Vertrauen zu verdienen? Er hatte den Zustand der Finanzen mit trügerischen Kunstgriffen geschildert, deren Unwahrhaftigkeit auch minder gut Eingeweihte als Mirabeau leicht durchschauen konnten. Er hatte auch jetzt nicht gewagt, mit klaren Worten „von dem unveräufserlichen, heiligen Rechte der Steuerbewilligung“ zu sprechen, geschweige denn mit markigen Strichen die Grundzüge „einer Verfassung“ für das Frankreich der Zukunft zu entwerfen. Er hatte endlich auf die wichtigste Frage, die alle Gemüter bewegte, ob man in einer Versammlung nach Köpfen oder in getrennten Versammlungen nach Ständen beraten sollte, keine entschiedene Antwort gegeben.

Das war es vor allem, was Mirabeau an dem vorsichtigen Banquier auf dem Ministersessel vermifste: den grofsen Blick und den grofsen Mut des Staatsmannes, der das Unabwendbare erkennt und ihm freie Bahn macht, statt davon überflutet zu werden; der den reifsenden Strom lieber leiten will, als sich willenlos von ihm treiben lassen. Er verzichtete darauf, zu fragen, was bei dem schwersten Fehler, den die Regierung beging, etwa auf Rechnung des Hofes und der Aristokraten, was

auf die alleinige Rechnung Neckers zu setzen sei. An diesen hielt er sich, an den Mann, „stark durch eine ungeheure Popularität“, der endlich einsehen müsse, dafs „das Reich der Intrigue wie das der Charlatanerie vorbei sei“, der nichts zu fürchten habe, „wenn er nicht seine eigene Sache im Stiche lasse“.

Wie er selbst sich die Lösung der Aufgabe dachte, geht aus dem Entwurfe eines Aufsatzes hervor, dessen Urschrift sich unter den nachgelassenen Papieren Frochots gefunden hat. Frochot, Mitglied der Reichsstände, als Abgeordneter des Tiers von Châtillon sur Seine, wurde einer der vertrautesten Freunde Mirabeaus, gehörte dem litterarischen Stabe von Gehilfen an, die er um sich scharte, und bewahrte jenes Blatt von Mirabeaus Hand als Reliquie auf[1]). Hier liest man nun eine Ansprache, die sich unmittelbar an den König richten sollte. Er sollte namens der Gemeinen angefleht werden, dem sofortigen Auseinandergehen der Versammlung sein Machtwort entgegenzustellen. „Unter dem Vorsitze Eurer Majestät haben wir, und wir allein das Recht, die Form unserer Beratungen zu regeln, aber Sie, Sire, haben unzweifelhaft das Recht zu verhindern, dafs diese grofse Frage: sollen die Stände sich trennen oder vereinigt bleiben: entschieden werde, bevor sie geprüft ist. Sie wäre entschieden, Sire, wenn Sie zugäben, dafs wir damit anfingen uns zu trennen. Der natürliche Zustand jeder Versammlung ist offenbar die Vereinigung aller ihrer Mitglieder; sie sind ihrem Wesen nach eins, so lange sie sich nicht trennen. Um zu entscheiden, ob sie sich trennen werden, war gewifs ihre Vereinigung nötig, aber ebenso sicher wäre es widersinnig, sie zu trennen, um zu wissen, ob sie vereinigt bleiben wollen.“

Genau derselbe Gedanke war schon in dem Briefwechsel mit Cérutti angedeutet. Es ist nicht zu glauben, dafs Mirabeau an die Möglichkeit gedacht hat, dies mündlich vorzubringen. Auch schliefst das von Frochot aufbewahrte Aktenstück mit den Worten: „Ich lege mein Gesuch schriftlich zu den Füfsen Ihrer Majestät nieder und bitte, dafs es in das Protokoll der Versammlung eingetragen werde.“ Aber was in rhetorischer Form entworfen worden war, liefs sich mit Abstreifung derselben Wort für Wort in dem eben begründeten Journal verwenden.

---

[1]) Passy: Frochot préfet de la Seine. Paris, Guillaumin. 1867. S. 9—11 mit dem falschen Datum: „cinq mars“.

Mirabeau schob es in jene zweite Nummer ein, und gab damit zu verstehen, dafs, was am 5. Mai versäumt worden, am 6. nachgeholt werden könne. Er hat bald darauf in einem vertraulichen Briefe die Wendung gebraucht: „Mit einem Schatten von Talent könnte Necker in acht Tagen 60 Millionen neuer Steuern, 150 Millionen Anlehen haben und uns am neunten Tage auflösen. Mit einem Schatten von Charakter könnte er die Rolle Richelieus spielen. Hätte die Regierung nur ein wenig Geschick, so würde sich der König auf unsere Seite schlagen, und wir wären bereit, den zweiten Teil der dänischen Revolution von 1660 zu machen."

Wer so dachte, war ernstlich gesonnen, die Monarchie zu stützen, aber nicht sie zu stürzen. Allein in den leitenden Kreisen war man weit entfernt von der Idee, Rat und Bundesgenossenschaft eines Mannes von solcher Vergangenheit anzunehmen. Eine Verfügung des Conseil brachte in Erinnerung, dafs die periodische Presse nicht frei sei. Das weitere Erscheinen von Mirabeaus Blatt wurde durch eine zweite Verfügung verboten und der Drucker mit Strafe bedroht. Es war der letzte Versuch des ancien régime, eine längst verrostete Waffe zu gebrauchen. Er traf auf Widerstand bei den noch mitten im Wahlgeschäfte befindlichen Parisern. Die Wähler des dritten Standes der Hauptstadt protestierten gegen die Unterdrückung der Zeitung Mirabeaus. Sein Freund Target fafste ihren Protest ab. Sie gaben zu bedenken, dafs ganz Frankreich wünschen müsse, den Beratungen der Reichsstände folgen zu können. Sie erinnerten daran, dafs der König selbst schon Milderung der Preſsgesetze in Aussicht gestellt habe. Sie waren einig, den einzigen Marmontel ausgenommen, ohne damit irgend ein Urteil über den Inhalt von Mirabeaus Journal fällen zu wollen. Die Wähler des Adels in Paris schlossen sich in der Sache diesem Proteste an. Doch verbargen sie ihre Abneigung gegen Mirabeau so wenig, dafs sie erklärten, die bisher erschienenen Blätter seiner Zeitung zielten auf Erregung von Zwistigkeiten unter den Ständen ab. Der Klerus wagte nicht, seine Zustimmung zu geben, da er die Verfügung des Conseil nicht für ungesetzlich halten konnte[1]).

Inzwischen wurde Mirabeau durch anonyme Bewunderer und Verteidiger Neckers aufs heftigste angegriffen. Eine kleine Litteratur von Flugschriften knüpfte sich an diese Angelegenheit

---

[1]) Chérest III, 32—40 nach Bailly u. a.

in denen der „tugendhafte“, „patriotische“ Minister dem „neuen Herostrate“, dem „schmachbedeckten Skribenten“, dem „Deputierten der Hölle“ gegenübergestellt wurde[1]). „Welcher ehrliche Mann,“ las man u. a., „wird sich neben einen Mirabeau setzen wollen.“ Dies „giftige Reptil“ hat nur das Geld der Subskribenten in Sicherheit bringen wollen; denn dafs sein Blatt unterdrückt werden würde, konnte er wissen. „Grundsätze hat er nicht; er spricht immer den Leuten nach dem Munde, die ihn füttern, heute Calonne, morgen Calonnes Gegnern. Beständig zeigt er sich nur in einem: im Laster.“

Mirabeau liefs sich durch diese Angriffe nicht beirren. Er veränderte nur den Titel seines Journales und trat in den „Briefen an seine Wähler“ mit seinem Namen hervor. Gleich in dem ersten dieser Briefe vom 10. Mai brandmarkte er den „sogenannten volkstümlichen Minister, der es wagt, frechen Sinnes die Gedanken versiegeln zu wollen“. Er zielte nur auf Necker, der nach Rache für die Verletzung seiner Eitelkeit dürste. Den Monarchen, dessen Name mifsbraucht worden sei, liefs er mit Bedacht aus dem Spiele. „Die Nation und der König verlangen einstimmig das Zusammenwirken aller einsichtigen Geister, und man hält uns ein ministerielles Veto entgegen.“ Es war eine offene Herausforderung, aber der volkstümliche Minister hütete sich, sie anzunehmen. Die Briefe des Abgeordneten von Aix an seine Wähler erschienen weiter. Der Verfasser wurde zwar beim Klerus wie beim Adel denunziert. Auch versuchte die Polizei, sich der Exemplare bei seinem Verleger zu bemächtigen. Aber das eine hatte so wenig Erfolg wie das andere. Mirabeau hatte den Weg gebahnt. Kein Tagesschriftsteller brauchte sich mehr um die alten Preſsgesetze zu kümmern. Die Regierung selbst trat den Rückzug an. Der „Generaldirektor des Buchhandels“ kündigte an, der König finde gut, dafs alle periodischen Blätter über die Vorgänge in den Reichsständen Bericht erstatten dürften. Wenn hinzugefügt ward, dafs sie nur Thatsachen ohne Kommentar mitteilen sollten, so sah jeder-

---

[1]) Profession d'un électeur du tiers état en réponse au Journal du comte de Mirabeau 6 S. Bibl. Nat. L. 39[b] 1704. — Lettre à M. le comte de Mirabeau 23 S. Bibl. der Stadt Paris 8504. — Rendez-nous nos neuf francs par M. l'abbé *** 4 S. — Lettre de M. M*** sur le comte de Mirabeau. — L'abbé j'ai rendu vos neuf francs moins trente sous par M. le comte de M*** im Sammelbande 8030 der Bibl. der Stadt Paris.

mann darin nur den ohnmächtigen Versuch, den Rückzug zu maskieren.

Das letzte Vorkommnis mufste alles eher zur Folge haben, als den Ministern eine bessere Meinung von Mirabeau beizubringen. Allein dies war für ihn kein Grund, von dem Versuche abzustehen, sich ihnen als Mentor aufzudrängen. Er hatte niemals ängstlich abgewogen, wie sich seine Thaten von heute zu seinen Worten von gestern verhielten, wenn es galt, Einflufs zu gewinnen, und in diesem Falle deckte sich sein Ehrgeiz mit seiner Teilnahme am Gemeinwohle besser als je. Seine Beziehungen zu der kleinen, rührigen Gruppe ausgewanderter Genfer, die er nicht hatte fallen lassen, sollten ihn unterstützen. Mit Clavière waren seit kurzem Dumont und Du Roveray vereinigt, beide von England herübergekommen, um bei ihrem Landsmanne Necker eine Änderung der von Frankreich garantierten Genfer Zustände, die sie 1782 ins Exil getrieben hatten, zu erwirken. Beide waren von früher mit Mirabeau bekannt und täuschten sich nicht über seine Bedeutung. Im Hotel Charost zu Versailles einlogiert, um die dortigen Ereignisse aus der Nähe verfolgen zu können, sahen sie ihn häufig bei sich. Sie hatten ein natürliches Interesse daran, zwischen einem Abgeordneten, der ihrer Partei von jeher zugethan gewesen war, und einem Minister, auf dessen Wort so viel ankam, das Einvernehmen herzustellen. Auch den Grafen Montmorin liefsen sie dabei nicht aufser acht. Indessen, da Mirabeau es mit beiden Ministern gründlich verdorben hatte, mufste die Sache fein eingefädelt werden. Du Roveray vermittelte daher zunächst Ende Mai eine Zusammenkunft Mirabeaus mit Malouet, dem Abgeordneten für Riom, dem einzigen Intendanten, der in der Versammlung safs. Er kannte Malouet von Genf her und wufste, dafs er bei Necker wie Montmorin in Gunst stand. Kaum ein Mitglied der Versammlung konnte Mirabeaus politischem Gedankengange so viel Verständnis entgegenbringen wie Malouet, der, wie er, schon vor den Wahlen den Ministern zugerufen hatte: „Ihr müfst nicht darauf warten, dafs die Reichsstände euch Fragen stellen oder Befehle geben: Ihr müfst euch beeilen, alles anzubieten, was die Gutgesinnten hinsichtlich der Regierungsgewalt wie hinsichtlich der nationalen Rechte in vernünftigen Grenzen wünschen können.“ Aber Malouet hatte sich bisher von Mirabeau weit entfernt gehalten. Was er von seinem Vorleben wufste, flöfste ihm Abscheu vor ihm ein.

Er betrachtete ihn als eine Art von Catilina. Auch waren sie sich schon im Sitzungssaale des dritten Standes als Widersacher gegenübergetreten.

Mirabeau hatte Malouets Antrag, Klerus und Adel durch eine offizielle Abordnung zur gemeinsamen Prüfung der Vollmachten einzuladen, erfolgreich bekämpft und das Seinige dazu beigetragen, die Gemeinen bei der weisen Taktik würdevollen Abwartens festzuhalten. Er hatte ihn auch in den Briefen an seine Wähler nicht glimpflich behandelt. Wie sehr erstaunte Malouet, als er bei Du Roveray und Dumont mit dem gefürchteten und verachteten „Verschwörer“ zusammentraf, ihn von ganz ähnlichen Gedanken beseelt zu sehen, wie er selbst sie hegte. Mirabeau stellte sich ihm vor als Freund der Freiheit, aber erschreckt von der Gärung der Geister. „Ich bin nicht der Mann,“ sagte er ihm, „mich dem Despotismus auszuliefern. Ich will eine freie Verfassung, aber sie soll monarchisch sein. Ich will die Monarchie nicht erschüttern, allein ich sehe in unserer Versammlung so viel schlechte Köpfe, so viel Unerfahrenheit und Überschwenglichkeit, andererseits bei Adel und Klerus so viel Widerstreben und unkluge Gereiztheit, dafs ich gleich Ihnen die furchtbarsten Erschütterungen fürchte, wenn man nicht rechtzeitig seine Mafsregeln trifft.“ Ohne ihm zu verhehlen, dafs er weder Montmorin noch Necker liebe, bat er ihn, eine Unterhandlung zwischen beiden und ihm zu vermitteln. Er versprach, sich mit seinen Kräften zu ihrer Verfügung zu stellen, falls sie überhaupt, statt die Dinge wie bisher laufen zu lassen, in sie eingreifen wollten und einen bestimmten, vernünftigen Verfassungsplan vorzulegen hätten.

Malouet wandte sich sofort an die Minister, fand sie aber sehr kühl. Montmorin, noch tief erbittert wegen des eigenmächtigen Druckes der Berliner Berichte, warf ein: „Wie kann man einem solchen Menschen Vertrauen schenken?“ Necker, so häufig durch Mirabeau verletzt und eben erst in seinem Journale wieder von ihm blofsgestellt, meinte, das beste sei mit einem Manne dieses Schlages, der niemals Kredit haben würde, sich gar nicht einzulassen. Malouet gab sich die gröfste Mühe, ihm klar zu machen, dafs er Mirabeaus Talent unterschätze, dafs seine unmoralische Vergangenheit für die Verwendung, die von diesem Talent zu machen wäre, nicht mafsgebend sein könne, dafs es jedenfalls gefährlich sei, ihn zum Feinde zu haben. Endlich



willigte Necker ein, Mirabeau den folgenden Tag zu empfangen. Malouet hat immer aufs höchste bedauert, dafs er aus falschem Zartgefühle es sich versagt habe, bei diesem Empfange zugegen zu sein. Man darf jedoch billig bezweifeln, ob seine Gegenwart die beiden Männer einander näher gebracht hätte. Der Minister sah in dem Deputierten, wenn nicht einen gefährlichen Nebenbuhler, so doch einen käuflichen Streber, den er mit ein paar tausend Goldstücken in seinen Dienst stellen könne. Es klang daher zweideutig, wenn er nach steifer Begrüfsung seinen Gast nur nach den Anträgen zu fragen wufste, die er ihm zu machen habe. Mirabeau war nicht gekommen, Anträge zu machen, sondern solche entgegenzunehmen. Wutentbrannt verliefs er den Minister, um sich bei seinen Freunden über den „bonhomme“ lustig zu machen. Als er Malouets im Sitzungssaale ansichtig wurde, sagte er ihm: „Ich werde nicht mehr hingehen, aber man soll von mir hören“ [1]).

Der Versuch, sich mit Neckers Hilfe Einfluſs zu verschaffen, war mifslungen. Es blieb nichts übrig, als sich in der Versammlung einen gebieterischen Platz zu erobern. Bisher waren auch dafür die Aussichten nichts weniger als günstig. Jenes Gemurmel, das Mirabeau am 5. Mai empfangen hatte, war ein Zeichen der Mifsbilligung, wenn nicht des Abscheues gewesen. Wie hoch auch viele seiner Kollegen schon damals von seiner Begabung denken mochten: er hätte einen besseren Ruf haben müssen, um sofort eine führende Rolle zu erhalten. Seitdem er die Meinung befürwortet, die Vertretung des dritten Standes als solche solle sich nicht auf Verhandlungen mit den beiden anderen einlassen, hatte er mehrmals das Wort genommen, aber nicht immer mit Erfolg.

Er hatte (18. Mai) seine Genossen beschworen, gegenüber den beiden anderen Ständen keine bindende Erklärung abzugeben, durch die sie sich allein voreilig als „Nationalversammlung“ proklamieren würden. Er hatte aber zugleich beantragt, in der Kundgebung versöhnlicher Absichten zwischen Adel und Klerus einen klugen Unterschied zu machen. Den Starrsinn des Adels empfahl er

---

[1]) Malouet: Collection des opinions et discours 1791. 92, abgedruckt bei Bacourt, zuverlässiger als die erst 1808 geschriebenen Mémoires (1868) I, 310—317, vgl. II, 471—483. Dumonts Bericht leidet an chronologischen Ungenauigkeiten.

seiner eigenen Ohnmacht zu überlassen. Mit dem Klerus, der zu Verhandlungen bereit war, ohne sich vorher als konstituiert zu betrachten, in dessen Mitte die Masse der demokratisch gesinnten Pfarrer saſs, riet er in Verbindung zu treten. Er sprach mit Wärme von den „Dienern der Religion, auf deren versöhnliche Gesinnungen“ man zählen dürfe, mit Bitterkeit von den „Aristokraten“, „die sich immer auf alte Titel und Texte berufen“. Er nahm keinen Anstand, seine Meinung über Necker anzudeuten, jedoch in einer Form, die der Stelle, an der er redete, angemessen war. „Wenn der Minister schwach ist, kommt ihm gegen sich selbst zu Hilfe. Leihet ihm etwas von eurer Kraft, weil Ihr seine Kraft nötig habt.“ „Ein so guter König,“ fügte er hinzu, „wie wir ihn haben, will nicht, was zu wollen er nicht das Recht hat.“ So zeigte er gleich in dieser ersten gröſseren Rede jene Mischung von Pathos und Weltklugheit, die so viele der folgenden auszeichnete.

Allein seine Ansicht drang nicht durch. Ein Antrag von Rabaut St. Étienne wurde angenommen, demzufolge Kommissäre des dritten Standes mit solchen der beiden anderen über die Prüfung der Wahlen verhandeln sollten. Mirabeau empfand es schmerzlich, daſs sein Wort noch so wenig gelte. Er machte seinen Gefühlen hier und da in den Briefen an seine Wähler Luft. Er schüttete in den Gärten von Trianon sein Herz vor Dumont aus. „Bei den Privilegierten,“ schrieb er an Mauvillon, „sagt man, meine heimtückische und unselige Beredsamkeit verbittere die Gemeinen, bei den Gemeinen sagt man, durch zu viel Eifer würde ich die öffentliche Sache verderben. Überall bin ich die Zielscheibe der Verleumdung.“

Am 25. Mai erlebte er allerdings die Genugthuung, daſs sein Antrag, wenigstens provisorische Vorschriften für die Aufrechterhaltung der Ordnung in der Versammlung ausarbeiten zu lassen, mit überwältigender Mehrheit angenommen wurde. Bei diesem Anlaſs entspann sich ein Wortwechsel zwischen ihm und Mounier. Dieser nannte ihn, wohl nicht absichtslos, „Herr Graf“, was von einem andern Mitgliede gerügt wurde. Mirabeau benutzte den Zwischenfall, um sogleich mit Feuer zu erklären: „Ich lege so wenig Gewicht auf meinen Grafentitel, daſs ich ihn jedem überlasse, der ihn haben will. Mein schönster Titel, der einzige, der mich ehrt, ist der des Vertreters einer groſsen Provinz und einer

grofsen Anzahl meiner Mitbürger.“ Wenn er, durch eine kurze Erfahrung gewitzigt, auf die Feststellung bestimmter Formen drang, so sprach er damit nur aus, was fast jedermann in dem Sitzungssaale schon längst als notwendig empfunden hatte. Er hatte nichts Besseres zu thun gewufst, als eine Arbeit Romillys, welche die herkömmlichen Ordnungen des englischen Unterhauses zusammenfafste, mit lebhaftem Preise dieses jungen „achtbaren Philosophen und Weltbürgers“ ins Französische übersetzen zu lassen, was freilich ohne grofsen Einflufs auf die Abfassung des Reglementes vom 29. Juli blieb [1]).

Diese Angelegenheit war immerhin sehr unbedeutend, im Vergleich zu der grofsen Frage, wie man sich konstituieren solle. Die ernannten Kommissäre hatten in ihren Verhandlungen nicht das mindeste zustande gebracht. Mirabeau griff (27. Mai) wieder auf seinen früheren Rat zurück, indem er das ganze bisher beliebte Verfahren scharf verurteilte. Dem trotzigen Adel keinen Schritt mehr entgegenkommen, den versöhnlichen Klerus durch eine feierliche Deputation zur Vereinigung mit dem dritten Stande auffordern, die Wahlprüfungen gemeinsam in einer Versammlung vornehmen: bei diesem Vorgehen sah er die Würde am besten gewahrt und die allgemeine Sache am meisten gefördert. Die Mehrheit war jetzt der gleichen Ansicht. Aber noch ehe jene feierliche Aufforderung an den Klerus irgend welche Folgen haben konnte, wurde der ganze Plan durch einen Eingriff von oben vereitelt. Der König, von der aristokratischen Partei des Klerus dazu veranlafst, brachte in Form eines landesväterlichen Wunsches durch ein Schreiben den Vorschlag an, die Besprechungen der Kommissäre aller drei Stände möchten in Gegenwart des Grofssiegelbewahrers und anderer von ihm Beauftragter

---

[1]) Règlemens observés dans la Chambre des Communes pour débattre les matières et pour voter. Traduit de l'Anglais mis au jour par le Comte de Mirabeau 1789. 88 S. vgl. Mirabeau: Dixième Lettre à ses commettans S. 2 Life of Sir S. Romilly 1842 I, 75. 267. 270. 271. Hier sagt Dumont in einem Briefe an Romilly vom 21. Juni 1789: „J'ai revu la traduction“, während er in seinen Souvenirs 164 behauptet: „J'avais traduit cet écrit.“ Nach Lucas-Montigny V, 315 rührt das Ms. von der Hand de Comps', mit vielen Korrekturen Salavilles und einigen Mirabeaus. Mirabeau hat sich auch mit einem Règlement de la Chambre des Pairs beschäftigt. (Arch. Étrangères, Papiere Mirabeaus, von anderer Hand, mit Korrekturen von der seinigen.)

wieder aufgenommen werden. Er gab der Hoffnung Ausdruck, auf diese Weise unmittelbar zur Herstellung der ersehnten Harmonie etwas beitragen zu können. Mirabeau entwickelte (29. Mai), dafs dies eine „von den Druiden gestellte“ Falle sei, für die Annahme wie für die Ablehnung berechnet. Geschähe das erste, so unterwürfen sich die Reichsstände einer königlichen Kommission, und ein Beschlufs des Conseil würde im Sinne der Aristokraten gegen die Abstimmung nach Köpfen entscheiden. Geschähe das zweite, so würde es heifsen: die Gemeinen, stürmisch und unbotmäfsig, streben danach, die monarchische Autorität zu zerstören. Er wollte jedoch die „achtungswerten Absichten des erhabenen Briefschreibers“ von den Beweggründen derer trennen, die das Schreiben veranlafst hatten. Daher riet er, sich dem Wunsche des Königs zu fügen, ihn aber in einer Adresse, gegenüber laut gewordenen Verleumdungen, der Ergebenheit „seiner treuen Gemeinen“ zu versichern und ihm zugleich zu erklären, dafs sie für die endgiltige Vornahme der Wahlprüfungen nur die eine ungeteilte „Nationalversammlung“ als berechtigt anzuerkennen vermöchten. Er schlug vor, auf der Stelle durch eine Kommission in einem Nebenzimmer die Adresse sowie die Instruktionen für die Bevollmächtigten der „Gemeinen“ entwerfen zu lassen. Nichts wäre alsdann natürlicher gewesen, als ihn selbst mit der Abfassung zu betrauen. Eine schönere Gelegenheit konnte sich ihm nicht bieten, sein Licht leuchten zu lassen, den Genossen Bewunderung seines Talentes, dem Hofe Achtung vor seiner loyalen Gesinnung abzuringen. Vielleicht, dafs eben damals die Unterhandlung mit Necker durch Malouet eingeleitet werden sollte. Eines hätte das andere unterstützt, und so wäre ihm nach beiden Seiten hin eine grofse Einwirkung ermöglicht worden.

Allein er mufste wieder erfahren, dafs die Versammlung nach langen Debatten einen wichtigen Bestandteil seines Antrages fallen liefs. Allerdings gab sie dem Wunsche des Königs nach, unter der Bedingung, dafs am Ende jeder Konferenz ein Protokoll von den Kommissären aufgenommen und unterzeichnet würde. Aber sie nahm Abstand von Erlafs einer Adresse, die zugleich ein Manifest für das Volk gewesen wäre. Statt dessen sollte eine Deputation dem Könige nur die Huldigungen und den Dank seiner getreuen Gemeinen zu Füfsen legen. Mirabeaus Bruder hatte so Unrecht nicht, wenn er bei einem Rückblick auf diese



Zeit sich darüber lustig machte, wie viel er gesprochen und wie wenig man auf ihn gehört habe[1]).

Man konnte fast mit gleichem Rechte dasselbe von der engeren Genossenschaft der Abgeordneten sagen, in deren Mitte er saſs. Der König schien der Deputation des Tiers nicht einmal die Ehre anthun zu wollen, sie bald zu empfangen. Eine schwere Erkrankung des Dauphin diente allerdings zur Rechtfertigung. In Wahrheit aber wuſste man sich bei Hofe wegen des Ceremonielles nicht Rat. Man konnte sicher sein, daſs die Deputation sich nicht wie vor Jahrhunderten vor dem Könige auf die Kniee niederlassen würde und wollte doch auch bei dieser Gelegenheit einen Unterschied der beiden ersten Stände und des dritten aufrecht erhalten. So war diese Zeit: das Reich erzitterte bis in seine Grundfesten, und die Regierenden klammerten sich an leere Formen. Die Versammlung empfand es bitter, daſs sie schwerer zum König Zutritt haben sollte als Klerus und Adel. Vorwürfe gegen Barentin, den Groſssiegelbewahrer, wurden laut, der, zum Verkehr mit ihr bestimmt, den abschlägigen Bescheid des Königs vermittelt hatte. Auf Mirabeaus Antrag wurde (5. Juni) beschlossen, daſs der Doyen den König unmittelbar ersuchen solle, die Zeit für den Empfang der Deputation zu bestimmen, da die Gemeinen keinen Zwischenträger zwischen ihm und seinem Volke anerkennen könnten. Soeben war Bailly, der berühmte Historiker der Astronomie, zum Doyen erwählt worden. Er wuſste, daſs er nur durch Vermittlung Barentins zum König gelangen könne. Aber er trug mit Rücksicht auf die Stimmung der Versammlung Bedenken, sich wieder an diesen zu wenden. Er hoffte durch Neckers Unterstützung eher zum Ziele zu kommen, besprach sich mit einigen Mitgliedern des Bureaus darüber und fand bei allen lebhafte Zustimmung. Zu seinem Erstaunen war Mirabeau, der dem Bureau eben angehörte, gleichfalls dafür. Aber auch Necker konnte ihm keinen unmittelbaren Zutritt beim König verschaffen, und da der Dauphin am 4. Juni starb, ward die Audienz noch länger hinausgeschoben.

Inzwischen war man in den Konferenzen, über der Berufung auf veraltete Präzedentien, nicht vom Flecke gekommen. Bei der Herstellung und Unterzeichnung eines gemeinsamen Protokolles

---

[1]) Lanterne magique No. I, 14: „Mirabeau n'est pas encore écouté quoiqu'il parle beaucoup.“

erhoben sich Anstände. Der Bezeichnung „Kommunen“ für die Deputierten des dritten Standes ward widersprochen. Der Adel blieb dabei, dafs er bereits konstituiert sei. Die Behauptung liefs sich aus seinen Reihen hören, dafs jeder Stand ein Veto gegen die Beschlüsse des anderen habe. Der Klerus, aus widerstreitenden Elementen zusammengesetzt, spielte unter der Maske der Versöhnlichkeit ein doppeltes Spiel. Die Kommissäre der Kommunen bestanden auf Prüfung der Wahlen in einer einzigen Versammlung, in welcher die doppelte Vertretung ihnen ein natürliches Übergewicht geben mufste. Da beschlofs die Regierung, den Knoten zu entwirren, den gleich anfangs zu durchhauen ihr die Kraft gefehlt hatte. Aber ihr Versuch war so ungeschickt, dafs er zu einer Niederlage führen mufste. Jeder Stand sollte die Wahlprüfungen für sich vornehmen und die Wahlakten den beiden anderen mitteilen. Streitige Fälle sollten vor eine gemischte Kommission gebracht und deren Ansicht jedem Stande berichtet werden. Fände sie allseitige Zustimmung, so wäre der Fall erledigt, wenn nicht, sollte der König das endgiltige Urteil sprechen. Die Frage der Abstimmung nach Köpfen oder Ständen sollte dabei ganz aus dem Spiele bleiben. So der Ausweg, den Necker, mit Berufung auf „alte Vorkommnisse“ warm empfahl.

Der Klerus war bereit, auf diese Brücke zu treten. Der Adel wollte sich dem Vorschlage nur insoweit anbequemen, als er sich auf diejenigen seiner Mitglieder erstrecken würde, die, wie im Dauphiné, durch ein gemeinsames Wahlkolleg ernannt waren. Die Kommunen, wie Mirabeaus Genossenschaft fortfuhr sich zu nennen, lehnten es ab, sogleich die Waffen zu strecken, waren aber so vorsichtig, ihre endgiltige Entscheidung noch hinauszuschieben. Mirabeau selbst machte sich im neunten Briefe an seine Wähler zum Dolmetscher ihrer wahren Gefühle. Nach seinem jüngsten Mifserfolge bei Necker hatte er noch weniger Grund, diesen zu schonen als früher. „Die ministerielle Jurisdiktion“, die an die Stelle freier Entscheidung der einen Nationalversammlung gesetzt werden, der „ministerielle Despotismus“, der als eine Prärogative der Krone ausgegeben werden sollte, wurden denn auch von ihm aufs stärkste gebrandmarkt. Er wies jede Beziehung auf Präzedenzfälle zurück, da die Nationalversammlung von 1789 etwas ganz anderes sei, als die alten „vorgeblichen états généraux“. Er zeigte, dafs die Verdoppelung

der Vertreter des Tiers widersinnig sei, wenn sie nur dazu dienen solle, den Ministern eine Einwirkung, selbst auf die Bildung der Versammlung, zu gewähren. Er warf ihnen vor, dafs sie, unter dem Scheine die Eintracht zu predigen, bisher nur den Samen der Zwietracht ausgesäet hätten. „Es steht ihnen wohl an," rief er höhnisch aus, „uns der Mifshelligkeiten zu zeihen, die ihr Werk sind, uns zu beschwören, ‚den König nicht allein inmitten seines Volkes beständig für die Herstellung von Frieden und Eintracht sorgen zu lassen'. Gewifs: sie schildern mit diesen Worten aufs treueste den Willen und den Eifer Seiner Majestät. Aber warum erlauben sie sich, seine vortrefflichen Absichten zu durchkreuzen? Warum wollen sie uns für das Unheil verantwortlich machen, das sie zu fürchten vorgeben, und das nur die Folge ihrer Unerfahrenheit sein kann, wenn nicht eines anderen Beweggrundes, den die Zeit, die alles enthüllt, in seiner ganzen Schändlichkeit aufdecken wird."

Diesmal hätte er in der Versammlung auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfen. Man entschied sich abzuwarten, bis die Konferenzen geendigt und ihr Protokoll geschlossen wäre. Erst danach wollte man sich über die Eröffnungen Neckers äufsern. Den Tag darauf empfing Ludwig XVI. die Deputation der Gemeinen, in welcher als Mitglied des Bureaus auch Mirabeau hätte erscheinen müssen, hätte er nicht vorgezogen, sich zu entschuldigen[1]). Die Ansprache Baillys enthielt einen Zusatz hinsichtlich des Todes des Dauphin, berührte aber die Frage, welche die Versammlung soeben beschäftigt hatte, mit keiner Silbe. Auch die Antwort des Königs war ganz allgemein gefafst. Deputationen von Klerus und Adel brachten die Gemeinen nicht aus ihrer Haltung. Indessen nahte die Stunde, die sie zum Handeln bestimmte. Am 9. Juni spät abends waren die Konferenzen, ohne dafs eine Einigung erzielt worden wäre, beendigt. Die Kommissäre des Adels hatten sich geweigert, das Protokoll zu unterzeichnen. Dieser Stand verharrte dabei, den Vorschlag Neckers in einer Weise einzuschränken, die ihm seine hauptsächliche Bedeutung raubte. Eine günstigere Lage für selbständiges Vorgehen konnte den Gemeinen nicht zu teil werden.

Am 10. Juni kündigte Mirabeau ihnen an, dafs einer der Deputierten von Paris einen Antrag von gröfster Wichtigkeit zu

---

[1]) Arch. parl. VIII, 72. Bailly I, 112.

machen habe. Er verschaffte dadurch dem Abbé Sièyes Gehör, der unter allgemeiner Spannung zum ersten Male vor der Versammlung auftrat. Sièyes beantragte, eine letzte Aufforderung an Klerus und Adel zu richten, sich zur gemeinsamen Vornahme der Wahlprüfungen an derselben Stelle, wo man sich am 5. Mai getrennt hatte, bei den Kommunen einzufinden. Wenn sie daraufhin nicht erschienen, sollte man zur Aufrufung aller Baillages und zur Prüfung der vorhandenen Wahlakten übergehen. Der Antrag wurde mit Jubel aufgenommen, das harte Wort „Aufforderung“ nur in das höflichere „Einladung“ verwandelt und der ergänzende Beschluſs gefaſst, dem König eine Adresse zu überreichen, die den Schritt der Kommunen rechtfertigen sollte.

Mirabeau hatte, vermutlich in Erinnerung an die Stimmung, welche die Versammlung in einer gleichen Frage erst vor wenig Tagen kundgegeben, eine Adresse für unnütz erklärt. Allein er muſste erfahren, daſs diesmal ein anderer Wind wehte. Da bot sich ihm ganz unvermutet ein Anlaſs, durch eine zündende Improvisation einen ersten groſsen rednerischen Triumph zu feiern und die an seine Lippen gebannten Genossen mit sich fortzureiſsen. Es war am 12. Juni. Man hatte vernommen, daſs der König die Adresse noch nicht entgegennehmen könne, „weil er sich auf der Jagd befände“. Man hatte von den Privilegierten die Antwort erhalten, daſs sie noch keinen Entschluſs hätten fassen können. Der Appell der Baillages sollte eben seinen Anfang nehmen. Da ertönte der Ruf eines Abgeordneten, die Fremden, die im Saale anwesend seien, sollten sich zurückziehen. Und einer sei dabei, fügte der Deputierte hinzu, ein Mann, verbannt aus seiner Heimat, nach England geflüchtet, ein Söldling des englischen Königs, den man schon seit ein paar Tagen Notizen machen und Zettel in Umlauf habe setzen sehen. Der also Bezeichnete war Du Roveray, Mirabeaus Bekannter, der ihm durch seine Aufzeichnungen treffliche Dienste für die Herstellung der Briefe an seine Wähler leistete. Erwägt man, wie stark damals der Argwohn vieler Franzosen gegen England war[1]), so durchschaut man die Anklage, die gegen Du Roveray geschleudert wurde, erst in ihrer ganzen Gefährlichkeit. Von allen Seiten erhob sich drohendes Murren. Eine groſse Anzahl von Mitgliedern verlangte gleichzeitig das Wort. Aber Mirabeau wuſste sich in dem Tumulte

[1]) Sorel II, 30.

Gehör zu verschaffen. In fliegender Hast entwickelte er, wer dieser Fremde sei, „einer der edelsten Bürger der Welt“, der sich um seine Vaterstadt höchst verdient gemacht, vor dem Hasse der Genfer Aristokraten gewichen und vom gastfreien England ehrenvoll aufgenommen worden sei. Er berief sich auf „die heiligen Rechte der Freundschaft und Menschheit“, erinnerte daran, dafs der Saal, in dem man tage, zum „Tempel der Freiheit“ werden sollte, und wufste durch das Feuer seiner Worte einen solchen Enthusiasmus zu entfesseln, dafs alles Beifall klatschte und eine Masse von Abgeordneten unter Bezeugungen ihrer Hochachtung den Angeschuldigten umdrängte. Dumont, der ein Zeuge dieser Scene war, hatte für Du Roveray gezittert. Er teilte nun des Landsmannes und Mirabeaus Triumph. Auch verfehlten die Briefe Mirabeaus an seine Wähler nicht, Kapital aus dem Vorgange zu schlagen, durch einen Rückblick auf die letzten Jahrzehnte der Genfer Geschichte für die demokratische Partei der Stadt und die Pläne der Flüchtlinge Stimmung zu machen und der Versammlung wegen ihrer „Liebe der Gerechtigkeit“ einen warmen Lobspruch zu erteilen.

Nicht lange konnte Mirabeau in dem Gefühle dieses rednerischen Sieges schwelgen. Schon bei der nächsten grofsen Debatte erlitt er die empfindlichste Niederlage. Der Aufruf der Baillages war am 13. Juni beendigt worden. An eben diesem Tage hatten sich, jubelnd begrüfst, die ersten Abtrünnigen des Klerus, ein paar Pfarrer, eingestellt, deren Beispiel bald Nachfolge fand. Die Prüfung der Wahlen war erfolgt; es galt, sich für konstituiert zu erklären, sich einen Namen zu geben. Die Vornahme dieses formellen Aktes mufste auch darüber entscheiden, welche Stellung die Versammlung im Staate zu erhalten beanspruche. Dies ging schon aus den Worten hervor, mit denen Sièyes am 15. Juni die Verhandlung einleitete. Nach ihm gab es kein Recht eines Deputierten als das, welches von der Versammlung anerkannt war. Zwischen sie und den Thron konnte sich „keine andere Kammer“, kein „Veto“ eindrängen. Sie repräsentierte, wie er geradezu sagte, „den allgemeinen Willen der Nation“. Er wollte die Hoffnung nicht aufgeben, die noch abwesenden Deputierten in ihre Mitte eintreten zu sehen, und nach geschehener Prüfung ihrer Wahlen freudig als Bundesgenossen beim Werke der Wiedergeburt des Vaterlandes zu begrüfsen. Auch durfte ihm das Erscheinen der Pfarrer als eine

erste glückliche Vorbedeutung gelten. Aber schon jetzt hielt er es für allein zulässig, dafs man sich als „Versammlung der bekannten und berechtigten Vertreter der französichen Nation“ bezeichne. Im Laufe der Debatten adoptierte er die von einem Mitgliede vorgeschlagene Umwandlung dieses Namens in den kürzeren „Nationalversammlung“, der schon häufig als gleichbedeutend mit dem der gesamten Reichsstände gebraucht worden war. Auf diese Weise kam die politische Theorie, die er mit unerbittlicher Folgerichtigkeit vertrat, noch deutlicher zum Ausdruck. Die Brücke zur Vergangenheit wurde abgebrochen. Es sollte nicht mehr Vertreter von Ständen geben, sondern nur noch Vertreter der Nation. Als solche sollten die Vertreter von sechsundneunzig Prozent dieser Nation gelten, in jedem Falle unbekümmert um den Widerspruch der Privilegierten, vielleicht, wie andere Redner andeuteten, unbekümmert auch um den Widerspruch des Königs. Die Theorie der National-Souveränität erhob sich gegen den Feudalismus. Sie konnte auch der monarchischen Gewalt zu einer gefährlichen Rivalin werden.

Sièyes hatte einen starken Rückhalt. Der kürzlich begründete bretonische Klub, zu dem viele Mitglieder des alten „Comité Duport“ übergingen, schlofs sich seiner Meinung an. Aber er erfuhr auch starke Angriffe, unter denen derjenige Mirabeaus weitaus der bedeutendste war. Mirabeau beschränkte sich nicht darauf, wie Mounier die nackte Thatsache auszusprechen, dafs die Vertreter der Mehrheit der Nation in Abwesenheit derer der Minderheit handeln würden. Er stellte dem umfassenden Begriffe der „Nation“, welcher die bisher bevorrechteten Stände in sich einschlofs, den engeren Begriff des „Volkes“ (Peuple) entgegen, von dem sie ausgenommen waren. Er griff damit nur den Gedanken Malouets auf, der schon am 8. Juni ausgerufen hatte: „Wenn wir Mafs halten, wenn wir uns konstituieren als das, was wir sind, Repräsentanten des Volkes („les représentants du peuple), wenn wir dem König nur das anbieten, was wir halten können, wenn wir nichts fordern, als das, wozu wir berechtigt sind, wenn wir uns dem Veto der Privilegierten nicht unterordnen, wenn wir uns keine Beleidigung gegen sie herausnehmen: alsdann wird es uns möglich werden, zusammen zu einer Verfassung zu gelangen.“ „Repräsentanten des französischen Volkes“, so lautete auch Mirabeaus Formel. Diese Wiederholung von Malouets verfrühtem Antrag, wie die Unterstützung, die der ge-

mäfsigte Malouet auch jetzt ihm zuwandte, war nichts weniger als geeignet, die stürmischen und radikalen Geister der Versammlung auf Mirabeaus Seite zu ziehen. Er liefs sich aber dadurch nicht beirren. Dreimal nahm er an zwei aufeinanderfolgenden Tagen das Wort, obwohl ihn ein Fieberanfall nach dem anderen schüttelte, und wandte sich an Verstand und Gefühl seiner Zuhörerschaft, um ihr Widerstreben zu besiegen.

„Wählt keinen Namen," rief er ihr zu, „der erschreckt. Sucht einen aus, den man euch nicht bestreiten kann, der milder, und in seiner Fülle nicht weniger imposant, für alle Zeiten pafst und jeder Entwicklung fähig ist, die euch die Ereignisse gestatten ... Was kann der Name Repräsentanten des französischen Volkes nicht werden, wenn eure Grundsätze erst bekannt sind, wenn Ihr gute Gesetze vorgeschlagen, wenn Ihr das öffentliche Vertrauen gewonnen habt?... Er wird alles werden, wenn das Volk, durch unsere Anstrengungen emporgehoben, den Rang eingenommen hat, den die ewige Natur der Dinge ihm bestimmt." Mirabeau schonte die Privilegierten nicht, deren Starrsinn die Kommunen zur That vorwärts dränge. Niemand fand heftigere Worte als er gegen die zähen Verteidiger „der alten Vorurteile, der gotischen Unterdrückungen barbarischer Jahrhunderte". Niemand spottete bitterer über die „angebliche Verfassung, nach der ein Wort, ausgesprochen von 150000 Individuen, dem Könige und 25 Millionen Halt gebieten könne, über eine Verfassung, „nach der zwei Stände, die weder das Volk noch der Fürst sind, sich des Fürsten bedienen werden, um das Volk auszusaugen, des Volkes, um den Fürsten zu erschrecken und der Umstände, um alles, was nicht zu ihnen gehört, zum Nichts herabzudrücken." Aber er gab zu bedenken, dafs so gefährlichen Feinden gegenüber doppelte Vorsicht nötig sei. Die Warnungen, die er schon am 18. Mai hatte hören lassen, führte er näher aus. Werden wir für die Usurpation des Namens Nationalversammlung die Sanktion des Königs haben, und können wir sie umgehen? Wird er nicht allen unseren folgenden Beschlüssen sein Veto entgegenstellen, wenn er den ersten nicht anerkennt? Werden unsere Wähler, welchen vor allem an Erleichterung ihrer Lasten gelegen ist, einen Entschlufs billigen, den sie in seiner ganzen Tragweite nicht verstehen können? Das alles gab er zu erwägen und malte aus, was daraus entstehen würde, wenn man nicht durchdränge, wenn eine Vertagung oder Auflösung stattfände.

„Die Folge wird die Entfesselung aller Rachegeister sein, die Verbindung aller aristokratischen Gewalten und die scheufsliche Anarchie, die immer zum Despotismus führt. Ihr werdet Plünderungen erleben. Ihr werdet Metzeleien erleben, Ihr werdet nicht einmal die verruchte Ehre eines Bürgerkrieges haben, denn bei uns hat man sich nie für diese oder jene Sache geschlagen, sondern immer nur für diese oder jene Person, und die Banner der Privatinteressen haben niemals der Oriflamme der Freiheit gestattet, sich zu erheben."

Es war mehr als ein Streit um Worte, der hier ausgefochten wurde. In Sièyes und Mirabeau bekämpften sich zwei verschiedene Denkweisen. Der Antrag von Sièyes war, wie sein Gegner anerkannte, „der Strenge der Prinzipien gemäfs". Er war, fügte er höflich hinzu, so „wie man ihn von einem philosophischen Bürger erwarten konnte". Er selbst hatte während des Wahlkampfes in der Provence den Privilegierten zugerufen, da man nicht mehr im Mittelalter stehe, bilde der dritte Stand die Nation. Aber Mirabeau als Politiker wollte noch etwas anderes gelten lassen, als die „gewohnte Logik", welche die Briefe an seine Wähler als eine hervorragende Eigenschaft von Sièyes hervorhoben. „Zwischen dem Metaphysiker, der in der Stille seines Studierzimmers die Wahrheit in ihrer Reinheit erfafst, und zwischen dem Staatsmanne, der verpflichtet ist, auf die Vergangenheit, auf Schwierigkeiten, auf Hindernisse Rücksicht zu nehmen, zwischen dem Lehrer des Volkes und dem praktischen Politiker ist der wesentliche Unterschied, dafs der eine nur an das denkt, was ist, der andere sich mit dem beschäftigt, was sein kann. Der Metaphysiker, der seine Reise auf einer Landkarte macht, springt ohne Mühe über alles weg, kümmert sich nicht um Berge und Wüsten, Flüsse und Abgründe. Macht man aber eine wirkliche Reise und will man sein Ziel erreichen, so mufs man sich immer daran erinnern, dafs man auf der Erde einhergeht und nicht in einer idealen Welt." Wenn Mirabeau so sprach, wollte er nicht schwächlichen Kompromissen, durch welche grundlegende Prinzipien selbst aufgeopfert würden, das Wort reden. Der Vorschlag, den er machte, widersprach ihnen nicht, er schob ihre Verwirklichung nur hinaus. Er wollte die Heftigkeit der Bewegung, in deren Mitte man sich befand, mäfsigen, nicht sie verstärken. „Ich bin überzeugt," schrieb er gleich darauf an Mauvillon, „das

beste Mittel, die Revolution scheitern zu lassen, ist, zu viel zu fordern."

Diese allgemeine Anschauungsweise der Dinge, in der ein gutes Teil prophetischer Ahnung steckte, war nicht das einzige, was Mirabeau so zähe an seinem Antrag festhalten liefs. Nach Dumonts Erzählung war die ganze Frage, um die es sich handelte, in dem kleinen vertrauten Kreise, der Mirabeau umgab, vor Beginn der Debatten reiflich besprochen worden. Diese Genfer waren alle für ein Zweikammersystem nach englischem Muster eingenommen. Sie waren entschiedene Gegner einer einzigen Versammlung, zu der man unfehlbar gelangen mufste, wenn man dem Gedankengange von Sièyes folgte. Mirabeau selbst sah, wie wir wissen, in der englischen Verfassung kein unanfechtbares Meisterstück und in ihrer Nachahmung kein unfehlbares Heilmittel. Handelte es sich darum, ein Gegenbild der unumschränkten Regierungsgewalt aufzuzeigen, so wufste er freilich nichts Besseres zu thun, als auf sie hinzuweisen. Nur so viel wollte es heifsen, wenn er in diesen Tagen einmal sagte: „Das Schicksal Frankreichs ist entschieden. Die Worte Freiheit, Steuerbewilligung durchs Volk ertönen im ganzen Reiche. Man wird nicht anders fertig werden als mit einer Verfassung, die der englischen mehr oder weniger ähnlich ist"[1]). Dies „mehr oder weniger" gewährte einen weiten Spielraum. Wenn er seinen Genfer Freunden zugab, dafs eine einzige gesetzgebende Versammlung „ohne Regulator und Zaum" ihre Gefahren habe, so dachte er sich unter diesem Zaum und Regulator nicht eine zweite Versammlung von gleicher Berechtigung. Ob er die aristokratischen Elemente Frankreichs überhaupt für lebensfähig genug hielt, um neben den „Repräsentanten des Volkes" einer gesonderten Vertretung, in welcher Form auch immer, wert zu sein, blieb zweifelhaft. Jedenfalls wollte er den Weg dahin nicht ohne weiteres abschneiden. Daher seine Empfehlung einer Bezeichnung, bei der alle Möglichkeiten offen gelassen wurden.

Endlich: er fafste bei seinem Antrage den König und seine Umgebung ins Auge. Vielleicht war ihm dies am wichtigsten. Von Anfang an hatte er das Zusammenwirken der monarchischen Gewalt und der Kommunen betont. Er hielt auch jetzt die Fiktion aufrecht, als stünden der König und die 25 Millionen des Volkes

---

[1]) Bacourt I, 67.

vereinigt den Aristokraten gegenüber. Man hatte seine Ansicht vom königlichen Veto angegriffen. „Wollt ihr es dem König versagen," rief er den Widersachern in seiner zweiten Rede zu, „glaubt ihr, seiner Sanktion entbehren zu können? Was mich betrifft: ich halte das Veto des Königs für so notwendig, dafs ich lieber in Konstantinopel als in Frankreich leben möchte, wenn er es nicht hätte. Ja, ich verhehle es nicht: ich kenne nichts Schrecklicheres, als die souveräne Aristokratie von sechshundert Personen, die sich morgen für unabsetzbar, übermorgen für erblich erklären könnten und wie alle Aristokratieen aller Länder der Welt damit endigen würden, alles an sich zu reifsen." In diesen Worten war sehr viel Übertreibung. Selbst das lange Parlament in England hatte nie an Unabsetzbarkeit gedacht, von dem Schreckbilde der Erblichkeit zu schweigen. Sehr möglich, dafs dieser Satz ebensowohl für das Ohr Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes berechnet war wie für die Versammlung, an welche der Redner sich wandte. Auch versäumte der Grofssiegelbewahrer, der den König über die Debatten auf dem Laufenden erhielt, keineswegs, Mirabeaus Verteidigung des Veto hervorzuheben[1]).

Aber unleugbar war es: konstituierte man sich unter einer Firma, die keinen Widerspruch der Regierung hervorzurufen geeignet war, weil sie der Wahrheit entsprach, so konnte man sich unmittelbar „dem Throne annähern". Man konnte, wie Mirabeau es vorschlug, sofort mit dem Monarchen über die Finanzfrage verhandeln, ihm, unter Vorbehalt einer Änderung des ganzen Abgabewesens die provisorische Forterhebung der Steuern bewilligen, die Staatsschuld unter den Schutz und die Ehre der Volksvertreter stellen und so die Privilegierten zur Rolle grollender Zuschauer verurteilen, während das Werk der Reform begann. Ein wie weites Feld eröffnete sich dann für Mirabeau, der mit dem Siege über Sièyes unschwer die Führerschaft des Hauses der „Volksrepräsentanten" erlangt haben würde! Mit wie viel mehr Autorität hätte er dann Necker gegenübertreten können als bei jener ersten Zusammenkunft im Mai!

Welche Gedanken auf dem Grunde seiner Seele schlummerten, liefs er bald darauf einen vornehmen Belgier, der zu seinem ersten Vertrauten wurde, wenigstens ahnen. Dieser Mann war

---

[1]) Arch. nat. K. 679. Correspondance de M. de Barentin avec Louis XVI concernant ce qui se passait aux états généraux. Bulletin du 15 juin.

August-Marie-Raymond, Prinz von Arenberg, Graf de La Marck. Er war zu der Zeit, als Marie Antoinette dem Dauphin ihre Hand reichte, in französische Dienste getreten. Mirabeau hatte im Jahre 1788 die Bekanntschaft des gebildeten, reichen, völlig unabhängigen Edelmannes gemacht und ihn, wie fast jeden, mit dem er in Berührung kam, durch seine geistsprühende Unterhaltung bezaubert. Die Eröffnung der Reichsstände führte sie wieder zusammen. La Marck war einer der Vertreter der Noblesse im Baillage Quesnoy, wo viele belgische Adlige Grundstücke besafsen. Er hielt sich an die Wünsche der Mehrheit seiner Wähler und widerstrebte der Vereinigung der drei Stände. Allein das hinderte Mirabeau nicht, ihm die Schmeichelei zu sagen: „Mit einem Aristokraten von Ihrem Schlage werde ich mich immer leicht verständigen.“ Seinerseits konnte La Marck sich nicht verhehlen, dafs Mirabeaus stürmische Beredsamkeit den Wunsch verbarg, sich zum Haupte der Volkspartei zu machen, um seinen Ideen Einfluſs auf die Regierung zu verschaffen. Auch täuschte er sich nicht darüber, dafs diese nicht nur auf das Niederreifsen, sondern ebensowohl auf das Erhalten gerichtet waren. In diesem Sinne war es gemeint, wenn Mirabeau Ende Juni nach einem belebten Diner seinem Gastfreunde, dem Günstling der Königin, zuraunte: „Lassen Sie doch im Schlosse wissen, dafs ich mehr für als gegen sie gestimmt bin.“ Seinem Freunde Mauvillon verschwieg er freilich diese Hintergedanken. Ihm klagte er nur, dafs die Nation nicht „reif“ sei, dafs der Grad ihrer Bildung der Gewalt der Revolution nicht entspreche, und er rechtfertigte durch solche Erwägungen allein den Widerstand, welchen er Sièyes entgegengesetzt habe.

Dieser Widerstand war nicht nur vergeblich, er bereitete ihm am 16. Juni eine sehr demütigende Scene. Man hatte sich nicht darauf beschränkt, den Inhalt seines Antrages zu bekämpfen, sondern auch das bloſse Wort „Peuple“, das er im Unterschiede zum Worte „Nation“ empfahl, für anrüchig ausgegeben. Es schien vielen einen entwürdigenden Beigeschmack zu haben, wie das lateinische „vulgus“, das englische „mob“. Mirabeau erklärte dies mit einem rhetorischen Fechterstreiche für einen grofsen Vorzug. Seine Genfer Freunde kamen ihm dabei zu Hilfe. Du Roveray und Dumont hatten in Gesellschaft des jungen Schotten Lord Elgin als Zuhörer auf den Gallerien den Gang der Debatten mit Spannung verfolgt. Dumont, empört

über die Anfeindungen, die das Wort Peuple erfuhr, schrieb auf der Stelle eine Widerlegung nieder, die den ganzen Beifall Lord Elgins fand. Das Mittagessen unterbrach die Sitzung. Mirabeau dinierte mit den Genfern, bekam Dumonts Skizze zu Gesicht und beschloſs sofort, sie sich anzueignen, ohne Rücksicht darauf, daſs der junge Elgin sie schon kannte. Auch Du Roveray blieb nicht unthätig und schrieb in einem Zuge eine Erwiderung auf die übrigen Einwürfe nieder, die Mirabeau gemacht worden waren. Er hatte eben Zeit, die Sätze seiner gewandten Bundesgenossen zu kopieren, und erschien, als die Abendsitzung begann, mit dem ziemlich vollständigen Manuskripte einer Rede, die in der Verteidigung des vielgeschmähten Wortes Peuple gipfelte. Er pries es, daſs die Armut der französischen Sprache dazu zwinge, ein Wort zu wählen, wie es besser nicht gedacht werden könne. Was den Aristokraten bisher „canaille“ gewesen, werde durch Annahme seines Antrages geadelt werden. Er erinnerte an die heroischen „Geusen“ in den Niederlanden, an die heroischen „Hirten“ in der Schweiz. Er forderte, daſs man sich, gleich jenen Helden der Vorzeit aus den Beleidigungen der Feinde einen Schmuck machen solle. Aber er konnte seine Rede nicht beendigen. Ein Sturm der Entrüstung brach los, von dem in den Briefen Mirabeaus an seine Wähler nur eine sehr schwache Andeutung gegeben wird. Er blieb inmitten des tobenden Aufruhres unbeweglich. Endlich gelang es ihm zu erklären, er wolle dies Stück seiner Rede, von seiner Hand unterzeichnet, dem Bureau überliefern. Lese man es bei ruhigem Blute, fügte er in seiner Zeitschrift hinzu, so werde man sich überzeugen, daſs es nichts Beleidigendes enthalte[1]).

Als Dumont nach Mitternacht in Mirabeaus Zimmer trat, sehr bekümmert über den schlechten Erfolg seiner Eingebung, fand er ihn wider Erwarten in ganz gehobener Stimmung. Er las die Rede, sein und der Genfer Werk, ein paar Marseillern vor, die nicht genug Worte der Bewunderung finden konnten. Die Versammlung, die ihn unterbrochen hatte, bezeichnete er mit den beschimpfendsten Ausdrücken. Aber er fürchtete nichts für seine parlamentarische Zukunft. „In acht Tagen,“ sagte er,

---

[1]) Dieser Schluſsteil der Rede von „Je persévère — s'honorer“ findet sich in der That in Mirabeaus Hand und mit seiner Unterschrift noch vor in den Arch. nat. (Musée des archives A. E. n. 1082). Im übrigen vgl. Dumont.

„werde ich stärker als jemals sein. Sie müssen zu mir kommen, wenn der Orkan losbricht, den Sie entfesselt haben. Das Ereignis dieser Nacht hat nichts Bedauerliches. Die Denkenden werden den tiefen Sinn meines Antrages erkennen. Ich werde die Thoren, die ich zu sehr verachte, um sie zu hassen, gegen ihr Wissen und Wollen retten.“ Doch hielt er es für geraten, am 17. Juni bei der Abstimmung, die über die Annahme der Bezeichnung „Nationalversammlung“ entschied, zu fehlen. Sein Name fand sich daher auch nicht auf einer Liste derer, die mit Nein gestimmt hatten, welche Liste man als Verzeichnis der „Verräter“ in Paris verbreitete[1]). Er stand abseits, während Sièyes den glänzendsten Triumph feierte, Chapelier und Target seine Anträge in Sachen der Steuerbewilligung und Staatsschuld wiederaufnahmen, Barnave, der junge feurige Advokat von Grenoble, sich mit anderen in die Ehre teilte, eine neue Adresse an den König zu entwerfen. Auch wurde er in keines der Comités aufgenommen, deren wichtigstes die Ursachen der steigenden Teuerung, vorzüglich in Paris, aufsuchen und Mittel der Abhilfe des Notstandes vorschlagen sollte. Er rechnete darauf, dafs seine grofse Stunde kommen werde. Und sie kam rascher, als zu vermuten war.

Am 20. Juni fand die Nationalversammlung den Zutritt zu ihrem Saale gehindert, da Vorbereitungen für die Abhaltung einer „königlichen Sitzung“ getroffen wurden. Die Mitglieder zogen nach kurzem Besinnen in den weiten, kahlen Raum des Ballhauses, und der Eid, sich nicht zu trennen, bis die Verfassung des Reiches auf festen Grundlagen hergestellt sei, war das Ereignis des Tages. Als einer der zuerst Aufgerufenen unterzeichnete ihn mit den Hunderten seiner Genossen Mirabeau. Mit ihnen begab er sich am 22., als auch das Ballhaus sich der Versammlung schlofs, in die Kirche des heiligen Ludwig, wo die Mehrheit des Klerus und die ersten Ankömmlinge des Adels, wie endlich heimgekehrte Brüder mit Rührung empfangen, sich einstellten. Er hatte den Tag darauf mit den übrigen vom dritten Stande angesichts einer kriegerischen Masse draufsen im strömenden Regen zu warten, bis es dem Oberceremonienmeister gefiel, die finster blickenden, sorgenerfüllten Männer zur prunkvollen königlichen Sitzung zuzulassen. Dafs Necker unter den Ministern

---

[1]) Dumont 83. Mounier: Exposé de la conduite de M. Mounier dans l'assemblée nationale, Paris, 1789. S. 7.

fehlte, die vor dem Throne saſsen, war ein übles Zeichen. Warum er fehlte, hätte Mirabeau wissen können, wäre er durch Du Roveray in die Verhandlungen eingeweiht worden, die der königlichen Sitzung vorausgingen. Dieser Genfer hatte hinter Mirabeaus Rücken Politik auf eigene Hand getrieben und durch Malouet seine Ideen Necker mitgeteilt. Sie begegneten sich mit Neckers eigenen Absichten [1]). Der Minister hatte begriffen, daſs es die höchste Zeit für die Regierung sei, den Privilegierten zu gebieten, wenn sie sich nicht dazu verurtheilen wollte, den Gemeinen einfach zu gehorchen. Er hatte den Plan entwickelt, in einer königlichen Sitzung an erster Stelle die Vereinigung der Stände und die Abstimmung nach Köpfen, mindestens in Steuerfragen, zu proklamieren. Vielleicht, daſs der monarchischen Gewalt damit die Möglichkeit gerettet wurde, bei der Reform des Gemeinwesens die Führung zu behaupten und ein Zweikammersystem in beschränktem Umfange zu retten. Aber im Rate Ludwigs XVI. siegten Artois, die Königin und alle diejenigen, welche den Haſs der eingefleischten Aristokraten gegen das kühne Vorschreiten der revolutionären Versammlung teilten. Es wurde für gut befunden, den wichtigsten Bestandteil aus Neckers Vorschlag wegzulassen. Der erste Satz der königlichen Willensäuſserung enthielt den Befehl, daſs die alte Form der Beratung nach den drei Ständen, als Regel, fortdauern solle, und die Kassierung aller Beschlüsse des dritten Standes, die seit dem 17. gefaſst waren. Nach dieser Erklärung fand das nachfolgende umfassende Reformprogramm kein Echo mehr in den Herzen der groſsen Mehrzahl der Hörer. Als die Vorlesung des Aktenstückes beendigt war, fügte Ludwig XVI. hinzu, daſs, wenn man nicht auf seine Absichten eingehe, er allein sich als den wahren Repräsentanten seines Volkes betrachten werde. „Ich befehle Ihnen," schloſs er, „sich sofort zu trennen und sich morgen früh in den jedem Stande bestimmten Saal zu begeben, um dort Ihre Sitzungen wieder aufzunehmen. Ich befehle dem Oberceremonienmeister, die Säle zurüsten zu lassen."

---

[1]) Wenn Dumont, S. 84, sagt, die Idee der Séance royale sei von Du Roveray ausgegangen, so ist das zu viel behauptet. Auch irrt er, wenn er Malouet ganz auf Du Roverays Seite treten läſst, vgl. Malouet: Mémoires I, 320. Im übrigen ist die Richtigkeit seiner Erzählung im wesentlichen, soweit sie sich auf Mirabeau und Du Roveray bezieht, durch die Mitteilungen Neckers, seiner Tochter, seines Schwiegersohnes u. a. nicht ausgeschlossen.

Es war die gebieterische Sprache des Despoten, wie man sie ehemals bei einem Lit de justice gehört hatte. Der Adel und ein Teil des Klerus folgte dem Monarchen. Die übrigen blieben unbeweglich auf ihren Plätzen.

Wir wissen, daſs sie sich, ebensowenig wie drei Tage zuvor im Ballhause, von Anfang an in entschiedener und begeisterter Stimmung befanden. Sie waren über das Gehörte bestürzt[1]). Noch niemals war das bürgerliche Element im Staate zu einem solchen Zusammenstoſs, nicht allein mit der Aristokratie, nun auch mit dem Königtume gedrängt worden, wie hier. Advokaten, Gelehrte, Landleute, Dorfpfarrer, aus ihrer engen Sphäre durch die Sturmflut der Ereignisse herausgerissen, sollten den Kampf ausfechten. Draufsen starrten die Waffen der Gardes du Corps. In der nahen Hauptstadt gärte die Masse. Erfolgte ein Gewaltstreich, so stand mehr auf dem Spiele als das Leben derer, die der Thronsaal einschloſs. Auch Bailly, den ruhigen Kreisen der Wissenschaft entrückt, um Präsident der Nationalversammlung zu werden, war ohne feste Haltung. Als der Oberceremonienmeister, Marquis de Brézé, bedeckten Hauptes erschien, um erhaltenem Befehle gemäſs zu erinnern, daſs man die Meinung des Königs gehört habe, wuſste er keine energische Antwort zu finden. Einer der Augenblicke war da, die über das Schicksal eines Reiches, eines Zeitalters entscheiden. Er war auch entscheidend für Mirabeau. Schon bei einem früheren Anlaſs hatte er diesem Groſsmeister der Ceremonien, der sich jeden Augenblick in vielgeschäftiger Pflichterfüllung zwischen Regierung und Abgeordnete eindrängte, eine bittere Lehre gegeben[2]). Jetzt erhob er sich, um ihm mit Würde zu erwidern: „Ja, mein Herr, wir haben die Meinung vernommen, die man dem König in den Mund gelegt hat. Sie aber, der Sie gegenüber den Reichsständen sein Organ nicht sein können, Sie, der Sie hier weder Sitz noch Stimme haben, noch ein Recht zu sprechen: Sie sind nicht befugt, uns seine Rede ins Gedächtnis zurückzurufen. Um indessen jede Weitläufigkeit

---

[1]) Auch Méjan I, 30 sagt, allem Anschein nach als Augenzeuge: „Comme la consternation était profonde.“

[2]) In der Sitzung vom 23. Mai s. Arch. parl. VIII, 45 Klagen über de Brézé bei Bailly I, 82 und Révolution française 1883, No. 5 nach den Memoiren von Lareveillère-Lepaux.

und Zögerung zu vermeiden, erkläre ich Ihnen: Wenn man Sie beauftragt hat, uns von hier zu entfernen, müssen Sie sich den Befehl zur Anwendung von Gewalt verschaffen. Denn wir werden nur der Macht der Bajonette weichen[1])."

Das Wort war gesprochen. Die Abgeordneten riefen wie aus einem Munde: „Dies ist der Wille der Versammlung." Der hohe Hofbeamte verwahrte sich dagegen, dafs der Abgeordnete von Aix Organ der Versammlung sei. Dann entfernte er sich, wie von Augenzeugen berichtet wird, nach rückwärts schreitend, gemäfs dem Ceremoniell, das nur im Angesichte der Majestät üblich war[2]). Es erging ihm wie seinem deutschen Kollegen in der Dichtung, sein „Verstand stand still". Er vergass die heiligen Satzungen der Etikette.

Als sich die Thüre hinter ihm geschlossen, fanden Camus, Barnave, Sièyes und andere Worte der Ermutigung. Man hielt einstimmig an den früheren Beschlüssen fest. Aber man mufste auch bereit sein, die Folgen zu tragen. Die Gefahr bestand nicht nur in der erhitzten Phantasie. Ein paar Schwadronen der Gardes du Corps wurden nur durch die liberale Minderheit des Adels daran gehindert, die Versammlung auseinanderzusprengen[3]). Wenn die blanke Waffe versagte, drohte noch Verhaftung. Kaum ein Jahr war verflossen, seit d'Espréménil und Goislard aus der Mitte des Pariser Parlamentes gerissen worden waren. Mirabeau beantragte daher, die Unverletzlichkeit der Abgeordneten zu dekretieren, in dem Sinne, dafs sie während der Dauer oder nach Ablauf der Session für ihre Äufserungen in den Reichsständen in keiner Weise zur Rechenschaft gezogen werden dürften. Bailly, schon unwillig darüber, dafs Mirabeau

---

[1]) Dies ist die einzig beglaubigte Fassung der Ansprache Mirabeaus; sie findet sich im 13. Briefe an seine Wähler. Die vorangehende theatralische Rede mit der Erinnerung an Catilina, welche die Arch. parl. kein Bedenken getragen haben, aufzunehmen, fehlt hier. Über Mirabeaus „voix argentine" und „accent solennel" bei dieser Ansprache s. (Arnault) Mémoires d'un Sexagénaire 1843. I, 179.

[2]) Lucas-Montigny nach Frochots und anderer Erzählung, die mit dem Berichte des Sohnes von M. de Dreux-Brézé (Moniteur 1833, Protokoll der Sitzung der Pairs vom 9. März) verträglich ist.

[3]) Dies scheint nach den verborgen gehaltenen Mémoires de Lareveillère Lepaux, Paris 1873, von denen zum Glück ein Exemplar in der Bibl. nationale niedergelegt worden ist, aufser Zweifel zu sein, vgl. Revue historique X, 72 und Naigeons Note zu Bailly. I, 217.

sich angemafst hatte, statt seiner dem Abgesandten des Königs eine Antwort zu geben, deren Schärfe er mifsbilligte, sprach sich dagegen aus. „Wenn mein Antrag fällt," rief Mirabeau ihm zu, „werden sechzig Deputierte, und Sie an der Spitze, heute Nacht arretiert." Er widerlegte die Bedenken derer, denen ein Privileg der Abgeordneten unzulässig erschien, und er trug gegen eine verschwindende Minderheit den Sieg davon.

Die unerhörte Kühnheit seines Auftretens hatte sich der Versammlung mitgeteilt. Der provençalische Edelmann, dem die Rolle des Tribunen zugefallen, war eine Macht geworden. Die Briefe an seine Wähler sprachen nur von „einem Mitgliede der Gemeinen", das als der Held dieser Scene vom 23. Juni erschien. Aber jedermann wufste, wer darunter gemeint war. Der Name Mirabeaus, von Millionen bewundert, flog durch Frankreich und durch Europa.

Zweites Kapitel.

Zusammenbruch der Regierung.

Frau von Staël hat einmal das Wort gewagt: „Mirabeau wufste alles und sah alles voraus.“ Niemals vielleicht hat er von dieser seiner Gabe eine deutlichere Probe abgelegt, als in jenen schwülen Sommertagen des Jahres 1789, die seinen Namen zum ersten der Nationalversammlung machten. Sobald seine Genfer Freunde ihn in die Vorgeschichte der königlichen Sitzung eingeweiht hatten, rief er aus: „Auf solche Art führt man die Könige zum Schaffot.“ Während das Haus Neckers von Glückwünschenden und Jubelnden nicht leer wurde, nachdem der Minister sich entschlossen hatte, sein Entlassungsgesuch zurückzuziehen, blickte Mirabeau, völlig frei von Illusionen, in die dunkle Zukunft. Während das Erscheinen der Mehrheit des Klerus und der Minderheit des Adels im gemeinsamen Sitzungssaale einen Sturm der Freude entfesselte, liefs er durch Dumont eine Adresse entwerfen, durch welche die Versammlung das aufgeregte Volk zur Bewahrung von Ruhe und Gesetzmäfsigkeit auffordern sollte. Er täuschte sich nicht darüber, dafs der 23. Juni in weiten Kreisen den tiefsten Eindruck gemacht hatte. In Versailles gab es täglich tumultuarische Auftritte. In Paris, wo Teurung und Arbeitslosigkeit um sich griffen, waren die Geister in fieberhafter Spannung. Was an ängstigenden Gerüchten über die Absichten des Hofes und der Aristokratie im Mittelpunkte des Reiches umlief, mufste, je weiter man vom Schauplatze der Ereignisse entfernt war, eine noch bedrohlichere Gestalt annehmen. Mirabeau wollte entwickeln, wie furchtbare Wirkungen diese ansteckende Kraft des Mifstrauens haben könnte. Er

wollte den „edelmütigen gerechten“ König von dem Vorwurf entlasten, als sei er an jenem verhängnisvollen Tage seinem eigenen Antriebe gefolgt. Das Volk sollte durch seine Vertreter erfahren, dafs man nicht zu verzweifeln brauche, vorausgesetzt, dafs es sich vor rohen Ausschreitungen hüte. „Unser Los ruht in unserer Weisheit. Gewaltthätigkeiten allein könnten diese Freiheit, welche die Vernunft uns sichert, in Frage stellen oder selbst vernichten.“ Er bewegte sich ganz auf der früher innegehaltenen Linie, in der Absicht, zu gleicher Zeit die Kraft des Stofses zu mäfsigen und eine Gesinnung an den Tag zu legen, die ihn als Berater der Regierung empfehlen konnte.

Noch ehe er am 27. Juni zu Worte kommen konnte, um den Entwurf seiner Adresse zu begründen, trat ein Ereignis ein, das seinen Antrag in den Hintergrund drängte[1]). Der König liefs sich endlich dazu bewegen, die noch grollenden Mitglieder von Klerus und Adel zum Anschlufs an die übrigen aufzufordern. Sie wagten keinen offenen Ungehorsam. „Hat man die Diktatur angerufen,“ sagte Mirabeau spöttisch aber wahr, in den Briefen an seine Wähler, „so mufs man auch diktatorischen Bitten Folge leisten.“ Wohl gab es noch Proteste, Vorbehalte und Reibungen. Aber in Wahrheit hatte sich die Vereinigung der drei Stände zu der einen Nationalversammlung vollzogen, und die Welt erlebte das erstaunliche Schauspiel, dafs ein Prinz von Geblüt und ein Kardinal, dafs Herzöge und Prälaten sich den Vorsitz eines einfachen Bürgerlichen gefallen lassen mufsten. Dafs die Gefahr eines gewaltsamen Ausbruches der Leidenschaft noch immer bestand, war für Mirabeau keine Frage. Was war bei einem falschen Schritte des Hofes von der nächsten Zukunft zu erwarten, wenn ein Volkshaufe von tausenden in der Hauptstadt einige als Mitglieder eines geheimen Klubs verhaftete Gardisten gewaltsam befreien, und wenn der Versammlung das Ansinnen

[1]) Unbegreiflicherweise lassen Barthe: Discours de Mirabeau, Lucas-Montigny, Arch. parl. VIII, 165 ff. (mit zwei sonst fehlenden Eingangssätzen) Mirabeau die Rede am 27. Juni wirklich halten, die zu halten die Reunion der Stände unmöglich machte. In der Quatorzième lettre du comte de Mirabeau à ses commettans heifst es ausdrücklich: „La motion que la circonstance de la réunion a dû suspendre, ebenso bei Méjan I, 261: „Quoiqu'il en soit, voici ce qu'il voulait dire“ vgl. daselbst S. 281 und Quinzième lettre S. 5, Dumont, der die Autorschaft der Adresse in Anspruch nimmt, verlegt sie auf ein falsches Datum s. S. 132, 461.

gestellt werden konnte, der Behörde, die sie zurückverlangen würde, in den Arm zu fallen? Als man in der Sitzung des 1. Juli Kunde davon erhielt, wufste Mirabeau nichts Besseres zu thun, als den Erlafs seiner eben erwähnten Adresse ans Volk zu empfehlen. Sie war durch kleine Veränderungen den Umständen angepafst und wollte sich zunächst an die heifsblütigen Bewohner der Hauptstadt richten. Allein der Redner, auch an diesem Tage fieberkrank, konnte sich kaum Gehör verschaffen. Sein Antrag kam nicht zur Diskussion. Man zog es vor, auf eine weniger feierliche Weise einzuschreiten, aber zugleich einen gelinden Druck auf den König auszuüben. Die Pariser Bittsteller wurden durch den Präsidenten aufgefordert, im Sinne von Ordnung und Gesetz auf ihre Mitbürger einzuwirken, während eine Deputation an das gute Herz des Königs appellieren sollte. Ludwig XVI. gab eine beruhigende Antwort, die Wähler von Paris verbürgten sich für Erhaltung der Ordnung, und die Versammlung hoffte, sich dem wichtigsten Gegenstande, der Beratung der Verfassung, widmen zu können, als sich in ihrer unmittelbaren Nähe ein drohendes Unwetter zusammenzog.

Seit der mifsglückten königlichen Sitzung vom 23. Juni waren beständig neue Truppen in und um Versailles angehäuft worden, Regimenter, die für zuverlässiger galten als die schwache Garnison von Paris, unter dem Kommando des greisen Marschalles Broglie. Artillerie langte an, es bildete sich ein förmliches Lager. Es war klar, dafs ein entscheidender Schlag vorbereitet wurde. Mirabeau ahnte, dafs Neckers Entfernung das Signal dazu geben sollte. So wenig er seine Meinung über den Mann geändert hatte, so hielt er seinen Sturz im damaligen Augenblick doch für ein Unheil. Einen Tag nach der königlichen Sitzung hatte er den Hauptgegner Neckers im Rate des Königs, Barentin, mit einer förmlichen Anklage bedroht, für den Fall, dafs er auf seinem Posten zu bleiben wage.

So lange aber die Truppen nicht entfernt wurden, hatte man keine Bürgschaft für eine unblutige Entwicklung der Dinge. Mounier hatte sofort nach der königlichen Sitzung den Wunsch geäufsert, dafs der Monarch in einer Adresse gebeten werde, die Versammlung nicht durch die Nähe der bewaffneten Macht in ihrer Freiheit zu beschränken. Barnave hatte diesen Gedanken Tags darauf wieder aufgegriffen. Damals handelte es sich nur um die unmittelbare Umgebung des Sitzungssaales und um den

ungehinderten Zutritt zu demselben. Nun aber stand mehr auf dem Spiele: die Ruhe des ganzen Reiches. Mirabeau mochte sich nicht auf die pathetischen Worte eines Freiheitsfreundes verlassen, der durch massenhafte Verbreitung einer Flugschrift die Truppen insgesamt zu bereden suchte, aufser der Nation keinen Herrn anzuerkennen[1]). Er hatte mit seinen Genfer Bekannten den Ernst der Sachlage gründlich durchsprochen und war sich klar darüber, dafs kein Augenblick mehr zu verlieren sei. Durch ihre Feder unterstützt, hatte er eine Rede und Anträge ausgearbeitet, mit denen er am 8. Juli die Versammlung überraschte. Es war nicht nur die Furcht vor einem Gewaltakte des Hofes, die aus seinen Worten sprach, sondern ebensosehr die Furcht vor den Folgen, die ein solcher Gewaltakt durch die Aufreizung der empörten Massen nach sich ziehen würde. Er machte diejenigen, auf deren Rat die Truppen angesammelt waren, im voraus dafür verantwortlich. „Haben sie," rief er aus, „in der Geschichte aller Völker studiert, wie Revolutionen begonnen, welchen Lauf sie genommen haben? Haben sie beobachtet, durch welche unheilvolle Verflechtung von Umständen auch die weisesten Geister über alle Schranken der Mäfsigung hinausgeführt werden, mit einem wie furchtbaren Triebe ein wutentbranntes Volk zu Ausschreitungen fortgerissen wird, bei deren erster Vorstellung es gezittert haben würde?" In deutlicher Voraussicht dessen, was kommen könne, wollte er, dafs der König in einer Adresse nicht nur um Entfernung der Truppen beschworen, sondern dafs er auch ersucht werden solle, die Bildung von „Bürgergarden" in Paris und Versailles zu gestatten, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung genügen würden. Was dadurch erreicht werden könne, hatte er in Marseille und Aix mit eigenen Augen gesehen.

Von allen Seiten fand er Beifall, nur den Antrag hinsichtlich der Bildung von Bürgergarden hielt die kurzsichtige Mehrheit noch nicht für zeitgemäfs. Mirabeau wurde beauftragt, einer Kommission den Entwurf einer Adresse zu unterbreiten, und schon den nächsten Tag konnte er der Versammlung jene

---

[1]) Lettre à M. le Comte de Mirabeau l'un des Représentans de l'Assemblée nationale sur les dispositions naturelles, nécessaires et indubitables des Officiers et des Soldats Français et Étrangers. Par un Officier Français (vom 25. Juni) 27. Bibl. nat. L^b 39 No 1863, vgl. dazu die Bemerkungen von Chérest, III. 32, der Louis de Chénier für den Verfasser hält.

feierliche Ansprache an den König vorlesen, welche die Hörer zur gröfsten Bewunderung hinrifs. Je aufrichtiger der Beifall war, den Mit- und Nachwelt diesem Prachtstücke eindringlicher und würdiger Beredsamkeit widmeten, desto mehr mufste seinem wahren Urheber daran liegen, in einer späteren Epoche das Geheimnis der Autorschaft aufzuklären. Étienne Dumont, der ehemalige Kanzelredner, war ganz der Mann, die Ideen Mirabeaus mit Pomp und Salbung auszudrücken. Er selbst gestand, dafs ihm dies pastorale Talent abgehe[1]). Der Deputation von vierundzwanzig Abgeordneten, die dem König am Abend des zehnten Juli die Adresse überreichte, gehörte auch Mirabeau an. Ihn am wenigsten konnte die Antwort Ludwig XVI. befriedigen, in der von den übel Gesinnten die Rede war, welche das Volk über den wahren Zweck der getroffenen Vorsichtsmafsregeln zu täuschen suchten. Der König versicherte, dafs die Truppen nur dazu bestimmt seien, neuen Unruhen vorzubeugen, und stellte der Nationalversammlung frei, wenn sie für die Unabhängigkeit ihrer Beratungen fürchte, um Verlegung nach Noyon oder Soissons zu bitten. Es war eine entschiedene Zurückweisung, durch die das Ehrgefühl der Bittsteller getroffen werden mufste. „Wir haben die Zurückziehung der Truppen gewünscht," erklärte Mirabeau, als am 11. Juli die Erwiderung des Königs verlesen wurde, „aber wir wünschen nicht, vor den Truppen die Flucht zu ergreifen. Mögen sie sich von der Hauptstadt entfernen, nicht um unsertwillen haben wir dies Ansinnen gestellt. Man weifs es: nicht die Furcht leitet uns, sondern die Rücksicht auf das allgemeine Wohl." Er verlangte, dafs man nicht nachlasse, die Entfernung

[1]) Die Behauptungen Dumonts, bestätigt durch Romilly Life 77 und La Marck (Bacourt I, 71. 185) vertragen sich mit dem von Lucas-Montigny als Gegenbeweis angeführten Berichte von Alexandre Lameth: Histoire de l'assemblée constituante 49. Selbstverständlich mufste Mirabeau der Kommission, die ihrerseits noch Änderungen anbrachte (s. Lettre 18 du C. de Mirabeau à ses commettans p. 18) den Entwurf in seiner Handschrift vorlegen, wie er auch die Vorlage seiner Replik vom 16. Juni, ehe er die Tribüne bestieg, kopierte. In den Arch. nat. (Musée des Archives A. E. II. 1101) findet sich auf drei Blättern von Mirabeaus Hand „Projet d'adresse au Roi" mit Durchstreichungen und Einschiebungen von anderen Händen. Eine davon ist diejenige Dumonts, wie die Vergleichung mit Dumontschen Briefen, die im Besitze der Genfer Stadtbibliothek sind, ergeben hat. Ich verdanke die Klarstellung dieses Ergebnisses der Unterstützung der Herren E. Rott und Bertrand in Paris und Th. Dufour in Genf.

der Truppen zu fordern. Aber seine Genossen unterstützten ihn nicht, sondern erfreuten sich an einer Rede Lafayettes über die Menschenrechte, durch deren Erklärung er die Verfassung eingeleitet zu sehen wünschte.

Bisher hatte Mirabeau nie versäumt, Ludwig XVI. von seinen schlechten Beratern zu trennen, obwohl die Verteidiger des Alten nicht müde wurden, sich auf den persönlichen Willen des Herrschers zu berufen. Am 11. Juli zum erstenmal griff er den Monarchen selbst an. „Wir wissen alle," sagte er, „dafs das hergebrachte Vertrauen der Franzosen zu ihrem König weniger eine Tugend als ein Laster ist, besonders, wenn es sich auf die einzelnen Zweige der Verwaltung erstreckt. Wem wäre unbekannt, dafs unsere blinde und leichtfertige Hingabe uns von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Fehler zu Fehler geführt hat, bis zu der Krisis, die uns heute bekümmert, und die uns endlich die Augen öffnen mufs, wenn wir nicht bis zum Ende aller Tage eigensinnige und doch unterwürfige Kinder bleiben wollen?"

Man darf in diesen Worten eine versteckte Hindeutung auf gewisse Pläne finden, die ihn damals beschäftigten. Durch die letzten Vorgänge darüber belehrt, dafs das Naturell Ludwigs XVI., beschränkt und träge, wie der König war, immer ein grofses Hindernis für eine friedliche Leitung der Bewegung sein würde, von Ungeduld verzehrt, diese Leitung in seine eigene Hand zu bekommen, wandte er seine Augen auf einen Mann, der sich vorschieben liefse, und dessen Name einen guten Klang für die Massen hätte. Falls es gelang, Ludwig XVI. durch seinen Bruder, Monsieur, den Grafen von Provence, zu ersetzen, war mit diesem zu rechnen. Eine noch bessere Handhabe konnte der Herzog von Orléans bieten, von welchem kein moralischer Skrupel, aber umsomehr Lohn in klingender Münze zu erwarten war. Dafs er diesen durch Ausschweifungen Entnervten, dem zum verbrecherischen Handeln Thatkraft und Ernst fehlten, gründlich verachtete, ist freilich gewifs. Als er 1788 beim Grafen La Marck zum erstenmal mit ihm zusammengetroffen war, machte er kein Hehl daraus, wie sehr der Prinz ihm mifsfallen habe. Zu einer anderen Zeit that er den Ausspruch: „Man sagt, ich wolle ihn zu meinem Herrn machen; er wäre mir zu schlecht für meinen Lakaien." Aber als politische Puppe liefs sich doch möglicherweise der spätere Philipp Égalité benutzen, und dies besser als irgend ein anderer. Er war, seitdem er am 19. November 1787 dem König ins Gesicht zu

opponieren gewagt hatte, ein populärer Mann. Bei der Prozession am 4. Mai 1789 hielt er sich absichtlich vom Adel entfernt, und Marie Antoinette mufste hören, wie fanatische Frauen aus dem Volke, ihr zum Hohne, dem Herzog von Orléans ein Lebehoch ausbrachten. In der Nationalversammlung hatte er so viel Anhang, dafs ihm am 3. Juli die Präsidentenwürde angetragen wurde, deren Annahme er denn freilich mit affektierter Bescheidenheit ablehnte. Seine hauptsächliche Gefolgschaft rekrutierte sich aber aus den niederen Schichten der Bevölkerung von Paris, auf welche einzuwirken seinen Agenten nicht schwer wurde. Schrie sie nach Brot, so stellte er sich an die Spitze einer Zeichnung freiwilliger Gaben. Wollte sie vergnügt sein, so fand sie ihre Rechnung unter seinem Schutze auf seinem Grund und Boden. In den Gärten und Gallerieen des Palais Royal, seinem Besitztume, das gegen polizeiliche Eingriffe gefeit war, wogte Tag und Nacht eine leicht entzündliche Masse auf und nieder. Hier war nicht nur die klassische Stätte des Spieles, der Prostitution und des Müssigganges, sondern auch eine ständige Bühne für politische Agitatoren, deren aufreizende Reden und Pamphlete brausenden Beifalls gewifs sein konnten.

Mit seinem leicht erkauften Rufe eines Volksfreundes und mit seinen zweideutigen Machtmitteln, war der Herzog von Orléans ein sehr brauchbarer Figurant. Was Wunder, wenn Mirabeau den Vertrauten des Herzogs entgegenkam, vom Marquis de Sillery, ihrem Haupte, oder von seinem Freunde Biron ins Geheimnis ihrer Beratungen gezogen wurde. Sicheres ist darüber nicht ans Tageslicht gekommen. Dagegen scheint festzustehen, dafs er, schon kurz bevor seine Adresse wegen Entfernung der Truppen zur Annahme gelangte, im Gespräche mit dem Herzoge fallen liefs, vielleicht werde Ludwig XVI. bald einem Ludwig XVII. Platz machen müssen, und wäre das nicht, so würde man ihn, den Herzog, wenigstens zum Generallieutenant des Königreiches ausrufen. Der Herzog antwortete darauf mit Artigkeiten. Aus dieser Unterhaltung machte Mirabeau einzelnen seiner Kollegen, wie Mounier, Duport, Bergasse, kein Hehl. Mounier nahm sich das Gehörte sehr zu Herzen und unterliefs nicht, ein scharfes Auge auf Mirabeaus Treiben zu richten. Als die Antwort des Königs auf die Adresse bekannt geworden war, ohne dafs die Versammlung ihr weitere Folge gegeben hätte, machte sich Mirabeau daran, eine zweite Adresse auszuarbeiten. Mounier fand

ihn mit Robespierre und mit Buzot am Werke, erklärte sich aber entschieden gegen eine zweite Adresse, da sie die Gefahr nur vergrössern könne, dafs ein ehrgeiziger Prinz durch Geld und Libelle die Truppen auf seine Seite bringe und sich des Thrones bemächtige. „Ich bin ein Anhänger der Monarchie wie Sie," erwiderte ihm Mirabeau, „aber was kommt darauf an, ob wir Ludwig XVII. statt Ludwigs XVI. haben; was brauchen wir ein Kind um uns zu regieren[1])?" Unter Ludwig XVII. konnte dem Namen nach ebensowohl Monsieur wie Orléans verstanden sein. Dafs aber Mirabeau diesen besonders im Auge behielt, geht aus einer Äufserung hervor, die er wenig später gegenüber dem Grafen Virieu gewagt zu haben scheint.

Ungeheures hatte sich ereignet. Necker war über Nacht entlassen. Seine Kollegen Montmorin, St. Priest, La Luzerne hatten gleichfalls ihren Abschied erhalten. Neue Minister waren in den Rat des Königs berufen, deren bloſse Namen Argwohn erweckten. Die Antwort von Paris war die Erstürmung der Bastille gewesen. Schreckensscenen, wie sie Mirabeau vorausgesagt hatte, für den Fall, dafs der Hof den Sturm entfessele, bestialische Ausbrüche der Wut waren vorgekommen. Er konnte nicht bezweifeln, dafs nach diesem Vorspiel in jeder Provinz die blutigsten Auftritte drohten. Da versprach er sich, wenn dem Zeugnisse des Grafen Virieu zu trauen ist, sehr viel von der Vorschiebung des Herzogs von Orléans. Er wünschte, dafs dieser dem König seinen Einfluſs zur Verfügung stellen sollte, um das Volk zu beruhigen, unter der Bedingung, dafs er den Posten eines Generallieutenantes erhalte. Die Regierungsgewalt wäre damit ganz und gar auf ihn übergegangen. Er hätte sich seine Berater frei wählen können. Der Platz, den Necker ausgefüllt hatte, war leer, und Mirabeau, mit seinen Talenten wie mit seinen Lastern ein Mann nach Orléans' Herzen, hätte wohl hoffen können, auf eben diesen Platz gerufen zu werden. Aber dem Herzoge fehlte der Mut, den kühnen Schritt zu wagen. Er hatte mehr als genug zum Ränkeschmied, aber viel zu wenig zum Staatsmann in sich. An der Thüre des königlichen Gemaches kehrte er um. Mirabeau gab ihn auf, allein der Verdacht blieb an ihm haften, dafs er für Orléans arbeite, und die Verleumdung regte sich nach den tragischen Oktoberereignissen des Jahres mit tausend giftigen Zungen.

[1]) Mounier: Appel du tribunal de l'opinion publique du rapport de M. Chabroud etc. Londres 1791 p. 11—22.

Während in Paris durch die Einnahme der Bastille der Zusammenbruch des alten Frankreich eingeleitet wurde, harrte die Nationalversammlung zu Versailles in ängstlicher Spannung der Entwicklung der Dinge. Aber vergeblich würde man Mirabeaus Namen in ihrem Sitzungsprotokolle vom 13. Juli aufsuchen, der dem Tage von weltgeschichtlicher Bedeutung vorausging. Das Ereignis, welches ihn zurückhielt, hatte nichts mit der Politik zu thun: der Tod seines Vaters. Der alte Marquis hatte in Argenteuil trübe Tage verbracht, die ihm nur durch die Gesellschaft seiner unzertrennlichen Freundin erträglich gemacht wurden. Schwere Sorgen und Geldverlegenheiten verfolgten ihn bis zu seiner letzten Stunde. Nicht zum wenigsten mufste ihn der Gedanke bedrücken, dafs er die Augen schliefsen würde, ohne Madame de Pailly die Opfer, die sie ihm gebracht hatte, ersetzen zu können. Dazu war seine Gesundheit schlecht, seine Kräfte wurden durch ein Lungenleiden aufgezehrt. Von Zeit zu Zeit besuchten ihn in seiner Einsamkeit die Du Saillants und seine Söhne, die beiden feindlichen Brüder der Konstituante.

Der Jüngere, einer der Vertreter des Adels vom Limousin, in der Folge ein Hauptkampfhahn der Rechten, war noch immer sein Liebling. Von der Denkweise des Älteren fühlte er sich nach wie vor durch eine breite Kluft getrennt. Zwar wenn Mirabeau in der zweiten Nummer seines Journales die Freiheit des Getreidehandels in Schutz nahm, wenn er bei der Debatte über die Vertretung von St. Domingo der Kolonialpolitik Frankreichs einige Seitenhiebe versetzte, „die Resultate der angeblichen Handelsbilanz“ lächerlich machte und für die unterdrückte Bevölkerung der Negersklaven wie der Farbigen eine Lanze brach, so mufste dies das Herz des „Menschenfreundes“ erfreuen. Aber der Physiokrat, der die alten ökonomischen Dogmen so heftig angegriffen hatte, hielt eine Erschütterung der alten politischen Ordnung für frevelhaft. Am 13. Juni urteilte er in einem Briefe über Mirabeau: „Er hat selbst bei seinen Angriffen der Mifsbräuche nur Unheil angerichtet; heute geht sein sichtbares Streben dahin, das Bestehende zu zerstören.“ Prophetisch sagte er: „Er wird schliefslich ernten, was den Leuten zu teil wird, denen es an der sittlichen Grundlage fehlt . . . Man wird ihm nie Vertrauen schenken, selbst wenn er es verdienen möchte; er wird je nachdem Anhänger, vielleicht Bewunderer haben, aber niemals jemanden, der sich ganz auf ihn verläfst.“ In dem letzten Briefe von seiner Hand kommt sein Pessimismus zu drastischem

Ausdruck, um so weniger schmeichelhaft für seinen Sohn, da er ihn mit Necker auf eine Linie stellt. „Zwölfhundert Gesetzgeber, die keine Ahnung von der Staatsverwaltung haben und von ihren eigenen Angelegenheiten nichts verstehen, wollen uns eine wunderbare Verfassung fabrizieren, mit dem Bankerottierer an ihrer Spitze und mit dem Manne, der uns blauen Dunst vormacht, als Führer[1]). Drei Tage nachher, am 11. Juli, starb er. Bei der Beerdigung in Argenteuil trafen sich die beiden Söhne. Das herbeiströmende Volk rief, um zu zeigen, wen von beiden es verehre: „Es lebe Mirabeau der Pockennarbige“ [2]). Aber nicht ihm hatte die Liebe des Alten gegolten. Er hatte den Jüngeren zum Universalerben eingesetzt[3]). Mit diesem und den Schwestern gab es lästige Auseinandersetzungen, bei denen Mirabeau sich durch seinen Kurator vertreten lassen mufste. Seine Finanzen erhielten dabei nicht die mindeste Aufbesserung. Der virtuose Haushalter in der Theorie hatte sein Vermögen in gröfster Verwirrung hinterlassen. Mirabeau gestand La Marck, dafs er vorläufig keinen Thaler aus der Erbschaft ziehen würde und oft nicht wisse, womit er seinen Bedienten bezahlen solle. An Mauvillon liefs er wenig später schreiben: „Bis jetzt bin ich nur reich an Hoffnungen.“

Vor der Welt versäumte er nicht als trauernder Sohn zu paradieren. Als nach längerer Unterbrechung der Briefe an seine Wähler wieder eine Nummer, die neunzehnte, erschien, erwähnte er den Tod seines Vaters, „der alle wahren Weltbürger mit Betrübnis erfüllen müsse.“ Wenig später fand er Anlafs auf der Tribüne des Menschenfreundes rühmend zu gedenken[4]). Sein Onkel aber ergriff die Gelegenheit, ihm in derber Weise den Text zu lesen. „Sühne so viel wie möglich,“ schrieb er ihm, „den Kummer, den du deinem armen Vater gemacht hast. . . . Was dich betrifft, so wird es ganz von deinem Benehmen abhängen, welche Gesinnungen ich für dich hegen soll. Ich will

---

[1]) L. de Loménie: Esquisses etc. S. 58, 59. „L'homme aux contes bleus“ mit unübersetzbarem Doppelsinne. Neckers Compte rendu wurde in blauem Umschlage verkauft; eine Gegenschrift war betitelt „Réponse au conte bleu“ s. Lettres de M. de Kageneck etc. 1884 S. 258.

[2]) Barère: Mémoires IV. 351.

[3]) Arch. nat. Sect. judiciaire y. 14604 ein auf die Erbschaftsangelegenheit bezügliches Konvolut.

[4]) 18. August 1789. Arch. parl. VIII, 453.

dir nicht verhehlen, dafs ich bis jetzt noch sehr zweifelhaft darüber bin.“ Gewifs sprach aus diesen Worten nicht nur das so oft verletzte menschliche Gefühl des wackeren Maltesers, der besser als irgend jemand die Tragödie des Hauses Mirabeau kannte. Auch er konnte sich in die neue Zeit nicht finden und sah mit Schrecken, wie sein älterer Neffe einer ihrer Bahnbrecher wurde.

Mirabeau hatte nicht Mufse, auf gutgemeinte Warnungen eines würdigen Vertreters der alten Ordnung zu antworten. Ihn rifs die Flut der sich überstürzenden Ereignisse unwiderstehlich mit sich. Am 14. Juli, als man noch nicht wufste, dafs die Bastille gefallen war, wiederholte er seinen Antrag, unablässig auf Entfernung der Truppen zu dringen. Als man den Fall der Bastille vernommen hatte, stand er inmitten einer Deputation der Versammlung vor dem Könige, und Luwigs XVI. Auge hing starr an seinem Antlitz[1]). Er durchwachte mit seinen Genossen die bange Nacht vom vierzehnten auf den fünfzehnten, da man von der Terrasse der Orangerie das Geklirre der Waffen und den Jubel der zechenden Soldaten hörte. Er schleuderte am Morgen des fünfzehnten die Blitze seines Zornes gegen „die fremden Horden“, ihre Gastgeber, die Prinzen und Prinzessinnen und diesen ganzen „Prolog einer Bartholomäusnacht“. Seine aufreizenden Worte, die er einer neuen Deputation auf den Weg zum König mitgab, waren kaum verhallt, als Ludwig XVI. selbst in der Versammlung erschien[2]). Der Entschlufs des Königs, sich ihr anzuvertrauen, der Befehl, die Truppen aus der Nähe von Paris und Versailles zu entfernen, brachte einen plötzlichen Umschlag der Stimmung hervor. Die Versammlung, in der noch immer die Gesinnung der Loyalität vorherrschte, drängte sich schützend und huldigend um den Monarchen. Die Hauptstadt, wo Lafayette, als Kommandant der rasch gebildeten Nationalgarde, und Bailly, als eben erwählter Maire, wenigstens im Bürgerstande den Ton angaben, überliefs sich Ausbrüchen stürmischer Freude.

Der Enthusiasmus hat, wie die Verzweiflung, eine an-

---

[1]) Barère, Mémoires I, 259.

[2]) Die Worte „Le silence des peuples est la leçon des rois,“ die noch die Herausgeber der Arch. parl. Mirabeau in den Mund legen, ein Citat aus einer Predigt Beauvais', Bischofs von Senez, sind nicht von Mirabeau, sondern nach Ferrières Mémoires I, 140 vom Bischof von Chartres gesprochen.

steckende Gewalt, aber Mirabeau unterlag ihr nicht. Er suchte das Eisen zu schmieden, so lange es heifs war, die Macht der Versammlung zu sichern, sein Ansehen als leitendes Mitglied zu stärken, und sich selbst eine Pforte für eine gröfsere Zukunft offen zu halten. Daraus erklären sich Inhalt und Form jener Adresse an den König, deren Erlafs er zwei Tage nach dem Falle der Bastille begründete. Er forderte in unverblümter Weise sofortige Entlassung der mifsliebigen neuen Minister, aber er hütete sich, das Verlangen nach Neckers Zurückberufung hinzuzufügen. Dies Verfahren bot einen doppelten Vorteil. Es konnte dem Träger der Krone das stillschweigende Zugeständnis abzwingen, sich künftig nach englischem Muster nur mit solchen Beratern umgeben zu wollen, die das Vertrauen der Erwählten des Volkes genössen. Es konnte zugleich die dauernde Fernhaltung des Mannes bewirken, dessen Ruhm und Ansehen bis dahin Mirabeau vor allem im Wege gestanden hatten. Das erste gelang ihm über Erwarten. Mounier, der davor warnte, in die Prärogative des Monarchen einzugreifen, wurde von der Mehrheit im Stiche gelassen. Der König selbst beugte sich ihrem Willen, indem er dem Schlage, den sie führen wollte, durch Entlassung der verhafsten Minister zuvorkam. Das zweite aber liefs sich, wie der Wind der öffentlichen Meinung einmal wehte, nicht durchsetzen. Neckers Beseitigung hatte das Signal zur Erhebung von Paris gegeben. Neckers Rückkehr wurde von unzähligen Stimmen gefordert. Sie fanden in der Versammlung ein lautes Echo; der Hof, von Furcht gelähmt, gab auch in diesem Punkte nach. Den nächsten Tag wurde durch Ludwigs XVI. Einzug in die triumphierende Hauptstadt und durch seine Entgegennahme der Trikolore aus Baillys Hand der geschehenen Umwälzung vor der Welt der Stempel der Bestätigung aufgedrückt. Wenn Mirabeau jemals ernstlich daran gedacht hatte, durch den Herzog von Orléans zu steigen, so mufste ihm an diesem Tage klar werden, dafs der Herzog seine Zeit versäumt hatte.

Nach wie vor blieb die Versammlung das einzige Feld, auf dem er seine Kraft entfalten und seinen ehrgeizigen Absichten Luft machen konnte. Seine Aufgabe war nicht leicht. Auf der einen Seite sah er, dafs die Revolution mit dem 14. Juli nicht beendigt sei, sondern erst begonnen habe. Im ganzen Reiche zitterte die Welle der mächtigen Erschütterung nach, welche die alte Ordnung zuerst in Paris über den Haufen geworfen hatte. Jeder Tag brachte

Kunde von Gewaltthaten. Die Behörden in Stadt und Land brachen zusammen. Die Vorzeichen einer modernen Jacquerie traten zu Tage. Mirabeau wäre in Widerspruch mit sich selbst geraten, wenn er die Geister noch mehr erhitzt und durch Ermutigung der Aufrührer Öl ins Feuer gegossen hätte. Auf der anderen Seite war er zu scharfblickend, um nicht durchzufühlen, dafs der Hof und die aristokratische Partei keinen ehrlichen Pakt mit der Revolution geschlossen hatten. Die Emigration, die in diesen Tagen ihren Anfang nahm, gab den deutlichsten Beweis von der Unversöhnlichkeit eines Artois und seiner Gesinnungsgenossen. Aber auch den zurückgebliebenen Trägern des ancien régime war nicht zu trauen. Es ging nicht an, die Bewegung, welche das Land ergriffen hatte, schlechtweg als rebellisch zu brandmarken, ohne sich einem falschen Verdachte auszusetzen und die eigene Popularität zu gefährden.

Mirabeau suchte zwischen beiden Klippen hindurchzusteuern, gemäfsigt zu bleiben, wo er die Leidenschaften hätte aufstacheln können und der Revolution doch ein volltönendes Lob zu spenden. Als die Verwaltung der Diskontokasse am 20. Juli der Versammlung einen schwülstigen Glückwunsch zur heilvollen Wendung der Dinge überreichte, fühlte er sich zunächst gedrungen, erbarmungslose Kritik an den Vertretern dieser Anstalt zu üben. Diese „Vampyre“, wie sie im neunzehnten Briefe an seine Wähler mit stärkster Übertreibung genannt wurden, sollten in ihm den alten, furchtbaren Gegner wiedererkennen. Schon in seinem Journale der Reichsstände hatte er ihren „betrügerischen Bankerott als die Schmach von Paris und das Entsetzen Europas“ gekennzeichnet und es Necker sehr verdacht, dafs er in seiner Eröffnungsrede mit schönen Worten darüber hinweggegangen war. Da der Minister die Unterstützung der Bank schlechterdings nicht entbehren konnte, war die Frist, innerhalb welcher ihre Noten Zwangskurs haben sollten, nochmals durch Beschlufs des Conseil verlängert worden. Mirabeau war empört darüber. Er hatte eine Arbeit über den Stand der Diskontokasse vorbereitet und verlangte, dafs die Direktoren und Kommissäre ihm Rede und Antwort stehen sollten. Indessen verzichtete er vorläufig auf die Verfolgung der Sache, wenn man ihm Glauben schenkt, wegen der tragischen Ereignisse des 22. Juli. An diesem Tage wurden der entlassene Minister Foulon und sein Schwiegersohn Berthier, allen Rettungs-

versuchen Baillys und Lafayettes zum Trotz, in Paris als Feinde des Volkes hingemordet. In einem solchen Augenblicke auf Einzelne, als Schuldige, mit Fingern zu weisen, erschien Mirabeau bedenklich. Er erklärte in den Briefen an seine Wähler, es sei ratsamer, die Mifsbräuche als die Personen verhafst zu machen, „die auch", wie er hinzufügte, „nicht hängen, sondern zahlen sollten".

Andererseits bekämpfte er den Vorschlag Lally-Tollendals, durch eine Proklamation das Volk, im Hinblick auf die „väterliche Liebe" des Königs, zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung zu ermahnen und jeden für einen schlechten Bürger zu erklären, der sich beikommen liefse, der Justiz vorzugreifen. Noch vor wenig Wochen hatte er selbst ein ähnliches Auskunftsmittel empfohlen. Jetzt aber, nachdem man kaum der Gefahr der Zersprengung durch die Bajonette entgangen war, schien es ihm verfehlt zu sein, die Nation „in falsche Sicherheit einzuwiegen". Auch hielt er die Waffen der Rhetorik nicht mehr für geeignet, den Gewaltthätigkeiten des Pöbels zu steuern. Er griff einen einzigen Punkt aus Lally-Tollendals Vorschlag heraus: dafs nämlich, sobald eine Organisation der Munizipalitäten feststehe, diese ermächtigt sein sollten, Bürgerwehren aus zuverlässigen Elementen zu bilden, wofür die Pariser Nationalgarde das Muster abgeben konnte. Unter Mirabeaus Hand wurde aber dieser Vorschlag Lally-Tollendals von Grund aus verändert. Er wollte nicht abwarten, bis man, vielleicht nach Monaten, bei der Beratung der Verfassung zur Feststellung einer Städteordnung gelange. Er wollte den Gemeinden das Recht geben, sich baldmöglichst eine neue und starke Verwaltung zu schaffen. Sie sollten dabei nur einige von der Nationalversammlung vorgeschriebene Normen achten: Mischung der drei Stände, Freiheit der Wahl, zeitliche Beschränkung der Amtsdauer: im übrigen aber je nach den lokalen Bedürfnissen selbständig handeln dürfen. „Die kleinen Mittel," hatte er gegen Lally-Tollendal gesagt, „stellen unnötigerweise die Würde der Versammlung blofs." Was er in Vorschlag brachte, liefs sich jedenfalls nicht als ein kleines Mittel bezeichnen. Er fand Verteidiger, aber auch heftige Gegner. Lally, entrüstet darüber, dafs Mirabeau die Debatte auf ein anderes Feld abzulenken suchte, rief ihm zu: „Man kann viel Geist, grofse Ideen haben und doch ein Tyrann sein." Er hat ihm die Bekämpfung seiner Proklamation niemals ver-

ziehen[1]). Mounier frug ihn, ob er alle Stadtgemeinden des Reiches ermächtigen wolle, „sich nach ihrem Gutdünken zu munizipalisieren“; das heifse, „lauter Staaten im Staate schaffen und die Souveränitäten vervielfachen“. Mirabeau erwiderte, griff, nicht eben glücklich, auf das Beispiel der nordamerikanischen Territorien zurück, konnte aber die Annahme der bloſsen Proklamation nicht hindern, die, wie er vorausgesagt hatte, ein Schlag ins Wasser war.

Bei seinem eigenen Antrage hatte er vor allem Paris im Auge gehabt, wo sich Änderungen vorbereiteten, aus denen er für sich selbst Nutzen zu ziehen hoffte. Bisher hatten die Wähler von Paris eine Macht usurpiert, die ihnen nicht gebührte, die aber durch den Drang der Not entschuldigt werden mochte. Sie hatten die Zügel der Stadtverwaltung ergriffen, einen ständigen Ausschuſs ernannt, Bailly und Lafayette auf ihre verantwortungsvollen Posten gesetzt. In den Distrikten der Hauptstadt war aber der Unmut über eine willkürlich angemaſste Herrschaft um so gröſser, je weniger ihre Inhaber sich stark genug gezeigt hatten, den aufgestachelten Pöbel im Zaume zu halten. Hier forderte man, daſs die Wähler abdanken sollten, da nach Beendigung der Wahlen zur Nationalversammlung ihrer Wirksamkeit der gesetzliche Boden fehlte. Die Distrikte selbst wünschten durch frei ernannte Vertreter einen souveränen Gemeinderat zu bilden, während Bailly nur dazu geneigt war, einen provisorischen Plan der städtischen Verwaltung durch sie ausarbeiten zu lassen. Mirabeau kannte diese Reibungen, hatte in seinen Reden auf sie angespielt, die Wähler, die ihre Macht behaupten wollten, nicht geschont. Er hatte mit dem Antrage geschlossen, man möge einen Deputierten in jeden Distrikt absenden, um der herrschenden Uneinigkeit ein Ende zu machen und auf die Entwerfung einer Stadtverfassung für Paris hinzuwirken[2]).

---

[1]) S. Mémoire de M. le comte de Lally-Tollendal ou seconde lettre à ses commettans. Janvier 1790 p. 86.

[2]) Arch. nat. C. §. 1. 211 Carton 15 von der Hand eines Sekretärs: „Envoyer vers chaque district un député qui lui propose des moyens de correspondance continuelle entre tous les districts pour établir incessamment et dès demain un comité chargé non seulement des travaux qu'exige l'administration journalière de la ville de Paris, mais encore préparer pour la capitale la constitution d'une municipalité. Signé le comte de Mirabeau 23 Julliet 1789.“ Ebenda ein Amendement von Camus, wonach sich zunächst die Deputierten von

Unzweifelhaft hatte er dabei für sich auf die Möglichkeit eines wirksamen Eingreifens gehofft. Dieser und jener seiner Bekannten hatte es schon kurz vorher für möglich gehalten, in ihm einen glücklichen Nebenbuhler Baillys zu sehen, wenn er sich auf dem Stadthause den Wählern vorgestellt hätte. Vielleicht wäre es ihm nun gelungen, sich in den Distrikten einen Anhang zu schaffen. Er war bekannt und beliebt bei der Bevölkerung. Als er ein paar Tage nach Erstürmung der Bastille mit Dumont den Schauplatz der Ereignisse besuchte, warf die Menge ihm Blumen zu und füllte seinen Wagen mit Büchern und Handschriften an, die man hinter den düsteren Mauern gefunden hatte. Wäre es zur Abdankung Baillys gekommen und ihm die Würde eines Maire der neuen Munizipalität zu teil geworden, so hätte er ohne Zweifel einen unermeſslichen Einfluſs nach unten wie nach oben gewonnen. Das wäre mehr wert gewesen, als durch die Gunst eines Ministers, mehr vielleicht, als durch die Gunst eines Regenten zu steigen. Es wird behauptet, daſs Mirabeau nächtlicher Weile einzelne Distrikte von Paris besuchte, um jenes Ziel zu erreichen, und er selbst hielt es für nötig, sich gegen derartige Vorwürfe öffentlich zu verteidigen[1]). Allein, wenn er ernstlich den Plan gehegt hatte, bei der Neuordnung der Gemeindevertretung Bailly von seinem Posten zu verdrängen, so sah er sich bald genug enttäuscht.

Immerhin waren die Verbindungen, die er in Paris angeknüpft hatte, nicht zu verachten. Noch am Ende des Monats Juli wuſste er sie trefflich in einer Angelegenheit auszunutzen, welche die Gemüter leidenschaftlich erregte. Zu den der groſsen Masse verhaſstesten Persönlichkeiten gehörte der Baron von Besenval, der vor Erstürmung der Bastille das Kommando über die Truppen auf dem Marsfelde gehabt hatte. Er war vom König ermächtigt, sich in seine schweizerische Heimat zu retten, unterwegs aber angehalten und nur durch Neckers Dazwischenkunft davor bewahrt worden, sofort nach Paris geschleppt zu werden, wo ihn möglicherweise das Schicksal Foulons und Berthiers erwartet hätte. Necker hoffte jedoch, noch

Paris „en comité“ versammeln sollen, „que M. de Mirabeau y soit joint et que le comité propose ses vues à l'assemblée générale“.

[1]) Bailly Mémoires II, 154. Man vergleiche einen bei (Luchet): Mémoires pour servir à l'histoire de l'année 1789 III, 291 mitgeteilten Brief Mirabeaus.

mehr für seinen Landsmann thun zu können, ihm die Freilassung zu erwirken, und damit sich selbst bei seiner Wiederkehr als Versöhner und Friedensstifter einzuführen[1]). Berauscht durch den Jubel, der ihn während seiner ganzen Rückreise empfangen hatte, rifs er am 30. Juli auf dem Stadthause durch eine pathetische Ansprache die Versammlung der Wähler, wie die der Distriktsvertreter zu dem Beschlusse fort, Besenvals Freilassung zu dekretieren. Die Wählerversammlung, begeistert durch eine Rede Clermont-Tonnerres, fügte im Namen aller Bewohner der Hauptstadt eine allgemeine Amnestieerklärung hinzu, die unter Trompetenschall ausgerufen und durch das ganze Reich verkündigt werden sollte. Bailly hatte schon Neckers Einschreiten für Besenval als eine sehr bedenkliche Handlung angesehen. Dafs aber die noch fortdauernde Wählerversammlung der Hauptstadt, „nach Beendigung der Wahlen ein Klub von Privatleuten ohne irgend welche Vollmacht“[2]), im Sturme edelmütiger Aufwallung höheren Gewalten vorgriff, mufste vollends gefährlich erscheinen und drohte die Wirkung von Neckers Erscheinen völlig aufzuheben.

In der That mufste dieser zu seinem Schmerze erfahren, dafs es ihm nicht mehr beschieden sei, die Geister zu beherrschen. Seine Popularität erlitt den empfindlichsten Stofs, und er hat immer behauptet, dafs Mirabeau wesentlich dazu beigetragen habe. Beim Rückblicke auf diese Vorgänge nennt er ihn „den Tribunen aus Berechnung, Patrizier aus Neigung“, während seine Tochter noch weiter geht und ihrem Vater, dem „Cicero“ seiner Zeit, Mirabeau, als modernen „Catilina“, gegenüberstellt. Es ist sehr glaublich, dafs Mirabeau auf der Stelle seinen Vorteil wahrnahm, nach Paris eilte, und einen Distrikt, der ausdrücklich genannt wird, zur Kassierung der auf dem Stadthause gefafsten Beschlüsse aufreizte, was denn den Anschlufs aller übrigen zur Folge hatte. Seine Haltung in der Nationalversammlung, wo die Sache am nächsten Tage zur Sprache kam, war ganz darauf berechnet, Neckers Niederlage zu vollenden. Es war ihm leicht, die Frage zu umgehen, ob Besenvals Ver-

[1]) Das Züricher Staatsarchiv T. 8 Th. 2 und das Berner Staatsarchiv Akten des Geheimen Rates, Kapitulierter Schweizer Dienst in Frankreich 1789—1792 enthalten eine Reihe von Korrespondenzen u. a. mit Necker über diese Angelegenheit, welche die Mitteilungen von Bailly, Besenval, Ferrières u. a. ergänzen.

[2]) Courrier de Provence No. XXI p. 27.

haftung überhaupt mit rechten Dingen zugegangen sei, da die Angelegenheit sich ganz verschoben hatte. Er wies darauf hin, dafs nicht einmal die Versammlung das Recht habe, eine Amnestie zu erlassen. Er wollte sich nicht darüber aussprechen, ob das Begnadigungsrecht in Zukunft weiter beim Könige ruhen sollte, aber er griff noch schärfer als früher die Wähler an, die, so vortreffliche Bürger sie sein möchten, durch ihre Usurpation fortführen, die Gärung in Paris zu erhalten. Sie waren zwar seiner Forderung, den Distriktsvertretern endlich den Platz zu räumen, eben nachgekommen. Auch hatten sie ihr unvorsichtiges Amnestiedekret in eine Abmahnung von gewaltthätigen Verfolgungen umgewandelt. Sei es, dafs er alles dies noch nicht wufste oder absichtlich verschwieg: er blieb, unterstützt von Prieur, Rewbell, Robespierre, Barnave, Sieger nicht sowohl über Mounier, Lally-Tollendal, Garat, als vielmehr über Necker, dem es mifslungen war, seinen Wiedereintritt ins Amt durch ein glänzendes Zeugnis seiner persönlichen Autorität einzuweihen. Wenn Besenval später von allen Anschuldigungen freigesprochen wurde, so war dies eine im Gesamtbilde der Revolutionsgeschichte sehr geringfügige Erscheinung. Wenn er aber damals auf Neckers Fürsprache sogleich seine Freiheit erhalten hätte, so wäre dies ein Triumph des Ministers gewesen, den man als Symptom seiner Stärke nicht hätte verachten dürfen.

Die Sache hatte noch ein Nachspiel, aus dessen Verlauf man Rückschlüsse auf Mirabeaus unterirdische Betriebsamkeit ziehen kann. Am 1. August beantragte der Deputierte Regnault unter anderem, dafs kein Mitglied der Versammlung ohne eine ihm besonders übertragene Mission einen der Pariser Distrikte besuchen und darüber Bericht erstatten sollte. Mirabeau nahm den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh auf, indem er erklärte, die Ehre, Repräsentant des Volkes zu sein, könne keinen Verzicht auf die Rechte und Pflichten des Bürgers in sich schliefsen. Man war soeben am Werke, in Paris eine Munizipalitätsverfassung zu beraten; man rechnete dabei auf die Mitwirkung von Sièyes, Montmorency und anderer in Paris ansässiger Abgeordneten, die durch die Annahme des unüberlegten, weitgefafsten Antrages Regnaults vom freien Verkehre mit ihren Mitbürgern abgeschnitten worden wären. Anfangs unterbrochen, konnte Mirabeau, nachdem er sich Gehör verschafft hatte, alles dies mit siegreicher Schärfe entwickeln, und niemand wagte Regnaults

Partei zu nehmen. Der Antragsteller selbst hatte nicht den Mut, Mirabeau zu widersprechen.

Es liefs sich nicht verkennen: seine Stellung in der Versammlung war gefestigter als je. Aber hatte ihn sein ehrgeiziges Streben nicht dazu fortgerissen, mehr zu thun und mehr zu sagen, als sich mit seinem Vorsatze vertrug, den mächtig hervorgebrochenen Strom der Revolution womöglich in ein ruhiges Bett zu leiten? Wenn er Regnault zurief: „Der wahre Freund der Freiheit gehorcht nie den Dekreten, die sie verletzen, von welcher Autorität sie auch ausgehen mögen", war dies nicht der vieldeutige Appell des Demagogen an die wildesten Leidenschaften, doppelt gefährlich in einer Zeit, da jeder Unterdrückte und Unzufriedene das heilige Recht der Insurrektion als „Freund der Freiheit" für sich in Anspruch zu nehmen geneigt war?

Auf den ersten Blick scheint sich der Demagoge auch in jenem neunzehnten Briefe Mirabeaus an seine Wähler nicht zu verleugnen, dem letzten der Reihe, an die ein neues Journal unter dem Titel „Courrier de Provence, Fortsetzung der Briefe des Grafen Mirabeau an seine Wähler" sich anschlofs. Schon vom elften Briefe an hatte die Last der Abfassung auf den Schultern Dumonts und Du Roverays gelegen. Während der Tage, die der Erstürmung der Bastille unmittelbar vorausgingen und unmittelbar nachfolgten, war Mirabeau zu sehr in Anspruch genommen, als dafs er sich um eine genaue Berichterstattung des Vorgefallenen hätte kümmern können. Er beauftragte Dumont damit, der sich, um der Wahrheit möglichst nahe zu kommen, nach Paris begab. Auf die grofse Bühne der Ereignisse versetzt, wurde der wackre Genfer durch die Fülle der Einzelheiten, die er hörte, beinahe verwirrt. Er fand es sehr schwer, über gewisse Punkte, wie über den angeblichen Verrat de Launays, des Gouverneurs der Bastille, zu sicheren Schlüssen zu kommen, und drückte sich daher so vorsichtig wie möglich aus. Aber Mirabeau korrigierte seinem Sekretär das Konzept. Die Spuren seiner Hand lassen sich in jenem neunzehnten Briefe unschwer nachweisen, nicht nur in der Erinnerung an den Tod seines Vaters, in der kecken Fälschung einer Rede Mouniers[1]), sondern auch in der Art, wie die Erhebung des Volkes, und was dabei an blutigen Thaten vorgekommen war, im ganzen beurteilt wird.

---

[1]) S. L. de Lanzac de Laborie: J. J. Mounier Paris, Plon 1887, S. 109.

Er hatte gute Gründe, an die Verschwörung des Hofes zu glauben. Er stellte auch de Launays Verrat als vollkommen sicher hin. Da vornehme Diplomaten, wie Mercy und Dorset, in eben diesem Sinne an ihre Regierungen berichteten[1]), wird man es Mirabeau nicht verübeln, wenn er das tausendfache Gerücht gleichfalls gelten liefs. Bedenklicher mag es erscheinen, dafs der „Zorn des Volkes", dessen unmenschliche Ausbrüche sich in einigen gräfslichen Beispielen angekündigt hatten, hier im Gegensatz zu der „furchtbaren Kaltblütigkeit des Despotismus" entschuldigt wird. Allein, wie sehr auch eine solche Entschuldigung in diesem Augenblicke einer Ermutigung gleichkommen konnte, traf es in der Sache nicht völlig zu, wenn es hier hiefs: „Man verachtet das Volk und man will, dafs es immer sanft, immer geduldig sei?" Urteilte nicht Schlözer aus der Stille seines Studierzimmers ebenso? „Wo läfst sich eine Revolution ohne Excesse denken! Krebsschäden heilt man nicht mit Rosenwasser. Und wäre auch unschuldiges Blut dabei vergossen worden (doch unendlich weniger als das, was der völkerräuberische Despot Ludwig XIV. in einem ungerechten Kriege vergofs), so kommt dies Blut auf euch Despoten und eure infamen Werkzeuge, die ihr diese Revolution notwendig gemacht habt!" Und dann: wenige Seiten später in diesem neunzehnten Briefe Mirabeaus an seine Wähler findet man Worte, die eine notwendige Ergänzung jener Bemerkungen über den Zorn des Volkes bilden. „Die Gesellschaft würde sich bald auflösen, wenn die Menge sich an Blutvergiefsen und Aufruhr gewöhnte, wenn sie sich über die Behörden erhöbe und den Gesetzen Trotz böte. Statt der Freiheit zuzueilen, würde das Volk sich bald in den Abgrund der Knechtschaft stürzen. Denn die Gefahr führt nur zu oft zur unumschränkten Herrschaft zurück, und inmitten der Anarchie erscheint selbst ein Despot als Retter." Der stürmische Demagoge wurde durch den weitblickenden Staatsmann im Zaume gehalten. Und der mit geistigem Auge den 21. Januar 1793 geschaut hatte, jenen Tag, welcher Ludwig XVI. zur Guillotine führte, sah auch in richtiger Vorahnung den 19. Brumaire 1799, den Siegestag des „rettenden" Despoten Bonaparte.

---

[1]) Flammermont: Relations inédites de la prise de la Bastille. Paris, Picard 1885.

Drittes Kapitel.

Beschlüsse des vierten August. Menschenrechte. Verfassungsdebatten.

„Der Übergang vom Schlechten zum Guten ist oft schrecklicher als das Schlechte selbst. Die Auflehnung des Volkes hat furchtbare Ausschreitungen zur Folge. Indem es seine Leiden mildern will, vermehrt es dieselben, indem es sich weigert, Steuern zu zahlen, wird es arm, indem es die Arbeit verläfst, ruft es eine neue Hungersnot hervor. Das alles ist wahr, ja sogar trivial; wenn man aber hinzufügt, der Despotismus sei besser als die Anarchie, schlechte Gesetze seien mehr wert, als gar keines, so stellt man einen falschen, thörichten, verabscheuungswürdigen Grundsatz auf ... Denn ein Volk kann alt werden in der Knechtschaft, in der Zügellosigkeit geht es aber entweder zu Grunde, oder es reformiert seine Regierung. Dies wird das Schicksal Frankreichs sein. Es wird nicht zu Grunde gehen, ... es wird frei werden. Die herrschende Unordnung wird den Augenblick seiner Freiheit beschleunigen; sie wird die privilegierten Klassen dazu bestimmen, die notwendigen Opfer zu bringen."

So drückte der Courrier de Provence sich aus beim Rückblick auf die Scenen der Verwüstung durch Mord und Brand, deren Schauplatz die Provinzen Frankreichs waren, und bei Ankündigung jener Beschlüsse der vierten Augustnacht, welche das gesamte Feudalwesen in Bausch und Bogen beseitigten. Es ist allerdings nicht nachweisbar, dafs dies Urteil aus Mirabeaus Feder stammt. Schon in den Briefen an seine Wähler hatte er, wie wir berichten mufsten, sich häufig kundiger Gehilfen bedient, statt selbst das Wort zu nehmen. Seitdem der Haupttitel dieses Blattes „Courrier de Provence" geworden, war den Lesern eine

gröfsere Regelmäfsigkeit des Erscheinens, dreimal in der Woche, zugesichert, aber Mirabeaus Anteil an der Abfassung noch mehr gemindert. Er hatte seinen Buchhändler Lejay als Verleger gewonnen, bei dem man subskribieren konnte, und seinen Genfer Freunden Dumont und Du Roveray, die er überredete das Amt der Redaktion beizubehalten, goldene Berge in Aussicht gestellt. Der Gewinn sollte, nach Abzug der Auslagen, in vier gleiche Teile geteilt werden; die Genfer sollten monatlich für ihre Mühewaltung eine gewisse Summe im voraus erheben. Die Sache liefs sich vortrefflich an. In wenig Tagen zählte man trotz des hohen Preises dreitausend Subskribenten allein in Paris; auch aus der Provinz kamen viele Bestellungen auf dies Journal, das sich durch eine würdige Haltung sehr vorteilhaft von den meisten der Zeit auszeichnete. Aber Lejay und seine Frau, vor der er zitterte, verdarben das ganze Geschäft. Mirabeau, vermutlich seit lange in ihrer Schuld, hatte ihnen gleich anfangs das ihm gebührende Vierteil abgetreten, nichtsdestominder versäumten sie es, den Drucker, die Post, geschweige denn die Redaktion regelmäfsig zu bezahlen. Den Subskribenten in der Provinz blieben oft wochenlang ihre Exemplare aus, und selbst Mirabeaus Wähler in Aix klagten über mangelnde Berichte[1]). Madame Lejay verweigerte Du Roveray nach vier Monaten, in denen sie allen Profit allein eingeheimst hatte, die Einsicht in die Bücher. Mirabeau aber wagte nicht anders als mit Worten gegenüber dieser Frau aufzutreten, die, wie er meinte, „schwerer zu leiten sei als die Nationalversammlung". Er fühlte das Unwürdige seiner Lage, aber, wiewohl er der Reize der Lejay schon überdrüssig geworden war, scheute er sich, mit dem rachsüchtigen Weibe, das so viele seiner Geheimnisse kannte, offen zu brechen. Erst als Dumont und Du Roveray ihre Mitwirkung weigerten und ein paar untergeordnete Geister, die Frau Lejay in Sold nahm, sich der Aufgabe, das Blatt fortzuführen, nicht gewachsen zeigten, verstand sie sich dazu, mit der ursprünglichen Redaktion ein neues Abkommen zu treffen.

Auf den ersten Blick sieht man nun, dafs Dumont und Du Roveray bei der Redaktion des Blattes in nicht geringem Grade ihren eigenen Eingebungen folgten, wie denn gleich anfangs Hin-

---

[1]) S. seine Antwort 25. August und 17. September 1789: Deux lettres inédites de Mirabeau in der Zeitschrift: La Révolution française 1887, XII. 1129—1133.

weise auf die Verfassung ihrer Genfer Heimat, die dortigen Parteikämpfe, oder wenig später die preisende Anzeige einer neuen Schrift ihres „genauen Freundes Clavière“ sie verraten. Allein Mirabeau zog die Hand keineswegs von dem Blatte ab und behielt bis zum Frühling 1790 immer einen bedeutenden Einfluſs auf seinen Inhalt. Er lieſs in einer der ersten Nummern (vom 5. bis 7. August) den Brief eines Engländers abdrucken, welcher das Miſstrauen Lally-Tollendals in die friedlichen Absichten Englands für grundlos erklärte. Er verschaffte den Redaktoren das Manuskript sehr vieler wichtiger Reden der Versammlung. Was er selbst von der Tribüne herab gesprochen hatte, wurde meistens ausführlich im Courrier de Provence mitgeteilt. Auch standen ihm dessen Spalten zur Verfügung, um sich über die groſsen Fragen des Tages zu äuſsern. Und so mag es erlaubt sein, in jenem Urteile über das erschütternde Bild, welches die Auflösung der alten Staats- und Gesellschaftsordnung Frankreichs im Hochsommer 1789 dem Auge darbot, seine eigenste Ansicht zu erkennen, wie sie sich mit unzweifelhaft von ihm herstammenden brieflichen Äuſserungen decken würde.

Noch klarer tönt uns seine Stimme aus den Bemerkungen des Courrier über die Beschlüsse der vierten Augustnacht entgegen. Er war in jener denkwürdigen Sitzung nicht gegenwärtig. Eine Familienzusammenkunft, veranlaſst durch die Erbschaftsangelegenheiten, die nach dem Tode des Marquis zu ordnen waren, nötigte ihn oder gab ihm den Vorwand, sich fernzuhalten. So kam es, daſs er an diesem ohne Beispiel dastehenden Akte eines gesetzgeberischen Enthusiasmus, den er in vertrautem Gespräche eine „Orgie“ nannte, sich nicht beteiligte. „So sind unsere Franzosen,“ hörte man ihn sagen, „einen ganzen Monat streiten sie sich über Silben, und in einer Nacht stürzen sie das alte Gebäude der Monarchie völlig über den Haufen.“ [1]) Nicht als ob er einen Augenblick die geschichtliche Notwendigkeit eines förmlichen Verzichtes auf Rechte und Güter verkannt hätte, die, längst vom Zeitgeist verurteilt, durch den Sturm der Revolution bereits entwurzelt waren. Auch schätzte er die gewöhnliche Natur des Menschen nur zu richtig, um es nicht des höchsten Lobes wert zu finden, daſs die Privilegierten selbst ihren Verlusten den Stempel des Gesetzes aufprägten. Aber, wie er seinem Oheim schrieb,

[1]) Bacourt I, 73. Dumont 146.

* БЕОГРАД * НАРОДНА БИБЛИОТЕКА

er hätte eine gesonderte, ruhige Beratung aller mit dem Feudalwesen zusammenhängenden Eigentums- und Rechtsfragen dem übereilten Gesamtdekrete, das zahlreiche Zweifel ungelöst liefs, bei weitem vorgezogen. Im Courrier de Provence wurde eben dieser Gesichtspunkt hervorgehoben, wennschon mit grofser Vorsicht und unter Anerkennung des edlen Wetteifers, der viele Abgeordnete „wie ein elektrischer Wirbel" ergriffen hätte[1]). In der Versammlung liefs Mirabeau keine Gelegenheit vorübergehen, die Beschlüsse der vierten Augustnacht, wie grofsartig im ganzen, doch als anfechtbar in diesem und jenem Punkte zu bezeichnen und sein Teil zu ihrer Erläuterung beizutragen. Er wagte am achten August von ihrer „Überstürzung" zu sprechen. Er scheute sich nicht, am neunzehnten anzudeuten, dafs man nach jener berühmten Nacht Gefahr laufe, die Unterscheidung zwischen dem Eigentume der Nation und dem Eigentume Einzelner nicht immer beachtet zu sehen. Auf seinen Antrag wurde die Abschaffung des Rechtes der Erstgeburt nicht übers Knie gebrochen, sondern der bürgerlichen Gesetzgebung vorbehalten. Seinem Eingreifen war es aber auch zu danken, wenn bei der Einschränkung des Jagdrechtes keine Ausnahme zu Gunsten „der Vergnügungen des Königs" gemacht wurde.

Einer der wichtigsten Beschlüsse des vierten August, dessen endgiltige Redaktion zu heftigen Streitigkeiten Anlafs gab, betraf die Frage der Beseitigung der Naturalzehnten. Zuerst war seine unterschiedslose Ablösbarkeit beschlossen worden, allein der Gedanke brach sich Bahn, dafs die Zehnten der geistlichen Korporationen, Orden, Benefiziaten einfach zu kassieren seien, womit sich die weitere Idee verband, der Staat habe für die Ausstattung des Kultus, den Unterhalt der Geistlichen, für Armen- und Krankenpflege, wie für den Unterricht statt der Kirche zu sorgen. Vor allen war Sièyes durch Vorschläge, die ihm das schwerste Unrecht gegen seinen Stand zu enthalten schienen, verletzt. Aber seine Worte hatten keine Wirkung. Sein richtiger Hinweis auf das unverdiente Geschenk von siebenzig Millionen, welches man durch einfache Aufhebung der Zehntpflicht den grofsen Grundbesitzern des Landes mache, fand keinen Anklang. Seine zutreffende Bemerkung, dafs man dahin gelangen würde,

---

[1]) Die Stelle ist in Campes Briefen aus Paris 1790 S. 80 abgedruckt. S. daselbst S. 159, 167, 301 über Mirabeau und einen Brief Mirabeaus an Campe vom 9. August 1789 bei Leyser: Campe (1877) S. 78.

für den Zehnten eine allgemeine neue Steuer einzuführen, wurde nicht beachtet. Man sah in Sièyes einmal ausnahmsweise nur den Priester, nicht den Demokraten.

Auch Mirabeau bekämpfte ihn, ohne sich der ganzen Tragweite des Streites bewufst zu sein. Es war eine Einwirkung der väterlichen Lehren, wenn er sich bemühte, an einem willkürlich gewählten Beispiele herauszurechnen, dafs ein Landwirt etwa ein Drittel des Reinertrages seines Grund und Bodens dem geistlichen Zehntherren zu entrichten habe. Es war eine Einwirkung des ihm vertrauten Geistes der Encyklopädie, wenn er die Diener der Kirche in eine möglichst starke Abhängigkeit von der Staatsgewalt versetzt zu sehen wünschte[1]). Die beiden Strömungen der Physiokratie und des Voltairianismus flossen zusammen. Der Zehnte, der dem Klerus hingegeben wurde, erschien ihm nicht auf den Titel eines Eigentumes oder Besitzes gegründet. Er betrachtete ihn nur als das bisherige Mittel, „mit dem die Nation die Diener der Moral und des Unterrichts besoldete". Als sich bei diesen Worten aus den Reihen der Geistlichen ein unwilliges Gemurmel erhob, fafste er seinen Gedanken noch schärfer, wiederum mit einem Anklange an das physiokratische Lehrsystem: „Ich kenne nur drei Arten des Daseins in der Gesellschaft: man ist Bettler, Dieb oder Besoldeter[2]). Der Eigentümer selbst ist nur der erste in der Reihe der Besoldeten. Was wir gewöhnlich sein Eigentum nennen, ist nichts als der Preis, den die Gesellschaft ihm für das zahlt, was er pflichtmäfsig durch seinen Verbrauch und durch seine Ausgaben anderen Individuen zukommen läfst; die Eigentümer sind nur die Agenten, die Ökonomen des sozialen Körpers." Zu den „Besoldeten" waren daher seiner Ansicht nach auch „die Diener der Moral und des Unterrichtes" zu rechnen. Aber er hielt es für unzulässig, dafs sie eine „verderbliche Art" der Besoldung, wie sie durch den Zehnten gebildet wurde, unter den Schutz eines vermeintlichen Eigentumsrechtes stellen wollten. In seiner Beweisführung steckte schon der Kern der kommenden Constitution civile du clergé. — „Mein lieber Abbé," sagte er zu Sièyes,

---

[1]) Vgl. Des lettres de cachet I, 44.

[2]) Daran knüpfen sich zwei seltene Flugschriften: La nouvelle distinction des ordres par M. de Mirabeau s. d. chez Volland, libraire Quai des Augustins 8 S. — Les Voleurs, les Mendians, les Salariés. Texte de M. de Mirabeau, Commentaire de M. de Rossi. Paris chez Belin 1789. 22 S. (die zweite Arch. nat. Imprimés A. D. 1, 56).

als dieser der Erbitterung über seine Niederlage Luft machte, „Sie haben den Stier entfesselt und beklagen sich darüber, daſs er stöſst.“ Der Courrier de Provence, in dessen Spalten eine kleine Abhandlung von Sièyes über die Zehntenfrage erschien, rühmte zwar „die liberalen Gesinnungen dieses Deputierten“, gab aber dem Erstaunen darüber Ausdruck, daſs er „mehr im geistlichen als im nationalen Sinne“ über die Zehnten gesprochen hätte. Schärfer gegen ihn aufzutreten, schien Mirabeau nicht ratsam. „Es ist ein Mann von ungewöhnlicher Eitelkeit,“ pflegte er Dumont und Du Roveray zu sagen, indem er sie beschwor, ihn nicht mit Sièyes zu verfeinden.

Wenn er trotz des fortdauernden guten Einvernehmens diesen politischen „Mahomet“ als einen ziemlich untergeordneten staatsmännischen Kopf betrachtete, so blickte er mit wahrer Geringschätzung auf Lafayette. Der Glorienschein begeisterter Teilnahme am amerikanischen Unabhängigkeitskampfe umfloſs den vornehmen Adligen, der bei den Notabeln und den Ständen seiner Provinz immer die Ideen der Freiheit verfochten hatte. Seine Erhebung zum Kommandanten der Nationalgarde führte ihn an die Spitze der einzigen, zuverlässigen bewaffneten Macht, die damals vorhanden war. Schon schweiften seine Blicke über die Grenzen Frankreichs. Ehrgeiz und Enthusiasmus trieben ihn gleicherweise zur revolutionären Propaganda an. Er wiegte sich in dem Traume, der Washington aller gedrückten Völker des Erdteiles zu werden. Aus diesem weltbürgerlichen Zuge seines Geistes, der dem Geiste der Zeit entsprach, war die schon in den Cahiers laut gewordene Idee hervorgegangen, die Verfassung durch eine Erklärung der Menschenrechte einzuleiten und sich vor allem über diese „ewigen Wahrheiten“, die er formuliert hatte, als über ein für sich stehendes Ganzes schlüssig zu machen. Mirabeau, der in der Erfindung von Spottnamen stark war, nannte Lafayette im vertrauten Kreise den „Grandison-Cromwell“. Er suchte nach dem schärfsten Ausdruck, um zu sagen, wie weit seiner Ansicht nach das Können dieses Mannes hinter seinem Wollen zurückbleibe. Der Haſs machte ihn so blind, daſs er sich zu dem Ausspruche verstieg, Lafayette strebe nur nach dem Ruhme, in der Zeitung genannt zu werden. Aber der Haſs machte ihn auch scharfsichtig für Lafayettes Schwächen. Doch hütete er sich sehr wohl, sie öffentlich aufzudecken, da es galt, mit diesem Mächtigen des Tages zu rechnen. Eine solche

Schwäche sah er auch in der Vorliebe für theoretische Sätze, welche der ganzen Menschheit ein neues politisches Evangelium verkündigen sollten, das eigene Volk aber der Gefahr vollständiger Zerrüttung des Staates noch näher führen konnten. In dem „Versuche über den Despotismus“ hatte er es bitter beklagt, dafs „die Menschenrechte seit so lange in Vergessenheit geraten seien“. In der Schrift „an die Batavier“ hatte er selbst einen Kodex der „unveräufserlichen Menschenrechte, die über allen Verträgen stehen“, entworfen. Die kurze Zeit, welche seitdem verflossen war, hatte ihn eines anderen belehrt.

Als im neunzehnten Briefe Mirabeaus an seine Wähler Lafayettes Erklärung der Menschenrechte zum erstenmal erwähnt wurde, waren einige leise Bedenken nicht verschwiegen. Immerhin wurde Lafayette dabei aufs äufserste geschont. Nach einer Unterbrechung von mehr als einem Monat kam der Courrier de Provence in der achtundzwanzigsten Nummer auf den Gegenstand zurück. Hier wurde schon klarer auseinandergesetzt, warum es einen sehr zweifelhaften Wert habe, „für ein in Vorurteilen alt gewordenes Volk“ eine allgemeine Erklärung der Menschenrechte zu proklamieren. Das Erhabene des Gedankens wurde anerkannt, aber nicht minder das Verfängliche der Ausführung hervorgehoben. „Die Wahrheit gebietet, alles zu sagen, die Klugheit mahnt zum Mafshalten. Auf der einen Seite treibt uns die Kraft der Gerechtigkeit dazu an, uns über die furchtsamen Erwägungen der Vorsicht hinwegzusetzen, auf der anderen Seite werden alle, die das Glück der Zukunft nicht um den Preis des Unglückes der gegenwärtigen Generation erkaufen möchten, durch die Sorge beunruhigt, eine gefährliche Gährung hervorzurufen.“ Der Unterschied zwischen dem Philosophen und dem Staatsmanne, den Mirabeau früher gegenüber Siéyes betont hatte, wurde auch hier gemacht. „Der Philosoph arbeitet für die kommende Zeit und wendet sich nicht an die Masse . . . der Staatsmann wirkt auf alle und in einem gegebenen Augenblick.“ Was bei jenem möglicher Weise unverzeihliche Feigheit ist, kann bei diesem unverzeihlicher Leichtsinn sein. In jedem Falle wäre es nötig, eine Erklärung der Rechte der Verfassung erst nachfolgen zu lassen. Gesetze müssen das Volk lehren, die Grundsätze der Freiheit anzuwenden, sonst werden sie zum Fallstrick, nicht zur Wohlthat.

In diesem Sinne nahm Mirabeau in der Versammlung das Wort. Seine Stellung war schwierig. Ein Comité von fünf Mit-

gliedern, dem aufser ihm La Luzerne, Bischof von Langres, Desmeuniers, Tronchet und Rhédon angehörten, war am 13. August damit beauftragt worden, die eingelangten Vorschläge zu sichten. Vier Tage später erstattete Mirabeau namens der Fünf Bericht. Er verlas eine vorsichtige Redaktion der Menschenrechte, in der die Freiheit als ausschliefsliche Herrschaft des Gesetzes, die Gleichheit als gleiche Pflicht aller Bürger, sich dem Gesetze zu fügen, und als gleiches Recht aller auf Schutz des Gesetzes definiert war. Es war eine Redaktion, in welcher das Verfänglichste aus der Masse bekannt gewordener Entwürfe keinen Platz fand. Hie und da enthielt sie Anklänge an das politische Programm, das Mirabeau in seinem Dankbriefe an die Marseiller nach Empfang des Bürgerrechtes skizziert hatte. Dumont, Clavière, Du Roveray waren seine Gehilfen bei dieser Arbeit gewesen, die vom Comité der Fünf genehmigt worden war. Aus seinen einleitenden Worten konnte man heraushören, dafs er nur mit innerem Widerstreben den ihm gewordenen Auftrag erfüllte. Er sprach von der ungeheuren Schwierigkeit einer auf den ersten Blick so einfachen Aufgabe. Er bemerkte, dafs sie noch vergröfsert würde, wenn die Erklärung der Menschenrechte einer noch unbekannten Verfassung vorausgeschickt werden sollte. Indem er auf das Beispiel der Amerikaner hinwies, welches Lafayette wesentlich mit bestimmt hatte, verhehlte er nicht, dafs diese es weit leichter gehabt hätten, allgemeine politische Wahrheiten in volkstümlicher Form darzustellen. Er wagte die Andeutung, dass „in einem alten und beinahe hinfälligen Staatswesen", bei der frischen Erinnerung an die eingewurzelten Mifsbräuche des Despotismus, solche in der Luft schwebende Maximen weniger eine Erklärung der Menschenrechte, als eine Kriegserklärung gegen die Tyrannen sein würden. Der Ausblick auf ein kommendes Reich allgemeiner Brüderlichkeit, mit dem er schlofs, erschien nur wie eine schmeichelnde Redefigur, dazu bestimmt, den Eindruck seiner ahnungsvollen Warnungen abzuschwächen.

Den folgenden Tag regnete es Angriffe auf die von Mirabeau vorgetragene Fassung von rechts und von links. Auch sein Bruder beteiligte sich dabei, freilich nicht ohne der „verführerischen Beredsamkeit" des Berichterstatters der Fünf ein sauersüfses Kompliment zu machen. Mirabeau verteidigte das Werk des Comité der Fünf, wenn auch nicht mit Begeisterung, so doch mit Geschick, gleichsam als den besten Notbehelf, über den man sich hätte einigen können, und verwahrte sich dagegen, dafs

man von dieser Fassung als Grundlage der Beratung wieder abgehe. Die Versammlung nahm jedoch keine Rücksicht darauf. Da stellte er, in seinem eigenen Namen, nicht namens der Fünf, den Antrag, die Erklärung der Rechte zu einem untrennbaren Bestandteile der Verfassung zu machen, sie als erstes Kapitel derselben zu betrachten, aber ihre endgiltige Fassung bis zur Beendigung der übrigen Teile der Verfassung zu verschieben. Denselben Vorschlag hatte schon Mounier am 10. Juli gemacht. Es war das einzige Mittel, kostbare Zeit zu retten und die drohende Überflutung mit gefährlichen Allgemeinheiten einzudämmen. Dafs er gegen Wind und Wetter kämpfte, mufste Mirabeau wissen, und hätte er es nicht gewufst, so wäre es ihm durch den losbrechenden Sturm von Anklagen bewiesen worden. Nur Rhédon und Garat traten auf seine Seite, andere, wie Pétion, Duport, Chapelier, Gleizen, Rewbell griffen ihn mit Leidenschaft an. Einige von ihnen liefsen durchblicken, Mirabeau scheine es auf gänzliche Ausmerzung der feierlich beschlossenen Proklamation der Menschenrechte abzusehen. Das Wort wurde laut, man müsse auf der Hut sein vor seinem überlegenen Talente, das die Versammlung in Widersprüche zu verwickeln drohe. Das entrifs ihm eine jener glänzenden Selbstverteidigungen, in denen er Meister war.

Er war aufrichtig genug, zu erklären, dafs ihn niemals blinde Ehrfurcht vor „dem absurden Dogma politischer Unfehlbarkeit“ davon zurückhalten würde, gegen einen ungerechten oder unvernünftigen Beschlufs der Versammlung anzukämpfen. Aber er trieb die Aufrichtigkeit nicht so weit, den Beschlufs, Menschenrechte zu verkündigen, in diese Kategorie zu stellen. Nur um die Wahl des richtigen Zeitpunktes ihrer Redaktion könne es sich handeln. Wie schwierig es sein würde, diese augenblicklich vorzunehmen, suchte er an einem Beispiele darzuthun. Die Verdächtigungen, die unter der Hülle der Bewunderung seiner Gaben gegen ihn gerichtet worden waren, wehrte er mit jener schauspielerischen Mischung von Offenheit und Stolz ab, über die er wie kaum ein zweiter gebieten konnte. Dabei verschlug es ihm nichts, fast Wort für Wort zu wiederholen, was man in seiner Schrift gegen Beaumarchais schon vor so viel Jahren gedruckt hatte lesen können[1]). „Sicherlich habe ich im Laufe

[1]) Die Stelle „Sans doute, au milieu d'une jeunesse très orageuse“ etc. schon in der Schrift „Réponse du Comte de Mirabeau à l'Écrivain des Administrateurs de la Compagnie des Eaux de Paris“ (s. o. Band I, S. 190) S. 101.

einer sehr stürmischen Jugend infolge der Schuld anderer und zumal durch eigene Schuld viel gesündigt, und wenig Menschen haben der Verleumdung in ihrem Privatleben so viel Stoff gegeben. Aber ich rufe Sie alle zu Zeugen auf: kein Schriftsteller, kein Politiker hat mehr als ich das Recht, sich mutiger Gesinnungen, uneigennütziger Absichten, einer stolzen Unabhängigkeit und unbeugsamer Grundsätze zu rühmen. Spricht man von meiner Überlegenheit in der Kunst, Sie nach entgegengesetzten Zielen zu führen, so ist das eine sinnlose Beleidigung, ein Hieb, der von mir abprallt, gegen den mir dreifsig Bände, die ich geschrieben habe, als Schild dienen . . . Ob ich Recht habe oder nicht, das kümmert nur meine Eigenliebe. Aber seine Absichten verdächtigen oder verspotten hören in einer politischen Versammlung, in der man seine Proben abgelegt hat: darüber kann ein Mann, der das Gefühl seiner Würde hat, nicht schweigend hinweggehen."

Niemand wagte den Redner persönlich weiter anzugreifen, allein die Sache, die er verteidigte, war verloren. Man beschlofs, mit der Redaktion der Menschenrechte nicht zu zögern, legte aber den Entwurf der Fünf bei Seite. Eine der früher eingereichten Fassungen, die des sechsten Bureaus, wurde als Basis auserwählt, und Tage lang schleppte sich nun die Verhandlung hin, bis sich der politische und philosophische Ideenstoff so vieler begeisterten Neulinge in unzähligen Verbesserungsanträgen erschöpft hatte. Noch in diesem Stadium der Beratung suchte Mirabeau, so weit es anging, seine Meinung zur Geltung zu bringen, die theoretischen Sätze dem praktischen Leben anzupassen und der Gefahr zweideutiger Auslegung einen Riegel vorzuschieben.

Der ehemalige Gefangene von If, Joux und Vincennes wies nachdrücklich darauf hin, dafs die persönliche Sicherheit der Bürger ohne Verantwortlichkeit aller Beamten „vom ersten Minister bis zum letzten Sbirren" niemals verbürgt sei. Der Verfasser der Schrift über Moses Mendelssohn sprach sich mit Wärme für das heilige Menschenrecht freier Kultusübung aus und lehnte sich ebenso entschieden gegen das Gnadengeschenk blofser „Toleranz" auf wie gegen den tyrannischen Begriff eines „herrschenden Gottesdienstes". Der Herausgeber einer Übersetzung von Miltons Areopagitica forderte, dafs man die Freiheit der Presse wahrhaft schütze, indem man sich gegen jede Präventivmafsregel

erkläre und nur das vollendete Delikt als strafbar bezeichne. Nicht mit allen seinen Vorschlägen drang er durch, aber manche wichtige Änderung der Vorlage war wenigstens teilweise auf Rechnung seiner überzeugenden Beredsamkeit zu setzen.

Wie er über das Werk im ganzen dachte, konnte man wieder nur aus einigen Artikeln des Courrier de Provence schliefsen, wennschon für die Form derselben seine Genfer Freunde, nicht er, verantwortlich zu machen waren. Dies Journal gab seinen Lesern spöttisch zu erwägen, was das für eine Redaktion werden könne, die „aus einem Comité von 1200 Personen" hervorgehe. Es frug, ob es nicht besser gewesen wäre, sich zunächst über die Grundlinien der französischen Verfassung zu verständigen, ehe man sich über einen allgemeinen Kodex, der „für alle Zeiten, für alle Völker, für alle moralischen und geographischen Breitengrade des Erdkreises gelten sollte", schlüssig mache. Es wies nach, dafs die Versammlung selbst fühle und durch ängstliche Einschränkungen der allgemeinen Prinzipien dies Gefühl bekunde, dafs jedes Recht des Menschen, das sie verkünde, sich in ein Unrecht des Bürgers verwandeln könne. „Die Erklärungen der Rechte," urteilte das Blatt, „wären nicht so schwierig, wenn die Wirkung zur Ursache werden könnte, wenn die Gleichheit, die man herstellen will, schon in Kraft wäre, wenn man durch Proklamierung dessen, was sein soll, nicht auch ein Manifest verkündigte gegen das, was ist." Der Courrier nahm, wie sich denken läfst, jedes Votum Mirabeaus in Schutz und freute sich, am 27. August mitteilen zu können, „dafs die Nationalversammlung endlich das weite Gefilde der Abstraktionen der intellektuellen Welt verlassen habe, um zur wirklichen Welt zurückzukehren, d. h. ganz einfach die Verfassung Frankreichs zu regeln" [1]).

In der That ging man nunmehr dazu über, den Neubau des französischen Staates zu entwerfen, der sich an Stelle des alten schon halbzerstörten erheben sollte. Je weniger die Architekten in ihrer Masse jemals Gelegenheit gehabt hatten, durch praktische Erfahrungen die Probe auf jene Theorieen politischer Baukunst zu machen, die sie fertig mitbrachten, desto gröfser war ihre Neigung, statt mit dem Fundamente, mit der Krönung des Hauses zu beginnen. Der Verfassungsausschufs selbst drang darauf, vor allem diejenigen Artikel in Angriff zu nehmen, welche sich auf

[1]) Courrier de Provence No. XXX S. 17, No. XXXI S. 1, No. XXXIII S. 1.

die königliche Gewalt, den gesetzgebenden Körper und das Verhältnis beider zueinander bezögen. Hier fanden sich die Gedanken der Mounier, Malouet, Lally-Tollendal ausgeprägt. Sämtlich in der Schule Montesquieus und de Lolmes grofs geworden, hatten sie ein Idealbild der englischen Verfassung vor Augen, und der Begriff der scharfen Teilung der drei Gewalten war ihnen geläufig. Mirabeau hatte sich schon in einer Rede vom 16. Juli an den „tapferen Vorkämpfern" dieses Begriffes gerieben, die, wie er spottete, „Worte für Sachen, Formeln für Argumente nähmen". Er kam nicht, wie sie, mit einem schulmäfsigen Verfassungsprogramme in die Versammlung. Er wufste, was an dem englischen Muster zu schätzen sei, aber er deutete dies Muster nicht in freier Phantasie um und behielt sich vor, von Fall zu Fall zu entscheiden, inwiefern das Frankreich der Revolution für seine Verwertung ein geeignetes Feld biete. Man darf sich daher nicht wundern, wenn konstitutionelle Fragen, selbst solche ersten Ranges, in verschiedenen Augenblicken verschieden von ihm beantwortet wurden.

Dahin gehörte die Frage des Ein- oder Zweikammersystemes. Er hatte kein Bedenken getragen, in drei Nummern der Briefe an seine Wähler vom Mai eine Polemik Salavilles gegen den Bischof von Langres, einen Verteidiger des Zweikammersystemes, zuzulassen. Als er selbst im Juni für den elastischen Namen „Repräsentanten des französischen Volkes" eine Lanze brach, liefs er freilich der Möglichkeit einer dauernden oder gelegentlichen Teilung, sei es nur der konstituierenden, sei es auch der künftigen legislativen Versammlung noch Raum. Auch jetzt noch war er kein fanatischer Gegner einer solchen Teilung. Aber er war weit entfernt davon, sie so aufzufassen wie die Lobredner irgend einer noch so freien Übertragung des Hauses der Lords auf französischen Boden. Noch weniger konnte das Beispiel des unter den Augen der Zeitgenossen entstehenden Bundesstaates jenseits des Ozeans die Richtung seines Geistes bestimmen. Man mufs bedenken, dafs auf der einen Seite die Abneigung gegen das aristokratische Element die stärkste treibende Kraft war. Erst eben war die bürgerliche Gleichheit durch die Menschenrechte sanktioniert worden. Selbst ein so vornehmer, zugleich allerdings sehr liberaler Edelmann, wie der Graf Clermont-Tonnerre, wollte bei der Bildung eines Senates von Geburt, Rang, Vermögen, Erblichkeit, Lebenslänglichkeit völlig absehen und ein

höheres Alter, „das Zeichen der Erfahrung“, zum einzigen unterscheidenden Merkmale der alle zwei Jahre neuzuwählenden Senatoren machen[1]). Auf der anderen Seite war die administrative Centralisation des Landes, wie heftig man sich auch gegen ihren Druck auflehnte, der Masse der Franzosen zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen, als dafs man sich die Vertretung provinzieller oder kommunaler Körperschaften in einer ersten Kammer hätte vorstellen können. „Frankreich,“ rief Sièyes in diesen Tagen aus, „ist nicht eine Sammlung von Staaten, es ist ein einiges Ganzes, das aus integrierenden Teilen besteht[2])“. Wir wollen nichts wissen, sagte Lanjuinais, „von dem inkonsequenten de Lolme und von diesem Montesquieu, der nicht verstanden hat, die Vorurteile seiner Robe abzustreifen“, aber ebensowenig „von dem Anglo-Amerikaner Mr. Adams, diesem Don Quixote des Adels, dem korrumpierten Lehrer eines grand seigneur[3])“ (sic). Vollends eine Ernennung von Pairs durch den König allein, oder etwa unter Mitwirkung der Provinzialvertretungen, erschien nach dem Ausdrucke eines freisinnigen Redners als eine „Knechtung des Volkes“, während die Männer der Rechten sie als eine Knechtung der Aristokratie verwerfen mufsten.

Nach alledem kam Mirabeau zu dem Schlusse: „Ich will zwei Kammern, wenn sie nur zwei Sektionen einer einzigen sein sollen, und ich will nur eine, wenn die eine ein Veto gegen die andere haben soll“ (7. Sept.). Er konnte den ersten Teil dieser Willensäufserung einer Rede seines alten Freundes Du Pont entnehmen[4]). Mit dem zweiten Teile stimmte selbst Malouet überein, der doch als einer der Anglomanen verschrieen war[5]). Von der Hemmungsvorrichtung gesetzgeberischer Arbeit, welche die Freunde eines Oberhauses empfohlen hatten, wäre damit freilich nichts weiter übrig geblieben als ein kurzer zeitlicher Aufschub, indem die eine Sektion der Versammlung einen Vorschlag der anderen einige Male hätte zurückweisen dürfen.

Es war noch ungewifs, ob die Mehrheit sich für diese zwei Sektionen einer Versammlung aussprechen, oder ob sie nicht der beständigen Einheit des gesetzgebenden Körpers den Vorzug

---

[1]) Arch. parl. VIII, 574. 4. Sept. 1789.
[2]) Arch. parl. VIII, 593. 7. Sept. 1789.
[3]) Arch. parl. VIII, 588. 7. Sept. 1789.
[4]) Arch. parl. VIII, 735.
[5]) Arch. parl. VIII, 590.

geben würde, als Mirabeau durch eine Art von Überrumpelung der zweiten Entscheidung zum Siege zu verhelfen suchte. Warum er diesen Theaterstreich wagte, bleibt dunkel, wenn man nicht annehmen will, er habe die Schwankenden gegen ihre Überzeugung fortreifsen wollen. Vergeblich würde man im Courrier de Provence, dessen Redaktoren überhaupt auf einem anderen Standpunkte standen, Aufschlufs suchen. Hier wird nur einfach die Thatsache mit ihren Folgen berichtet, die sich in der Sitzung vom 9. September zutrug. Man hatte u. a. die Frage der Permanenz behandelt, d. h. wie man das Wort auslegte, die Frage, ob der gesetzgebende Körper in Zwischenräumen zusammentreten würde oder nicht. Die Bejahung dieser Frage erfolgte, und zwar, nach der Reihe, in der die einzelnen Punkte zur Abstimmung kommen sollten, an erster Stelle. Sofort erklärte Mirabeau, damit sei auch über das Einkammersystem entschieden, dies liege in den Worten „Permanenz einer Versammlung". Eine Teilung in gleiche Sektionen für diesen und jenen Spezialfall sei Sache der künftigen Geschäftsordnung. Es gab einen gewaltigen Lärm. Du Pont verwahrte sich gegen Mirabeaus Vorgehen. Regnault sprach von einem empörenden Überfall. Es machte die Sache nicht besser, dafs Mirabeau behauptete, er habe nur zeigen wollen, wie verkehrt die angenommene Reihenfolge der Abstimmung sei. Clermont-Tonnerre liefs das Wort „Jesuitenkniff" fallen. Graf Virieu donnerte gegen die „wilden Demagogen" und verstieg sich bis zu persönlichen Beleidigungen. Mitten in dem Tumulte wurde Mirabeaus sophistischer Antrag, das Einkammersystem als stillschweigend angenommen zu betrachten und über diese Frage zur Tagesordnung hinweg zu gehen, verworfen.

Aber ein neuer Sturm brach los, als dieser Gegenstand nun zur Abstimmung gebracht werden sollte. Die Freunde der Institution eines Oberhauses, eines Senates, eines Rates der Alten, oder wie man sonst dies Organ der Verfassung sich vorstellte und benennen wollte, suchten auf alle Weise Zeit zu gewinnen. Ihre Gegner suchten ihnen unter Drohungen das Wort abzuschneiden. Zuletzt legte der Präsident, jener Bischof von Langres, der ganz auf der Seite der ersten Partei stand, seine Stelle nieder. Am folgenden Tage wurde die Einheit des gesetzgebenden Körpers mit grofser Mehrheit angenommen. Die Behauptung Lally-Tollendals hat manches für sich, dafs viele zu dieser Mehrheit gehörten,

auf welche die Furcht einwirkte, sich der Volkswut auszusetzen, während andere sich ihnen anschlossen, weil sie hofften, einen Keim der Zerstörung in die neue Verfassung zu legen[1]). Um Mirabeaus Haltung zu erklären, läfst sich für die damalige Zeit das zweite mephistophelische Motiv nicht annehmen. Aber dafs ihm auch das erste völlig fremd war, hatte er in eben diesen Tagen bewiesen, als die Frage des königlichen Veto verhandelt wurde. Diese Frage, untrennbar verknüpft mit der Frage nach dem Rechte der Sanktion des Königs, mufste der Prüfstein für jene Gesinnung werden, die er in Wort und Schrift bis dahin immer geäufsert hatte. Er war Monarchist und war es in einem anderen Sinne als alle diejenigen, die sich gleichfalls Monarchisten nannten, wenn sie Erblichkeit der königlichen Würde und Unverantwortlichkeit des Königs auf dem Papiere bestehen liefsen, dem erblichen und unverantwortlichen Träger der Krone aber, sich selbst zum Teil unbewufst, nicht viel mehr als die Stelle eines Ornamentes in der Verfassung einräumten. Er sah das Heil Frankreichs darin, dafs das Königtum und die Nation ihre Interessen verschmölzen, aber eben deshalb wollte er zwischen dem Inhaber des einen und der Vertretung der zweiten keine starre Schranke aufgerichtet wissen. Die Monarchie Frankreichs, welche ihm vorschwebte, war nicht die, wie sie vor Berufung der Reichsstände gewesen war. Sie war auch nicht die, wie sie sich in den Köpfen der Leute malte, welche aus der mifsverstandenen Lehre der vollkommenen Teilung der Gewalten ein politisches Dogma gemacht hatten, das in seiner Reinheit aufrecht zu halten, ihnen selbst unmöglich wurde.

Was er meinte, wurde vielleicht am treffendsten durch die paradoxe Formel wiedergegeben, die der Baron von Wimpfen allen Ernstes als Verfassungsartikel befürwortete: „Die Regierung Frankreichs ist eine königliche Demokratie.“ Der Courrier de Provence fand, dafs durch die Verbindung von zwei bis jetzt so weit von einander getrennten Worten eine grofse Wahrheit ausgedrückt worden sei. „Es soll heifsen, dafs die Demokratie sich auf natürliche Weise mit der Monarchie verbündet, dafs ihre Interessen einander nicht widerstreiten, weil der Wunsch des Königs sein mufs, sein Volk zahlreich, blühend und mächtig zu sehen, und weil der Wunsch

---

[1]) Lally-Tollendal: Deuxième lettre à ses commettants. S. 141.

des Volkes sein mufs, seinen König stark genug zu sehen, um sich der Einführung einer Aristokratie zu widersetzen, die immer nach Unabhängigkeit strebt und deren Macht sich stets auf Kosten der Macht des Fürsten und des Volkes äufsert[1])". Ob das Experiment, zu dem man sich anschickte, Aussicht auf Gelingen habe, ob es nicht ein innerer Widerspruch sein würde, eine monarchische Spitze beizubehalten, um ihr später einen republikanischen Unterbau zu geben: diese Frage war damals, beim Beginne der Arbeit, noch nicht aufzuwerfen. Auch Mirabeau brachte sie nicht vor. Aber er wufste, wohin der Zug der Geister ging. Eben daher suchte er dem Königtum rechtzeitig Waffen zu geben, die andere ihm um jeden Preis entreifsen wollten. Und keine war in seinen Augen wichtiger als das Recht des absoluten Veto gegenüber Gesetzesvorschlägen der Erwählten des Volkes. „Ich halte das Veto des Königs für so notwendig," hatte er schon am 15. Juni ausgerufen, „dafs ich lieber in Konstantinopel als in Frankreich leben möchte, wenn er es nicht hätte," Worte, die Lally, der Berichterstatter des Verfassungsausschusses, nicht verfehlte, rühmend anzuführen. Bei Beurteilung der Frage des Ein- oder Zweikammersystemes von Mirabeaus Anschauungen durch eine grofse Kluft getrennt, fand er sich bei Beurteilung der Vetofrage mit ihm auf demselben Boden.

Eine grofse Rede Mirabeaus vom 1. September belehrte die Linke, dafs sie in dieser Sache auf ihn nicht zählen dürfe, ja dafs er noch weit über die Ansicht mancher Mitglieder des Centrums hinausgehe, denen allein das Suspensivveto den reinen Prinzipien, die sie bekannten, gemäfs zu sein schien. Dem Nachgeborenen wird es freilich so gut wie unmöglich gemacht, sich Mirabeaus Rede, so wie sie wirklich gehalten wurde, zu rekonstruieren, und der gewissenhafte Historiker wird sich jedenfalls hüten, die Rede, so wie sie uns vorliegt, ganz für sein geistiges Eigentum zu erklären. Das eine wie das andere ist leicht zu begründen. Die Unsitte der Versammlung, sich vorher ausgearbeitete Abhandlungen vorlesen zu lassen, statt einer parlamentarischen Debatte Raum zu geben, erreichte bei Behandlung

---

[1]) Courrier de Provence XXXIV S. 7. Auch Bailly II, 314 verweilt bei Wimpfens Antrag und kommt zu dem Schlusse: „On ne savait pas alors où l'on était entraîné, et il me semble, que le résultat de la constitution est une démocratie royale ou une monarchie démocratique."

dieser grofsen konstitutionellen Frage ihren Höhepunkt. Man hätte glauben müssen, einer akademischen Sitzung beizuwohnen, wären nicht von Zeit zu Zeit die feierlichen Vorträge durch den Losbruch der Leidenschaften durchkreuzt worden. Für gewöhnlich las ein jeder sein Heft vor, ohne sich darum zu kümmern, ob von einem anderen schon dieselben Argumente gebraucht, oder ob entgegengesetzte eines Vorredners zu bekämpfen wären. Dumont und Du Roveray machten sich im Courrier de Provence lustig darüber, obwohl der Begründer des Blattes zu den gröfsten Schuldigen gehörte[1]). Er hatte sich bei der Niederschrift seines Vortrages nicht einmal auf sich selbst verlassen, sondern hatte es, seiner Gewohnheit nach, bequemer gefunden, sich an die Arbeit eines anderen anzulehnen. Aus der Feder des Marquis de Caseaux, den Mirabeau schon bei einer früheren Plünderung „einen tiefen Denker und ausgezeichneten Weltbürger" genannt hatte[2]), war unter dem Titel „Einfachheit der Idee einer Verfassung" ein Werk veröffentlicht, das wenig bekannt geworden war. Es war weder nach Inhalt noch Form hervorragend, und der deutsche Kritiker Rehberg fand es sehr „seicht"[3]). Allein es schien Mirabeau für seine Zwecke zu genügen, und er wagte es, ihm ganze Seiten beinahe Wort für Wort zu entlehnen. Während des Vortrages ward er jedoch an dem erwarteten Erfolge irre. Seine Zuhörerschaft wurde teilweise ermüdet, teilweise erbittert. Er suchte sich von seinem Manuskripte unabhängig zu machen, durch revolutionäre Gemeinplätze und Ausfälle wider den Despotismus die Gegner des Veto zu versöhnen, aber so wie er zu seiner Vorlage zurückkehrte, begann die Unruhe der Versammlung aufs neue. Er verlor die Geistesgegenwart keinen Augenblick, gestand aber später seinen Freunden, er sei in kaltem Schweifse wie gebadet gewesen. Mit Mühe errang er zuletzt durch ein paar gut angebrachte Effekte den üblichen Tribut des Händeklatschens der Gallerieen, die aus dem wahren Sinne seiner Worte nicht klug geworden waren.

---

[1]) Courrier de Provence XXXIX, ebenso Dumont 151 ff. vgl. aufserdem über das Verhältnis Mirabeaus zu de Caseaux, Aulard: Un plagiat oratoire de Mirabeau in den Annales de la Faculté des Lettres de Bordeaux Dec. 1880.

[2]) Sur la liberté de la presse S. 6. Frühere Beschäftigung Mirabeaus mit Caseaux ergiebt sich auch aus seinem Briefwechsel mit Mauvillon S. 409, 497.

[3]) Allgemeine Litteraturzeitung 1790 IV, 680 No. 371 vgl. Rehbergs Sämtliche Schriften II, 74 ff.

Als einem Beschlusse der Versammlung gemäfs die Rede gedruckt wurde, hatten Du Roveray und Dumont die heikle Aufgabe zu lösen, sie gründlich zuzustutzen. Doch bekennt Dumont selbst, es sei ihnen nicht zum besten gelungen. Mirabeau seinerseits konnte nun in einer Anmerkung, die er dem Drucke beifügte, mit dem Geständnis nicht zurückhalten, dafs er „sehr viel der unerschöpflichen Fundgrube gesunder und tiefsinniger Ideen des Marquis de Caseaux entnommen habe". Behält man dies alles im Auge, so wird man, statt wie üblich lange Stellen der gedruckten Rede zu citieren, sich damit begnügen, nur einige Hauptpunkte hervorzuheben. Das Wichtigste ist: Mirabeau hält das absolute Veto für unentbehrlich, weil er annimmt, dafs dies retardierende Moment der Gesetzgebung, doppelt nötig, wo der gesetzgebende Körper ungeteilt ist, auf die Dauer nur zum Wohle des Volkes gereichen kann. Würde es jemals in einem anderen Sinne angewandt werden, so gäbe es Mittel genug, es zu besiegen. Denn man mufs sich gegenwärtig halten, welche Grundgedanken der neuen Verfassung neben dem Rechte des Veto wirken sollen: jährlicher Zusammentritt der Nationalversammlung, jährliche Feststellung der Friedenspräsenzstärke des Heeres, jährliche Bewilligung der Steuern, volle Verantwortlichkeit der Minister. Die Wiederwahl derselben Repräsentanten, deren Willen ein königliches Veto begegnet ist, ihre Fähigkeit, die Exekutive mehr oder weniger auf Zeit zu lähmen, die Möglichkeit, sich an widerstrebende Berater der Krone zu halten: alles dies genügt vollkommen, um einem fortgesetzten Mifsbrauche des Veto zu begegnen. Ihm nur einen suspensiven Charakter geben, wäre aber nicht viel besser, als es ganz versagen. Es hiefse auch mit der einen Hand zerstören, was man mit der anderen erbaut hat: einen Mann zum Herrscher von fünfundzwanzig Millionen machen und ihn möglicherweise zwingen, ein Gesetz auszuführen, dem er seine Zustimmung nicht gegeben hat.

Ehe Mirabeaus Rede gedruckt war, galt er bei der politisierenden Masse der Pariser, die noch immer ihr Hauptquartier im Palais Royal hatte, für einen unbedingten Gegner des Veto. Die Leidenschaft war hier bis zur Fieberhitze gestiegen. Man sprach von einer Verschwörung des Adels, des Klerus und einer Anzahl der Männer des dritten Standes. Man sprengte aus, der König solle ermächtigt werden, den Beschlüssen des vierten August seine Sanktion zu weigern. Ein Zug nach Versailles wurde ge-

plant, um einen Druck auf die Versammlung auszuüben und die Überführung Ludwigs XVI. wie des Dauphin nach Paris zu bewirken. Vielleicht dafs schon damals, wie wenige Wochen später, der Herzog von Orléans die Hand im Spiele hatte. Wenigstens war einer seiner Agenten, der heruntergekommene Marquis de St. Huruge, einer der hauptsächlichsten Hetzer. Der Zug nach Versailles wurde allerdings hintertrieben, aber eine im Palais-Royal aufgesetzte Proskriptionsliste, welche die Verteidiger des absoluten Veto als „Verräter" bezeichnete und ihre Ausstofsung forderte, gelangte am 31. August zur Kenntnis der Versammlung. Mirabeaus Name war nicht dabei. Im Gegenteil: es hatte geheifsen, man müsse ihm eine Schutzgarde geben, weil sein Leben in Gefahr sei. Dies aufregende Gerücht war möglicherweise dadurch veranlafst worden, dafs ihm nach seinem Votum in der Zehntenfrage ein anonymer Drohbrief zugestellt worden war, der statt der Unterschrift die Abbildung eines Giftbechers, eines Dolches, einer Pistole, eines Strickes und eines Galgens enthielt[1]).

Nun hätte man meinen sollen: nach dem Drucke seiner Rede vom 1. September wäre er unfehlbar mit den übrigen „Verrätern" zusammen in Acht und Bann gethan worden. Aber auch jetzt noch kam es vor, dafs die Pamphletisten ihn verschonten, während sie solche, die seine Meinung teilten, als todeswürdig denunzierten. Mounier war sehr erstaunt darüber, dafs der Verfasser einer Schmähschrift „Die Laterne an die Pariser", in der er selbst, Lally, Clermont-Tonnerre u. a. übel mitgenommen wurden, Mirabeau belobte, ja dafs es hier hiefs, Mirabeaus Feinde gäben ihn fälschlich für einen Verteidiger des Veto aus, um ihm zu schaden[2]). Es ist sogar behauptet worden, man habe ihn durch solche Kunstgriffe und durch Schmeicheleien auf die Gegenseite ziehen wollen[3]). Wie dem auch sei: wenn es im Kreise der Tagesschriftsteller möglich war, Täuschungen über seine wahre Ansicht zu hegen oder zu heucheln, wie hätte nicht der ungebildete grofse Haufe, der sich unter dem Veto eine neue Steuer oder irgend ein ungeheuerliches Attribut des

---

[1]) Arch. parl. l. c. Courrier de Provence: XXXIV. Mounier: Exposé. S. 44. Bailly II, 326—332. Ferrières I, 226. Hier heifst es, Mirabeau selbst habe die Klubs aufgehetzt ohne Zweifel nach Gorsas: Courrier de Versailles No. LVI. S. 10.

[2]) Mounier: Exposé S. 49.

[3]) S. die Anmerkung zu Bailly II, 327.

Despotismus dachte, im Unklaren über die Meinung seines Lieblings bleiben sollen. Als sich Dumont in diesen Tagen mit Mirabeau einmal nach Paris begab, fand er vor dem Buchladen Lejays eine Masse Leute auf Mirabeaus Wagen wartend. Sie warfen sich, als er kam, weinend vor ihm nieder und beschworen ihn, als „Vater des Volkes“ sie vor dem fürchterlichen Veto, vor der Rückkehr in die Sklaverei, zu retten. Er suchte sie zu beruhigen, indem er sie mit Allgemeinheiten abspeiste. In der Versammlung behauptete er die Stellung, die er mit seiner Rede vom 1. September eingenommen hatte und lehnte sich energisch gegen alle Versuche auf, die Anhänger des Veto zu terrorisieren. Er hatte darüber am 10. September einen harten Strauſs mit Chapelier zu bestehen, in dem er seine volle Überlegenheit zeigte. Chapelier, das groſssprecherische Haupt des bretonischen Klubs, nahm eine Adresse der Stadt Rennes in Schutz, welche alle Mitglieder der Versammlung, die für ein Veto stimmen würden, im voraus als „Feinde des Vaterlandes“ brandmarkte. Wahrscheinlich hatte Chapelier selbst in Versailles die Adresse verfaſst und dann zur Unterzeichnung an die Freunde in der Heimat geschickt, von wo sie als Zeichen patriotischer Entrüstung der Wähler angelangt war[1]). Mirabeau griff diesen Unfug, ohne Scheu vor Chapeliers groſsem Anhang, mit Ernst und Spott an und fand sich dabei, ein seltenes Ereignis, an der Seite des Abbé Maury, des streitbaren Führers der Rechten. Sein Erfolg war durchschlagend. Den Entrüsteten hätte nichts Härteres begegnen können, als daſs man über ihre Adresse, selbst ohne ihr die Ehre einer Miſsbilligung anzuthun, hinwegging.

Nach diesem Vorgange lieſs sich noch immer hoffen, daſs das absolute Veto die Mehrheit auf sich vereinigen würde, als die Regierung selbst ihre Sache im Stiche lieſs und durch diese Feigheit die Reihen ihrer eigenen Freunde entmutigte. Necker, wie immer um seine Popularität sehr besorgt, war durch die drohende Volksbewegung geschreckt. Er wünschte durch eine gewisse Nachgiebigkeit die Gemüter zu beruhigen und der Krone doch eine Prärogative zu bewahren. Ein Suspensiv-Veto, das sich auf zwei Legislaturperioden von je zwei bis drei Jahren erstrecken sollte, schien ihm in seiner praktischen Wirkung hinter dem Rechte des absoluten Veto nicht weit zurückzubleiben

---

[1]) Ferrières: Mémoires I, 235.

und nahm sich in der Theorie doch viel milder aus. Er wurde in dieser Ansicht durch Lafayette, dessen Rat man einholte, und durch den geängsteten Montmorin bestärkt[1]). Es scheint so, als hätte er gehofft, durch das Opfer des absoluten Veto die Möglichkeit der Institution eines Oberhauses, wenigstens für später, zu erkaufen. Am 11. September, als die entscheidende Abstimmung erfolgen sollte, kündigte der Präsident an, er sei beauftragt, der Versammlung eine Denkschrift Neckers mitzuteilen. Der Minister hatte dem König in diesem Aktenstück seine Ansicht über das Veto entwickelt. Mirabeau kannte oder ahnte den Inhalt, wollte gleich Mounier u. a. die Verlesung des Mémoires verhindern und drang endlich auch damit durch, indem er zu bedenken gab, die Diskussion sei geschlossen. Allein der Zweck, den er erreichen wollte, wurde vereitelt. Neckers Ansicht war kein Geheimnis geblieben, das suspensive Veto wurde angenommen[2]).

Der monarchische Gedanke hatte eine schwere Niederlage erlitten, die abzuwehren Mirabeau vergeblich bestrebt gewesen war. Aber diese Niederlage wäre noch viel furchtbarer geworden, wenn er nicht bald darauf unter dem Scheine des zürnenden Verächters als rettender Schützer eingegriffen hätte. Bis dahin hatte die Versammlung es vermieden, sich grundsätzlich darüber auszusprechen, ob der König gegenüber den Bestimmungen der Verfassung, an der man arbeitete, seine Meinung geltend machen könne oder nicht. Dafs dies nicht in Form des Veto geschehen dürfe, hatte Mirabeau freilich in seiner grofsen Rede vom 1. September nachdrücklich behauptet. Er, der noch im Juni vor der Usurpation des Namens Nationalversammlung gewarnt hatte, weil man der Sanktion des Königs nicht sicher sei, erklärte jetzt: „Das Veto kann nicht in Kraft treten, wenn es sich darum handelt, die Verfassung zu schaffen; ich begreife nicht, wie man einem Volke das Recht bestreiten kann, sich eine Verfassung zu geben, nach der es in Zukunft regiert sein will.“ Solche Fortschritte hatte in wenig Monaten der Geist der Revolution

---

[1]) Über Montmorins Benehmen s. dessen Geständnisse nach La Marcks Brief an die Königin Dez. 1790 Bacourt II, 183.

[2]) Wenn Dumont S. 156 erzählt, Mirabeau habe sich der Abstimmung enthalten und sei daher nicht auf die Proskriptionsliste des Palais Royal gesetzt worden, so ist dies ohne Zweifel eine Verwechselung mit dem, was er früher S. 83 über die Abstimmung vom 17. Juni berichtet hat. s. o. S. 24.

gemacht, der die alten Gewalten nur insoweit achtete, als sie sich der Bedingungen, unter denen man ihr weiteres Dasein dulden wollte, annahmen. Mirabeaus Ansicht erschien durchaus nicht als eine radikale. Auch Mounier, der Mann des Centrums, sagte im Berichte des Verfassungsausschusses mit dürren Worten: „Der König hat nicht das Recht, sich der Einführung der Verfassung, d. h. der Freiheit seines Volkes, zu widersetzen.“ Den Fall, dafs er sie nicht ratifizieren würde, habe man gar nicht in Erwägung ziehen wollen. Doch fügte er hinzu, es müsse ihm erlaubt sein, Änderungen zu fordern. Seien diese der Freiheit zuwider, so habe die Versammlung das Mittel der Steuerverweigerung und des Appelles an ihre Wähler[1]).

Am 11. September, als Neckers Denkschrift angelangt war, kam es über dieses inhaltsschwere Thema, unter lebhafter Beteiligung Mirabeaus, zu einer aufgeregten Debatte, die damit schlofs, dafs man die Verhandlung abbrach.

So standen die Dinge, als am 12. September beschlossen wurde, die Dekrete der vierten Augustnacht dem Könige zur Sanktion einzureichen. Es geschah dem Proteste der Rechten zum Trotz, die darauf hinwies, dafs die Versammlung selbst für nötig gefunden habe, diese Dekrete im einzelnen zu bessern. Am vierzehnten frug Barnave an, wie es mit dieser Sanktion gehalten werden solle. Die wichtigsten Fragen wurden damit berührt: ob die Dekrete als Bestandteil der Verfassung anzusehen, ob in diesem Falle die Sanktion des Königs Zustimmung oder einfache Promulgation bedeute, in welcher Form sie zu geschehen habe, ob sie überhaupt nötig sei. Das gab Stoff für tagelange, erbitterte Wortgefechte, bei denen das Königtum umsomehr zu verlieren fürchten mufste, je länger Necker zögerte, das Einverständnis des Königs mit dem Sturze des Feudalismus zu verkünden. Am 18. September wurde der Versammlung ein langes Aktenstück mitgeteilt, das wohlbegründete kritische Bemerkungen des Königs gegen die Augustbeschlüsse enthielt, übrigens ihren Inhalt im ganzen höchlich belobte und nur forderte, dafs sie, ehe eine Sanktion erfolge, in Form von einzelnen Gesetzen redigiert würden. Das machte die Sache nicht besser. Der Antrag wurde gestellt, sich mit dem Inhalte der königlichen Antwort gar nicht zu befassen, sondern sich sofort nur über die Form der Sanktion

---

[1]) Arch. parl. VIII, 523. 31. August.

schlüssig zu machen. Es war zu fürchten, dafs man noch weiter fortgerissen, dem Könige vielleicht überhaupt das Recht absprechen würde, sich über das Werk der Konstitution zu äufsern. Auf der anderen Seite forderte die Rechte, Mirabeaus Bruder an der Spitze, dafs man sich über die Einwürfe des Königs nicht hinwegsetze. Mirabeau hatte die Gefahr gleich anfangs erkannt, aber er wufste wohl, dafs er nicht die Partei der Regierung nehmen durfte, wenn er die gröfste Demütigung von der Monarchie abwenden wollte. Wir haben, sagte er am 14. September, bisher einen Schleier über die Frage geworfen, welche die Prärogative des Königs berührt. Die Mehrzahl habe geglaubt, äufserte er am 18. September, dafs eine Prüfung des Verhältnisses der konstituierenden Gewalt zum Fürsten überflüssig und gefährlich wäre. Würden die Rechte der konstituierenden Gewalt aber bestritten, so läge die gröfste Gefahr in der Unbestimmtheit. Mit einem Anklang an eine Rede Mouniers[1]), gegen die Verehrer des Contrat social gewandt, fügte er die tiefdurchdachten Worte hinzu: „Wir sind nicht Wilde, die von den Ufern des Orinoco kommen, um eine Gesellschaft zu bilden. Wir sind eine alte und ohne Zweifel für unsere Epoche zu alte Nation. Wir haben eine gegebene Regierung, einen gegebenen König, gegebene Vorurteile. Man mufs dies alles der Revolution anpassen und die Plötzlichkeit des Bruches mildern ... Aber wenn zwischen der alten und der neuen Ordnung der Dinge eine Lücke bleibt, so mufs man den Sprung wagen, den Schleier lüften und vorwärts gehen.“ Eine solche Lücke blieb in Mirabeaus Augen, falls die Augustdekrete nicht schleunig promulgiert wurden, diese Schöpfungen eines edlen Enthusiasmus, deren Mängel niemand besser durchschaute als er, in denen aber, wie er sich glücklich ausdrückte, „die Phantasie nun einmal schwelgte“. Die ausführende gesetzgeberische Arbeit möge auf die Bedenken des Königs Rücksicht nehmen, zunächst aber gelte es, durch „eine klare und einfache Sanktion die Harmonie und Eintracht herzustellen“.

Diese kräftige Sprache wirkte. Am 21. September liefs Ludwig XVI. die Versammlung wissen, dafs die Beschlüsse des vierten August im ganzen Reiche bekannt gemacht werden sollten.

---

[1]) Vgl. Arch. parl. VIII, 215. 9 Juli: „Nous n'oublierons pas que les Français ne sont pas un peuple nouveau, sorti récemment du fond des forêts pour former une association.“

Am selben Tage willigte man, wie zur Belohnung der Regierung, darein, die Dauer des Suspensiv-Veto in der neuen Verfassung auf zwei Legislaturperioden auszudehnen. Eine nähere Erörterung dieser Frage, wie sie Mirabeau gewünscht hatte, wurde abgeschnitten. Immerhin konnte er mit dem Eindruck zufrieden sein, den sein Hervortreten in den grofsen konstitutionellen Debatten nach unten wie nach oben gemacht haben mufste. Wer ihn oberflächlich beurteilte, mochte zu dem Schlusse gelangen, dafs er nur die Gewalt des Zerstörens personifiziere. Wer tiefer blickte, mochte unschwer erkennen, dafs es ihm auch auf das Erhalten und Aufbauen ankomme. Gefährlich aber blieb er immer als Feind wie als Freund, wenn man sich nicht dazu entschlofs, ihn an eine Stelle zu setzen, der sein selbstbewufstes Kraftgefühl zustrebte.

Im ganzen läfst sich auch an anderen Merkzeichen der politische Ideengang, den er inne hielt, verfolgen, wennschon es dabei an wirklichen oder scheinbaren Absprüngen nicht fehlt. Er war sichtlich bestrebt, die Möglichkeit eines ruhigen Ausbaues der Verfassung zu befördern, damit die Zukunft ihr anhaftende Mängel mildern könne. In diesem Bestreben machte er sich von Parteirücksichten ganz frei. Einen Gegner, den Grafen Virieu, unterstützte er (12. September), wiewohl erfolglos, in der Empfehlung einer Legislaturperiode von drei, statt von zwei Jahren. Einem Gesinnungsgenossen, Volney, wies er nach, dafs sein Vorschlag, vor Vollendung der Verfassung nach den festzustellenden Bestimmungen sofort eine neue Repräsentation zu berufen, gefährlich und unpraktisch sei. „Bleiben wir auf unserem Posten," rief er aus, „lernen wir von unsern Fehlern, sammeln wir die Früchte unserer Erfahrung" (19. September). Neben solchen Beweisen seines Wunsches, den Übergang des Alten zum Neuen möglichst zu ermäfsigen, zeigte er durch gelegentliche Beschwerden oder durch Ausbrüche von Zorn und Verachtung dann und wann Freunden wie Feinden, dafs er die Rolle des kampfbereiten Tribunen nicht vergessen habe. Es war ein Zeichen des Mifstrauens, wenn er Auskunft darüber verlangte, warum die Stadtbehörde von Versailles das Regiment Flandern requiriert habe, und bei diesem Anlasse zu verstehen gab, die Minister hätten vielleicht gewisse Pläne vor der Versammlung zu verbergen. Noch höher zielte er, als die Frage der Erbfolge des bourbonischen Hauses berührt wurde.

Eine der gewohnheitsmäfsigen Unregelmäfsigkeiten der Beratung brachte am 15. September unversehens die Rede darauf, ob es nicht an der Zeit sei, den Verzicht der spanischen Linie auf die Succession in Frankreich, wie er durch völkerrechtliche Verträge als festgestellt galt, ausdrücklich in der Verfassung zu bestätigen. Der Gegenstand war sehr verfänglich. „Gestehen wir dem spanischen Zweige ein Anrecht auf den Thron zu," sagte der Bischof von Langres, „so reizen wir alle benachbarten Nationen, da sie eine Bedrohung des europäischen Gleichgewichtes fürchten werden. Erklären wir das Haus Spanien für ausgeschlossen, so verlieren wir den einzigen treuen Bundesgenossen, den wir haben." Auch Mirabeau war dafür, vorläufig auf die Sache nicht einzutreten. Aber er benutzte die Gelegenheit, sich Marie Antoinette durch eine giftige Bemerkung furchtbar zu machen. „Ich habe das Gefühl," sagte er, „als handle es sich hierbei um nichts Geringeres als um die Einführung einer Fremdherrschaft, und als sei die spanische Frage im Grunde eine östreichische." Der Pfeil, den er verschofs, mufste um so tiefer verwunden, da er seine Anspielung mit dem Antrage verknüpfte: nur ein in Frankreich geborener Mann solle Regent werden dürfen. Gegen wen dieser Antrag sich richtete, war klar; zu wessen Gunsten er gemeint war, blieb dunkel. Der Graf Virieu hat behauptet, Mirabeau habe an den Herzog von Orléans gedacht. Er wollte aus seinem Munde die Bemerkung gehört haben, der Gesundheitszustand des Königs und des Grafen von Provence sei bedenklich. Artois und seine Familie könne man vorkommenden Falles als landflüchtig und rechtlos betrachten. Dann stehe nur noch der Dauphin, ein Kind, zwischen dem Throne und dem Herzog. Mirabeau hat geleugnet, solche Äufserungen gethan zu haben, und nach der Enttäuschung des Juli scheinen sie in der That kaum glaublich zu sein[1]). Auch hütete er sich, dem Parteigänger Orléans', dem Marquis de Sillery, schlechtweg zu sekundieren, als dieser, durch ein anderes Mitglied zum Widerspruch gereizt, nochmals auf die Frage der spanischen Succession zurückkam.

[1]) Ferrières I, 242 schöpft seine Erzählung aus der Untersuchung des Châtelet, die sich auf die Oktoberereignisse bezieht. Man vergleiche Mirabeaus Rede vom 2. Oktober 1790. Die französischen und auch viele deutsche Historiker sind den Memoiren der Zeit viel zu sehr gefolgt. Eine kritische Untersuchung, wie J. Flammermont sie denen von Madame de Campan (Paris, Picard 1886) hat angedeihen lassen, wäre auch für viele andere dringend nötig.

Er war zwar bereit, den Gegenstand wiederaufzunehmen, wenn er der Versammlung aufgezwungen würde, aber ohne Rücksicht darauf, ob, wie der Courrier de Provence sagte, „die Freunde oder die Feinde des Hauses Orléans die Versammlung provozierten, eine so ernste Frage in einem so unruhigen Augenblicke zu behandeln.“ Für ihn waren höhere Gesichtspunkte maſsgebend. Er lieſs die völkerrechtlichen und staatsrechtlichen Kontroversen, über die man sich gewaltig erhitzte, die Auslegung des Friedens von Utrecht und des salischen Gesetzes ganz zurücktreten hinter dem neuen Rechte des Revolutionszeitalters, dem er mit Pathos das Wort redete. Wie er dem Begriffe des bourbonischen Familienpaktes den heiligeren Begriff des „Paktes der Nationen“ entgegenstellte, so verwahrte er sich gegen die Theorie, „daſs Individuen über Völker, wie über Herden verfügen könnten“. Noch entschiedener führte er dies am folgenden Tage aus, als die Debatten unter wachsendem Tumulte sich fortspannen. Er wagte es, Ludwig XIV. den „asiatischesten Fürsten“ zu nennen, der jemals über Frankreich geherrscht habe, und zermalmte diejenigen, die wegen dieser Ketzerei den Ordnungsruf gegen ihn forderten, mit ein paar wuchtigen Schlägen seiner unwiderstehlichen Rhetorik. Er betonte, daſs das übermütige Wort, „es giebt keine Pyrenäen mehr“, weder von Europa noch von Spanien gebilligt worden, und daſs es der Wille der Nation sei, nur einen französischen Prinzen zum Herrscher zu haben. Dies verlangte er auch, in der Redaktion des Verfassungsartikels über das Königtum klargestellt zu sehen, ohne deshalb „einen Vorentscheid in dem Prozesse zwischen der Linie Orléans und dem Hause Bourbon fällen zu wollen“.

Nach Scenen von unglaublicher Verwirrung, in der selbst Mirabeaus Stimme nicht mehr durchdringen konnte, wurde eine Fassung angenommen, welche für die möglichste Berücksichtigung von Ansprüchen der spanischen Linie noch eine Thüre offen lieſs. Die Furcht vor den Intriguen des Herzogs von Orléans trug den Sieg davon. Mirabeau blieb nichts übrig, als in seinem Journale die Majorität nochmals daran zu erinnern, daſs die spanische Politik Ludwigs XIV. „den ersten Ring der langen Kette des Unheils geschmiedet habe, welches die Monarchie beinahe vernichtet hätte“.

So brach er an einem Tage über das Zeitalter unbarmherzig den Stab, welches noch immer vielen seiner Landsleute als das

glänzendste des ancien régime galt, um an einem anderen denen, welche die Fäden der Geschichte ganz und gar zerreifsen wollten, ernste Worte der Warnung zuzurufen. Die Einheit seines politischen Denkens schien ihm aber gewahrt zu sein. „Ich habe," schrieb er wenig später seinem Freunde Mauvillon, „mehr Mühe und Konsequenz, als vielleicht irgend ein anderer Sterblicher darauf verwandt, eine Revolution durchzusetzen, in gute Wege zu lenken und auszubreiten, die das menschliche Geschlecht weiter auf der Bahn des Fortschrittes führen wird, als jemals eine frühere es gethan hat[1])".

---

[1]) S. 476. Dieser Brief ist irrig in den September gesetzt. Er gehört in den Oktober, wie die Stelle erkennen läfst, in der von einem Gesandtschaftsposten die Rede ist.

Viertes Kapitel.

Debatten über das Finanzwesen.

Aus den luftigen Höhen akademischer Verhandlungen über Menschenrechte und Verfassungsfragen wurde die Nationalversammlung von Zeit zu Zeit sehr unsanft auf den rauhen Boden der Wirklichkeit versetzt durch den Hinweis auf die drohende Zahlungsunfähigkeit des Staates. Necker hatte beim Wiedereintritt ins Amt die Finanzen in einer noch traurigeren Lage gefunden, als sie bei seiner Abreise gewesen war. Die Last der schwebenden Schuld, über die er bei Eröffnung der Reichsstände ganz ungenügende Aufschlüsse gegeben hatte, war und blieb die Hauptquelle alles Übels. Aber es wurde durch die Umwälzung des Staatswesens in erschreckender Weise vergrößert. Das ganze Gebäude der indirekten Besteuerung war, wie Mirabeaus Vater es einst prophezeit hatte, zusammengebrochen. Die Bureaux wurden geplündert, die Register zerrissen, die Beamten mißhandelt. Mit der Einziehung der direkten Abgaben stand es nicht besser. Die Finanzverwaltung brachte mit Mühe Tag für Tag das Nötigste zusammen und sah sich doch gezwungen, außerordentliche Aufwendungen zu machen, um nur das Schlimmste abzuwehren, was von der gärenden, brotlosen Masse der Hauptstadt drohte. Hier waren die Gewerke ins Stocken geraten, vorzüglich die, welche der Luxusindustrie dienten. Anfang August rechnete man schon an zwölftausend Arbeitslose. Zu diesen stieß eine Menge auf Gewinn und Abenteuer Hoffender, die vom Lande hereinströmten, während vermögliche Fremde abreisten und vornehme Familien auswanderten.

Die Stadt, nach Zerstörung der Zollhäuser an den Thoren, ihrer Einnahmen aus dem Octroi beraubt, wandte sich um Hilfe an den Staat, der Getreide teuer einkaufte und billig abliefs, für unnötige Erdarbeiten regelmäfsigen Arbeitslohn zahlte, aber durch unvorhergesehene Ausgaben der Art immer tiefer ins Defizit hineingeriet. Diese bedenklichen Zustände waren am 7. August der Versammlung dargelegt worden. Sämtliche Minister waren vor ihr erschienen. Der neue Grofssiegelbewahrer, Champion de Cicé, Erzbischof von Bordeaux, und Necker hatten ein düsteres Bild der Lage entworfen. Der letzte hatte mit der dringenden Bitte geschlossen, sofort ein Anlehen von dreifsig Millionen gutzuheifsen, zu fünf Prozent verzinslich, rückzahlbar während der nächsten Legislaturperiode nach Wunsch der Darleiher, mit weiteren Vorteilen für die Zeichner desselben gegenüber früheren Staatsgläubigern. „Retten Sie den Staat, retten Sie das Vaterland," hörte man ihn sagen; „die Regierung vermag nichts mehr; Sie allein sind noch fähig, dem Sturme Widerstand zu leisten."

Mirabeau begriff sofort, welche Aussichten sich hier vor ihm eröffneten. Der Minister, der ihn verächtlich von sich gestofsen hatte, erschien in diesem Augenblick als ein Bittender vor der Versammlung. Mirabeau hatte lange genug den Kampf gegen „die Agiotage" geführt, um die schwachen Seiten von Neckers Vorschlag herauszufühlen. Er wufste, dafs die Genehmigung eines neuen Anlehens vor Grundlegung der Verfassung der Absicht der Wähler zuwiderlaufen würde, die in vielen Cahiers unwidersprechlich ausgedrückt war. Aber er sah vollkommen ein, dafs ohne rasche Hilfe eine Katastrophe eintreten könne, die er fürchtete, weil ihm mit dem Niederreifsen nur der kleinste Teil der Arbeit gethan schien. Es galt also, dies alles zu vereinigen: Neckers Demütigung auszunutzen, den Vorschlag des Ministers zu kritisieren, endlich ihn durch einen anderen zu ersetzen, der ein glänzendes Licht auf seinen Urheber zurückwarf. Hiernach richtete er sein Benehmen ein. Als ein enthusiastisches Mitglied, Clermont-Lodève, forderte, man solle in Gegenwart der Minister, ohne Beratung, durch Akklamation das Anlehen gutheifsen, widersprach er lebhaft. Er setzte es durch, dafs die Minister vor Beginn der Debatten sich zurückzogen, wie das aus völligem Mifsverstand des Verhältnisses der Staatsgewalten zueinander bisher in der That üblich gewesen war. Er soll, wie

ein Ohrenzeuge behauptet, gegen jenen Clermont-Lodève die Drohung ausgestofsen haben: „Ich werde die Ächtung dieses feilen Sklaven verlangen“ [1]). Seine eigene Idee entwickelte er an diesem Tage nur kurz. Sie lief darauf hinaus, dafs die Abgeordneten mit dem Beispiele der Darbietung patriotischer, freiwilliger Gaben vorangehen, und wenn die Einsetzung ihres persönlichen Kredites nicht genügen würde, sich an ihre Wähler wenden sollten, um sich von ihnen ermächtigen zu lassen, Monat für Monat Fürsorge für die laufenden Ausgaben zu treffen. Auch drang er auf Berufung der Provinzialversammlungen, um die ruhige Steuererhebung durchs ganze Reich in Gang zu bringen. Aus dem Munde eines Mannes, der wenige Wochen später durch seinen Freund La Marck mit fünfzig Louisd'or aus der gröfsten Verlegenheit gerettet wurde, nimmt sich die Berufung auf den persönlichen Kredit sehr wunderlich aus. Indessen nicht jeder wufste, wie es mit ihm stand, und wer es wufste, brauchte deshalb den Vorschlag Mirabeaus, der alle in gleicher Weise betraf, noch nicht für Spiegelfechterei zu halten.

Am nächsten Tage wiederholte er ihn unter eingehender Begründung. Das Finanzcomité hatte die ministerielle Forderung geprüft und war zu dem Schlusse gekommen, dafs man das Anlehen bewilligen müsse, aber ohne das Kapital durch besondere Reizmittel anzulocken. Dagegen wurde eingewandt, vor Vollendung der Verfassung dürfe von einer Bewilligung überhaupt keine Rede sein. Andere wollten durch Verzicht auf erhaltene Gnadenbeweise die Last des Staates erleichtern. Mirabeaus Bruder ging ihnen voran, indem er eine Pension von zweitausend Livres, die ihm nach dem amerikanischen Kriege zugesprochen war, auf dem Altare des Vaterlandes opferte. Auch das grofse Wort der zukünftigen Finanzpolitik der Revolution wurde gesprochen: dafs die Kirchengüter Eigentum der Nation seien, dafs sie den Staatsgläubigern als Pfand dienen sollten. Mirabeau blieb dabei, das Richtigste sei, das unerläfsliche Anlehen auf die Bürgschaft der Deputierten hin aufzunehmen. Jedes Mitglied der Versammlung sollte, wie auch der Herzog von Lévis vor-

---

[1]) Mounier: Exposé 1789 S. 34. vgl. Courrier de Provence XXV, 5, wo von der „proposition servile“ Clermont-Lodèves die Rede ist. Ferrières I, 196 verlegt Mirabeaus Ausruf irrig auf einen früheren Moment.

geschlagen hatte, sofort nach der Höhe seines Vermögens eine Summe zeichnen, und die Liste durch den Präsidenten dem König übergeben werden. Ganz dazu gemacht, dem Träger der Krone abwechselnd mit Drohungen und mit Höflichkeiten zuzusetzen, verfehlte er nicht zu bemerken, dafs diese Hingebung der Abgeordneten den König im Kampfe mit den Gönnern des Luxus stärken werde, denn Ludwigs XVI. Neigung gelte der Einfachheit, „dem Kennzeichen wahrer Gröfse“. Zeigte er sich so nach der einen Seite von sehr gewinnenden Formen, so wahrte er nach der anderen die äufserste Vorsicht, indem er davor warnte, den Versprechungen untreu zu werden, die man den Wählern gegeben habe. Man konnte glauben, den berechnenden Kandidaten für Neckers Posten reden zu hören, der seine Volkstümlichkeit mit dem Vertrauen des Monarchen verbinden wollte, wenn der zeitige Kontrolleur der Finanzen seine Kräfte verbraucht hätte. Indessen sei es, dafs man dem Antragsteller oder dem Antrage mifstraute, den namentlich Lally-Tollendal und der Graf d'Antraigues bekämpften: man ging über Mirabeaus Vorschlag weg und genehmigte das Anlehen, ohne sich auf eine Verbürgung der Abgeordneten einzulassen. Dabei veränderte man aber die von Necker vorgeschlagenen Bedingungen, gab keine Fristbestimmung hinsichtlich der Rückzahlung an, setzte namentlich den Zins von 5 auf $4^1/_2$ Prozent herab, während bei dem niedrigen Kurse der alten Staatspapiere jeder Käufer auf mehr als 6 Prozent seines Anlagekapitals rechnen durfte. Man wollte den Anschein erwecken, als sei der Kredit der Revolution viel besser als der des ancien régime, besser, als selbst Necker ihn geschätzt hatte. Auch hoffte man, den Darleihern die Furcht vor einer Rentensteuer oder Herabsetzung der Zinsen zu benehmen, die den früheren Staatsgläubigern drohten, wenn man erst zur Ordnung des gesamten Schuldenwesens des Reiches gelangte.

Mirabeau hatte keinen Zweifel darüber bestehen lassen wollen, dafs der Staat alte und neue Gläubiger niemals anders als mit gleichem Mafse messen würde. Er hatte das Gegenteil als eine schmähliche Bankerotterklärung im voraus verurteilt, und wie früher bei der Behandlung finanzieller Fragen Clavières Rat benutzt[1]). Gleich diesem sah er voraus, dafs die erschreckten

[1]) Der Courrier de Provence XXV, 25 lobt nicht ohne Grund Cla-

Kapitalisten ihre Hilfe versagen würden. Aber man thut ihm unrecht, wenn man einen Teil der Verantwortlichkeit für das Scheitern des Anlehens auf sein Haupt abwälzen will, so nützlich es ihm für seine persönlichen Bestrebungen auch werden mochte, dafs Neckers oft erprobter Zauberstab seine Kraft versagte. Dafs dies der Fall sein würde, kündigte er schon am 19. April seinen Kollegen an, indem er scheinbar grofsmütig Neckers guten Absichten alle Gerechtigkeit widerfahren liefs und es beklagte, dafs man dem Minister nicht überlassen habe, die Bedingungen des Anlehens zu bestimmen. Acht Tage später bestätigte eine Denkschrift Neckers den niederdrückenden Mifserfolg einer Mafsregel, die statt dreifsig Millionen kaum zwei und eine halbe eingebracht hatte. Der Minister schob die Schuld der Versammlung zu, die seinen wohldurchdachten Plan, besonders durch Herabsetzung des Zinsfufses, zerstört habe. Er liefs sich sogar zu Vorwürfen gegen sie fortreifsen, weil sie es für nützlich gefunden habe, ohne ihn zu hören, andere Wege zu gehen, als er, der erfahrene Fachmann, sie vorgezeichnet hatte. Er mochte in der Sache nicht unrecht haben. Wenn Mirabeaus Bruder an diesem Tage äufserte: „Wir können nicht leugnen, dafs unsere Kenntnisse in Finanzfragen sehr gering sind," so lag darin viel Wahrheit. Aber die sich vordrängende Eitelkeit des Ministers und die Rauheit seiner Sprache mufsten bei der Mehrzahl weit eher das Gefühl der Erbitterung als der Beschämung wecken.

Mirabeau konnte dies nur recht sein, wie er denn seinerseits herablassend erklärte, er wolle nicht alle Äufserungen Neckers billigen. Allein Necker sollte noch tiefer niedergedrückt werden, und dies unter dem Scheine höchster Achtung vor seiner gereiften Einsicht.

Der Minister hatte ein neues Anlehen von achtzig Millionen vorgeschlagen, zu fünf Prozent, in zehn Jahren rückzahlbar, dessen Zeichner die Hälfte des Betrages in alten Staatspapieren statt baren Geldes einzahlen dürften. Er hatte allgemeine Be-

---

vières soeben erschienene Schrift „Opinions d'un créancier de l'état sur quelques matières de finances importantes dans le moment actuel." Ebenda S. 21—25 „Dans un temps — crédit" findet man eine Erörterung abgedruckt, welche die Herausgeber der Arch. parl. VIII, 374 fälschlich für eine Rede Mirabeaus vom 9. August 1789 halten. Er hat nur gesprochen, was sich bei Méjan II, 2 findet.

trachtungen über die Notwendigkeit, den öffentlichen Kredit zu heben, hinzugefügt und durch seine Denkschrift eine grofse finanzielle Diskussion hervorgerufen, in der sich namentlich Talleyrand hervorthat. Mirabeau benutzte den Anlafs, dem alten, seit Veröffentlichung der Berliner Briefe grollenden Vertrauten, viel Schmeichelhaftes zu sagen. Er verteidigte Talleyrands Ansicht, man müsse durch eine feierliche Erklärung Sicherheit dafür geben, dafs jeder frühere Gläubiger des Staates ohne irgend welchen Abzug das Seinige erhalten würde. Er war wie Talleyrand dafür, die näheren Bestimmungen des neuen Anlehens ganz und gar in das Gutdünken des Ministers zu stellen. Auf der einen Seite sollten Necker die Hände gebunden sein, auf der anderen Seite sollte niemand die Verantwortlichkeit für das mögliche Mifslingen des neuen Versuches mit ihm tragen. Die Versammlung traf danach ihre Entscheidung. Sie erklärte, dafs bei keinem Teile der Staatsschuld unter irgend welchem Vorwande eine Reduktion stattfinden dürfe, und sie überliefs die Ausführung des vorgeschlagenen Anlehens von nominell achtzig Millionen der Exekutive.

Auch diesmal brachte die Anrufung des Kredites nicht entfernt das gewünschte Ergebnis hervor. Das einheimische Kapital wurde nur in geringem Grade angelockt, das fremde blieb, bei dem wachsenden Mifstrauen in die Sicherheit der französischen Zustände, ganz und gar verscheucht. Am 19. September bereits lenkte der Marquis Gouy d'Arsy die Aufmerksamkeit der Versammlung auf diese traurige, aber unleugbare Thatsache. Trotz lebhafter Proteste, die ihn unterbrachen, entwickelte er, der Bankerott rücke immer näher, man müsse alle konstitutionellen Debatten hinter der Behandlung der Finanzfragen zurücktreten lassen. Er forderte, dafs man sich ausschliefslich mit diesen beschäftige, und dafs das Finanzcomité einen von ihm ausgearbeiteten Plan sofort in Betracht ziehe. Man suchte seine Anschauung für allzu pessimistisch auszugeben. Aber Mirabeau kam ihm zu Hilfe, stellte in Aussicht, „dafs der Finanzminister vielleicht unverzüglich die Versammlung für den Bankerott verantwortlich machen werde", und brachte zu Wege, dafs von nun an zwei Tage in der Woche nur die finanziellen Angelegenheiten auf die Tagesordnung gesetzt werden sollten. Dieser einstimmig gefafste Beschlufs bedeutete alles eher als

das Zeugnis unbedingten Vertrauens in die Leitung Neckers, dem noch kürzlich Tausende als dem einzig denkbaren Retter zugejubelt hatten.

War nun der Nimbus, der sein Haupt umfloſs, sichtlich im Schwinden, so hatte Mirabeaus offenes und verdecktes Vorgehen sicherlich nicht wenig dazu beigetragen. Auch hatte er soeben den längst angedrohten Streich gegen die Diskontokasse geführt, deren Vorschüsse allein es Necker ermöglicht hatten, das lecke Boot der Staatsfinanzen über Wasser zu halten. Necker glaubte sich für diese ihm unschätzbare Dienstwilligkeit der Diskontokasse durch Aufrechterhaltung des Zwangskurses ihrer Noten noch nicht dankbar genug zu erweisen. Er trug sich sogar mit dem Plane, das Institut in eine Nationalbank umzuwandeln und hatte die Versammlung aufgefordert, seinen Zustand wohlwollend zu prüfen. Da hatte ihm aber Mirabeau unbarmherzig die Parade durchhauen. Was er sich im Juli versagt hatte, als die Verwaltung der Diskontokasse der Versammlung eine Botschaft übersandte (s. o. S. 41), holte er am 16. September nach. Er lieſs, unter ausdrücklicher Berufung auf Neckers Aufforderung, eine lange Abhandlung über die Diskontokasse drucken und verteilen, in der jede Zeile an seine frühere Fehde gegen sie erinnerte. Er trat als öffentlicher Ankläger einer Gesellschaft von Leuten auf, die sich kein Gewissen daraus machten, „sich über Treue und Glauben hinwegzusetzen und die sich doch anmaſsen wollten, der Nationalversammlung gute Lehren über den Kredit zu geben“. Aber jeder Hieb, der die „wortbrüchigen Fabrikanten eines unbegrenzten Papiergeldes“ verwundete, traf auch den Begünstiger der „Korruption“, den Mann an der Spitze, der gleich den früheren Vertretern „des ministeriellen Despotismus“ kein Bedenken trug, „die Autorität bloſs zu stellen“, „die öffentliche Meinung zu verführen“, und sich auf eine so „gebrechliche Stütze“ zu verlassen. Man mochte Necker als persönlich „untadelhaft“, als einen Gegner von „Agiotage“ und „Monopol“ gelten lassen. Die Schuld, durch sein parteiisches Verhalten gegenüber der Diskontokasse beides zu begünstigen, blieb allem Anscheine nach auf seinem Haupte ruhen. Neckers Idee, die Diskontokasse als Nationalbank ihre „Herrschaft über das ganze Reich ausdehnen“ zu lassen, wurde von dem strengen Kritiker als eine ganz „thörichte“ bezeichnet, woferne das Wort „national“ die Garantie der Na-

tion in sich einschliefsen und nicht eine bloſse „Charlatanerie“ sein sollte[1]).

Nach diesen Vorgängen begreift man es, daſs Necker in sehr gedrückter Stimmung war, als er am 24. September in die Versammlung zugelassen wurde, um durch Vorlesung eines ausführlichen Berichtes zu enthüllen, man werde für den Anfang Oktober nur über drei bis vier Millionen verfügen können, während man allein für diesen Monat dreiſsig und für den Rest des Jahres mindestens siebenzig gebrauche. „Mit zerrissenem Herzen,“ sagte er, „muſs ich dies Bild unseres Elendes aufdecken.“ Und wehmutsvoll erinnerte er an die Zeiten, da es ihm gelungen sei, während des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes ohne Mühe 150 Millionen für auſserordentliche Ausgaben aufzubringen. Im achtzehnten Jahrhundert trug auch der Finanzminister der Sentimentalität seinen Zoll ab. „Ach, welch ein schwacher Schild,“ hörte man ihn klagen, „ist die Klugheit der Menschen; wie ungewiſs ist all ihre Voraussicht! Es giebt eine Strömung der Ereignisse, die sie fortreiſst, und schmerzlich gedenkt der Schiffer, ans Ufer geschleudert, des Fahrzeuges, das er so lange sicher durch das stürmische Meer gelenkt hat und von dem er nur noch Trümmer wahrnimmt, ein Spiel von Wind und Wellen.“

Die Liste der möglichen Heilmittel, die Necker aufstellte, war lang. Er faſste die Zukunft ins Auge mit dem Vorschlage bedeutender Ersparnisse, aber noch schärfer die Not des Augenblickes, die gebieterisch Abhilfe erforderte. Die Steuermaschine sofort wieder in Gang zu bringen, war ihm das Wichtigste, und er beschwor die Versammlung, in dieser Hinsicht das Möglichste zu thun. Daneben wollte er der Hilfe der Diskontokasse nicht entraten, die er gegen Mirabeaus Angriffe zu decken suchte, und der er zum Danke auch jetzt die Umwandlung in eine nationale Anstalt in Aussicht stellte. Nicht wenig versprach er sich von der Einlieferung von Schmuck und Tafelgeschirr in die Münze. Der König war hierbei mit dem besten Beispiele vor-

---

[1]) Gegen Mirabeau wandte sich die Druckschrift: Amendement proposé sur la motion de M. le comte de Mirabeau concernant la caisse d'escompte, 16 S. Das Vorwort, an den Präsidenten der Nationalversammlung gerichtet, unterzeichnet V. A. P. C. D. F. le 26 septembre 1789. Eine andere Gegenschrift Le coup d'équinoxe erwähnt Brissot im Patriote français Supplément au No. LX. 3 Oct. 1789, indem er Mirabeau verteidigt.

angegangen. Ein allgemeiner Wetteifer entstand, patriotische Gaben jeder Art darzubieten. Aber alles das genügte nicht, um die klaffende Lücke zu füllen. Und da der Versuch eines neuen Anlehens selbst unter den günstigsten Bedingungen ganz hoffnungslos erschien, so blieb nur eines übrig, worauf schon Gouy d'Arsy hingedeutet hatte: die Erhebung einer aufserordentlichen patriotischen Auflage. Dieser Abgeordnete hatte beantragt, durch sie das Vermögen jedes Franzosen zu treffen. Der Minister dachte sie sich als einmaligen Abzug vom Jahreseinkommen aller Staatsbürger bis zu einer gewissen Grenze abwärts. Nicht weniger als ein Viertel desselben sollte zum Opfer fallen, und eine einfache Erklärung hinsichtlich der Höhe des Einkommens ohne Eidesformel genügen. Necker rechnete darauf, dafs mancher aus Liebe zum Vaterlande mehr geben würde, als auf ihn fiele, und wollte die Hoffnung einer Verzinsung oder Rückzahlung in besseren Zeiten nicht ganz und gar abschneiden.

Jedermann fühlte, dafs er etwas Ungeheures fordere, ohne einen sicheren Erfolg versprechen zu können. „Der Enthusiasmus," rief Du Pont aus, „genügt, um zu beschliefsen, allein nur der Reichtum kann zahlen. Nun ist aber die Mehrzahl unserer Reichen schwerlich reich genug, um ein Viertel ihres Einkommens zahlen zu können, sicherlich aber sind unsere Armen zu arm dafür." Es war klar, dafs ein Vorschlag von unabsehbarer Tragweite, der sofort die herbe Kritik eines Kenners wie Du Pont herausforderte, nicht blindlings angenommen werden konnte. Das Finanzcomité wurde daher beauftragt, Neckers Darlegungen zu prüfen und erstattete am 26. September Bericht. Dieser Bericht, durch den Mund des Marquis de Montesquiou vorgetragen, lautete denn freilich sehr schmeichelhaft für den Minister. Seine weise Vorsicht, die Offenheit seiner Sprache, die Genauigkeit seiner Berechnungen wurden gleicherweise gerühmt. Auch hinsichtlich des „zarten Punktes" der Diskontokasse sollte ihm Vertrauen geschenkt werden. Endlich nahm das Finanzcomité keinen Anstand, einstimmig den Plan der einmaligen aufserordentlichen Einkommensteuer zu billigen. Es fügte jedoch hinzu, wenn der Betrag hinter den patriotischen Erwartungen zurückbleiben sollte, müsse man, um das Fehlende aufzubringen, sogleich ein Pfand in liegenden Gründen darbieten und bezweifelte nicht, dafs der Klerus das Zwölffache von dem, was nötig sei, aus seinem Grundbesitze dem Heile des

Vaterlandes opfern würde. Verschiedene Mitglieder forderten noch genauere Aufschlüsse über diese und jene Einzelheit, als Mirabeau ihnen vorhielt, der Augenblick dafür sei schlecht gewählt, es handle sich um eine rasche Entscheidung.

Wir können, so führte er aus, dem Finanzminister keinen Plan vorlegen, da uns das dazu nötige Material fehlt. Wir können aber auch seinen Plan nicht im einzelnen durchgehen, da eine Nachprüfung der Ziffern allein Monate kosten würde. „Es wäre nicht weise, uns die Verantwortlichkeit für den Erfolg aufzuladen, ... das grenzenlose Vertrauen, welches die Nation diesem Finanzminister immer bewiesen hat, der auf ihren Ruf zurückgekehrt ist, ermächtigt Sie, meines Bedünkens, ihm unter den gegenwärtigen Umständen eben dies Vertrauen in völlig unbeschränkter Form zu schenken. Nehmen Sie seine Vorschläge an, ohne sich für sie zu verbürgen, da Ihnen die Zeit fehlt, sie zu prüfen. Nehmen Sie sie an im Vertrauen auf den Minister, und glauben Sie, dafs Sie Ihre Pflichten als Bürger und Volksvertreter erfüllen, wenn Sie ihm diese Art provisorischer Diktatur übertragen. Gelingt es Herrn Necker, so werden wir seinen Erfolg segnen, zu dem wir um so besser beigetragen haben werden, je gröfser unsere Selbstbescheidung und je gelehriger unser Vertrauen gewesen ist. Mifsglückt, was Gott verhüten möge, dem Finanzminister sein schwieriges Unternehmen, so wird das Staatsschiff freilich an der Klippe, an welcher sein geliebter Pilot es hat anprallen lassen, einen gewaltigen Stofs erleiden. Aber diese Erschütterung würde uns nicht entmutigen. Sie wären da, meine Herren; Ihr Kredit wäre unberührt, das Gemeinwesen bliebe unverletzt bestehen."

Die Versammlung wurde zu stürmischem Beifall begeistert und hätte auf der Stelle einen von ihrem Präsidenten vorgeschlagenen Beschlufs gutgeheifsen, wäre sie nicht von Mirabeau ermahnt worden, sich die Fassung desselben wohl zu überlegen. Er erbot sich, darüber nachzudenken, und wurde aufgefordert, sich zurückzuziehen, um eine Redaktion auszuarbeiten. Während seiner Abwesenheit ward Neckers Idee aufs neue lebhaft angegriffen. Ein Abgeordneter meinte, man könne es vor den Wählern, die eine Minderung der Steuerlast erwarteten, nicht verantworten, die Hingabe eines Viertels ihres Jahreseinkommens zu befehlen. Er wies wieder auf die Reichtümer der Kirche hin, nicht sowohl soweit sie in Landeigentum, sondern soweit sie in

Schätzen von Gold und Silber beständen. Der Erzbischof von Paris erklärte sich daraufhin im Namen seiner Standesgenossen bereit, was der Kultus an Schmuckgegenständen entbehren könne, dem Vaterlande zu opfern. Eine längere Debatte schloſs sich daran, in der auch Mirabeaus Bruder für die landbauende Bevölkerung als Gegner der Neckerschen Forderung das Wort nahm, bis Mirabeau selbst zurückkehrte, um die von ihm aufgesetzte Fassung eines Beschlusses zu verlesen. Diese erregte aber groſse Entrüstung. Sie wiederholte den Satz, daſs die ganze Nation dem Minister ein grenzenloses Vertrauen bewiesen habe, und leitete daraus für die Versammlung unter dem Drange der Umstände die Pflicht ab, sich völlig seiner Einsicht zu überlassen, seine Vorschläge Wort für Wort anzunehmen. Man fand in dem überschwänglichen Lobe Neckers eine schlecht versteckte Ironie. Duval d'Espréménil meinte, es sei höchst erstaunlich, dies Lob aus Mirabeaus Munde zu hören.

Mirabeau verteidigte sich mit Wärme, gab zu erwägen, daſs er nur die thatsächliche Wahrheit gesagt habe, und empfahl sogar den Erlaſs einer Adresse, um die Wähler über den Ernst der Lage aufzuklären und zur Anspannung aller Kräfte aufzufordern. Aber er konnte sich doch nicht enthalten, zu bemerken, daſs, wenn es sich darum handelte, Neckers Plan in Ruhe zu beurteilen, er viele Einwürfe dagegen zu machen habe. Auch betonte er, „daſs er nicht die Ehre habe, der Freund des Ministers zu sein". „Aber wäre ich auch," fügte er hinzu, „sein zärtlichster Freund: ich wäre doch vor allem Bürger und Volksvertreter, und würde nicht einen Augenblick zögern, lieber ihn bloſs zu stellen, als die Versammlung . . . Ich glaube wirklich nicht, daſs der Kredit des Finanzministers dem der Nationalversammlung die Wage halten darf. Ich glaube nicht, daſs das Heil der Monarchie an das Haupt irgend eines einzigen Sterblichen geknüpft werden darf. Ich glaube nicht, daſs das Reich in Gefahr wäre, für den Fall, daſs Herr Necker sich getäuscht hätte . . Gezwungen, augenblicklich meine Wahl für das Vaterland zu treffen, wähle ich den Plan, dem es selbst aus Vertrauen für seinen Urheber den Vorzug geben würde, und ich rate der Nationalversammlung, die Partei zu ergreifen, die, wie mir scheint, dem Volke die gröſste Zuversicht einflöſsen muſs, ohne seine wahren Hilfsquellen zu erschöpfen."

Wendungen wie diese waren nicht geeignet, die Freunde

Neckers zu beruhigen. Lally-Tollendals Bedenken spitzten sich in den warnenden Worten zu: „Timeo Danaos et dona ferentes.“ Da bestieg Mirabeau gegen Abend, nachdem die Sitzung sieben Stunden gewährt hatte, ein drittes Mal die Tribüne, um in glänzender Improvisation, die immer für eines seiner rhetorischen Glanzstücke gelten wird, die ganze Versammlung zu elektrisieren. Auch jetzt wiederholte er, dafs er den Plan Neckers nicht für den bestmöglichen halte, aber sich hüten werde, in der kritischen Lage, in der man sich befinde, ihm einen anderen entgegenzustellen. „Man wetteifert nicht von einem Augenblicke zum anderen mit einer Popularität, die ans Wunderbare grenzt, die erworben ist durch aufserordentliche Dienste, durch eine lange Erfahrung, durch den Ruf des ersten lebenden Finanzgenies, und, um alles zu sagen, durch glückliche Zufälle und durch ein Geschick, wie es keinem anderen Sterblichen zu teil wird.“ Und nun entwarf er ein schreckhaftes Bild des furchtbaren Abgrundes, den zwei Jahrhunderte einer räuberischen Verwaltung ausgehöhlt hätten, beschwor die Hörer, um jeden Preis diesen Abgrund zu füllen, appellierte an ihr Gefühl und an ihren Verstand, um mit der wirkungsvollen Erinnerung an die früher gebrauchten Worte eines anderen Redners: „Catilina steht vor den Thoren Roms, und man berät noch“ zu schliefsen. „Heute,“ rief er aus, „handelt es sich nicht um Catilina und nicht um Rom, aber der Bankerott, der scheufsliche Bankerott steht vor der Thüre; er droht, Sie alle zu verschlingen, Sie selbst, Ihr Eigentum, Ihre Ehre — und Sie beraten noch!“

Alle, die Mirabeau an diesem Tage gehört, die den wunderbaren Klang seiner Stimme vernommen, die eindrucksvollen Gesten, mit denen er seine Worte begleitete, gesehen, sind einig darin, dafs er durch diese letzte Rede sich selbst übertroffen habe. Freunde und Feinde des gewaltigen Tribunen, Dumont, Rabaut de St. Étienne, Ferrières, Frau von Staël, wissen den Zauber, den er ausübte, nicht stark genug zu schildern. Molé, einer der Schauspieler des Théâtre Français, der an eben diesem Tage der Sitzung beiwohnte, glaubte dem Redner kein schmeichelhafteres Kompliment machen zu können, als wenn er ihm sagte: „Mein Gott, Herr Graf, wie sehr haben Sie Ihren Beruf verfehlt.“ Das Journal de Paris rief seinen Lesern das Wort des Aeschines ins Gedächtnis, welches auf Demosthenes gemünzt war: „Was hättet Ihr gefühlt und gesagt, wenn Ihr das Ungeheuer

gesehen und gehört hättet?“ Ein einziges Mitglied der Versammlung soll nach und gegen Mirabeau das Wort verlangt haben, aber mit ausgestrecktem Arme, wie versteinert vor Schrecken, stehen geblieben sein. Jeder Widerstand war besiegt; unter Namensaufruf wurde nach Mirabeaus Antrag ein Dekret angenommen, der Form nach kürzer als das zuerst von ihm entworfene, dem Sinne nach aber gleich jenem ein einfaches Vertrauensvotum für den Minister. Am 2. Oktober verlas er den Entwurf einer Adresse, die Neckers Vorschlag bei den Wählern empfehlen sollte, und wiederholte nach Vornahme einiger Verbesserungen, die er in bescheidenem Tone für nötig erklärt hatte, unter dem Beifalle der Versammlung die Vorlesung den Tag darauf. Auch in diesem Aktenstücke, bei dessen Abfassung er sich der Feder Dumonts bedient hatte[1]), war „von dem Gefühle des Vertrauens“ für Necker, „von der allgemeinen Anhänglichkeit der Nation“ an den Befürworter der aufserordentlichen Auflage die Rede. „Seine lange Erfahrung,“ so sollte es die Versammlung den Wählern einprägen, „dünkt uns ein besserer Führer zu sein als neue Spekulationen.“

Wie hat man sich Mirabeaus Verhalten bei diesem Anlasse zu erklären? Gewifs, es mochte ihm Ernst sein, wenn er die Gefahr des Staatsbankerottes mit den dunkelsten Farben ausmalte. Auch mochte er darin ganz seiner Überzeugung folgen, dafs der Versammlung Zeit und Begabung fehle, Neckers Plan einen anderen gegenüberzustellen. Überhaupt hatte er nie ein Hehl daraus gemacht, dafs es der Beruf des leitenden Staatsmannes, aber nimmermehr der Beruf von zwölfhundert Abgeordneten sei, ein ausführliches Finanzprogramm zu entwerfen. Bisher galt Necker noch immer in weiten Kreisen als der zur Rettung des Reiches von der Vorsehung Berufene. Mirabeau übertrieb nicht, wenn er von Neckers ans Wunderbare grenzenden Popularität redete. Nur dafs er selbst keine Hilfe von dem vergötterten Heiligen erwartete. Er hatte ihn früher einen „Charlatan“ genannt. Er nannte ihn wenig später einen „Menschen mit leerem Kopfe“ und einen „zum Staatsmanne verdorbenen Banquier“. Dafs das neueste Rezept des Wunderdoktors

---

[1]) Es liegt kein Grund vor, Dumonts Behauptung (S. 193) in Zweifel zu ziehen, wenn er auch hinsichtlich der Chronologie irrt, vgl. Courrier de Provence No. XLIX 2, 7.

erfolglos bleiben würde, hatte er selbst unverblümt angedeutet. Aber wenn es dem Patienten nichts nützte, so schadete der Mifserfolg der vorgeschriebenen Gewaltkur vielleicht dem Rufe des Arztes. Und damit wäre der sehnliche Wunsch Mirabeaus erfüllt worden. Sein heftiger Angriff auf die Diskontokasse hatte eben erst Neckers beste Stütze erschüttert. Schob man dem Minister allein die Verantwortlichkeit für die aufserordentliche Forderung zu, die er in seiner Verzweiflung stellte, so konnte auch die Stütze seiner Volkstümlichkeit bei den Steuerzahlern wankend werden. Vielleicht, dafs es dann gelang, ihn zu Falle zu bringen und seinen Platz für denjenigen frei zu machen, der sich die herkulische Kraft zutraute, die Hydra der Revolution zu bewältigen. Nicht nur in der Versammlung hatte dieser und jener solches in Mirabeaus Seele gelesen, ohne eine förmliche Anschuldigung zu wagen. Auch in der Tagespresse brach dieser Verdacht durch. Ein giftiges Pamphlet, das Mirabeaus ganze Vergangenheit, Wahres mit Falschem mischend, beleuchtete, sprach es offen aus, seine Unterstützung Neckers sei darauf berechnet, diesen zu stürzen und sich den Weg zum Posten des ersten Ministers zu bahnen. „In den Provinzen wird sich Widerspruch gegen die Auflage erheben . . . man wird nach dem Urheber fragen; die Versammlung wird ihre Hände in Unschuld waschen, das Gehässige der ganzen Sache wird auf Necker sitzen bleiben[1]).“

In der That sprachen mancherlei Anzeichen dafür, dafs in Mirabeaus Eintreten für Necker politische Heuchelei mit politischer Aufrichtigkeit verbunden gewesen war. In der Sitzung vom 1. Oktober führte er einen neuen Schlag gegen die Diskontokasse und gegen ihre Scheine, denen man das Privilegium des Zwangskurses zu geben wage. In eben dieser Sitzung erschien Necker, um, nicht ohne vorwurfsvollen Seitenblick auf

---

[1]) Le comte de Mirabeau dévoilé. Ouvrage posthume trouvé dans les papiers d'un de ses amis qui le connaissait bien . . . Se distribue à la porte des États Généraux. Octobre 1789. Bibl. der Stadt Paris 8742. — So auch der preufsische Gesandte Goltz, 2. Oktober 1789: „V. M. a vu que sans discuter le moins du monde les ressources, proposées par le sieur Necker, ont été acceptées par l'assemblée nationale. C'est encore un nouveau manœuvre du parti que dirige le comte de Mirabeau pour perdre le sieur Necker en jetant sur lui tout l'odieux du non-succès de ces propositions et qui ne pourront pas réussir.“ Arch. Berlin.

die Zurückhaltung der Versammlung, für das ihm gewährte Vertrauen zu danken, eine patriotische Gabe von 100000 Francs aus seinem Vermögen darzubieten, die, wie er versicherte, ein Viertel seines Einkommens weit überstieg, und die Skizze eines Finanzgesetzes, gemäfs seinen früheren Erörterungen, mitzuteilen. Es hätte nahe gelegen, auch diese Skizze entweder sofort mit demselben Vertrauen, das man am 26. September dem Minister bewiesen hatte, Wort für Wort gutzuheifsen oder, wenn sie der Kritik Blöfsen gab, dieselbe in milde Formen zu kleiden. Mirabeau weidete sich aber förmlich an der Unbestimmtheit einzelner Ausdrücke. Er suchte namentlich nachzuweisen, wie wenig derjenige Teil des Neckerschen Gesetzentwurfes, der von den Ersparnissen in der Hofhaltung und im Staatsbudget handelte, billigen Anforderungen genügen könne. „Die finanzielle Diktatur des Ministers," sagte er, „war nur provisorisch; die Fassung der von ihm vorgeschlagenen Artikel mufs diskutiert werden." Er drang darauf, dafs für die Ersparnisse keine Grenze durch ein sofortiges Dekret angegeben, sondern dafs dem Volke die Aussicht auf tiefere Einschnitte in Apanagen von Prinzen, Pensionen von Günstlingen und ähnliche Ausgabeposten eröffnet würde. „Herr Necker," fügte er mit Schärfe hinzu, „weifs sehr wohl, dafs ein Minister, wäre er auch noch so schneidig, in diesen Dingen nicht so viel Macht hat, wie die Nationalversammlung." Er setzte es durch, dafs das Finanzcomité beauftragt wurde, sich mit Necker über eine der Versammlung vorzulegende Fassung zu verständigen. Gleichzeitig entrifs er der Versammlung den Beschlufs, dafs ihr Präsident dem Könige die bisher angenommenen Teile der Verfassung und die Erklärung der Menschenrechte zur Annahme überreichen solle. Erfolgte die Annahme unter dem gleichen Drucke, wie kurz zuvor die Annahme der Augustbeschlüsse, so war wieder ein Haufe gefährlicher Zündmasse weggeräumt.

Und schon hatte derselbe Mirabeau, dem Necker aus zu schwachem Stoffe geformt schien, um die Monarchie zu retten, vorsichtig sondiert, ob man dem ersten Parlamentarier einst wohl vergönnen werde, auch der erste Minister zu werden. Im Courrier de Provence (Nr. XLI) hatte man bereits Mitte September eine sehr eingehende Betrachtung darüber lesen können, wie schädlich und widersinnig es sei, die Minister von den Debatten der Versammlung fernzuhalten. Die „unmittelbare und täg-

liche Berührung der Minister und des gesetzgebenden Körpers“ nach dem Vorbilde Englands war für unbedingt notwendig erklärt worden, allen „erhabenen Theorieen der Utopisten“, die sich vor dem „Phantome ministeriellen Einflusses“ fürchteten, zum Trotz. Hatten die Genfer Freunde Mirabeaus diese Sätze niedergeschrieben, so drückten sie jedenfalls seine Meinung aus. Er selbst ging am 29. September, als man über den Verfassungsartikel der Ministerverantwortlichkeit debattierte, noch weiter. Es war schon vorgekommen, dafs Mitglieder der Versammlung nach Neckers Rückkehr, neben ihm ins Ministerium berufen, ihr Abgeordnetenmandat niedergelegt hatten. Mirabeau gestand, dafs er die Unvereinbarkeit der einen und der anderen Stellung ganz und gar nicht begreife. „Wir bedürfen alle Tage der Aufklärung und könnten sie namentlich auf dem Gebiete der Finanzen leicht erhalten. Ich fürchte den ministeriellen Einflufs nicht, wenn er nicht in der Verborgenheit des Kabinettes wirkt. Ich bin überzeugt davon, dafs ein Minister, der künftig hier sitzt, nur ein Gleicher unter Gleichen sein wird. Ich glaube, wir können die Mitwirkung der ministeriellen Einsicht nicht entbehren. Ein benachbartes Volk giebt mir ein Beispiel dafür.“ Er stellte den doppelten Antrag, die Versammlung solle entscheiden, ob die Eigenschaft des Ministers den Austritt nach sich ziehen, und ob ein ins Ministerium berufener Abgeordneter sich einer Neuwahl unterwerfen müsse. Man nahm seine Worte beifällig auf, vertagte aber eine Behandlung der Frage. So entging ihm die Möglichkeit, ohne Aufsehen und wie beiläufig eine Entscheidung herbeizuführen, die bestimmend für seine Zukunft werden konnte. Aber wohin seine Gedanken schweiften, konnte nicht zweifelhaft sein.

In diesem Zusammenhange wird man auch die litterarischen Portraits Neckers und Mirabeaus erst recht zu würdigen wissen, die sich in einer der geistreichsten, damals umlaufenden Druckschriften eingefügt finden. Es ist der erste Teil der „Gallerie der Reichsstände“, eines Buches, dessen Entstehungsgeschichte zu ergründen einen eigenen Reiz hat[1]). So viel scheint sicher zu

---

[1]) Ich behalte mir eine genauere Untersuchung der Frage nach dem Verfasser oder den Verfassern des Werkes La Galerie des États-Généraux 1789, zu denen man neben Mirabeau u. a. Rivarol, Champcenetz, Choderlos de Laclos, Cérutti, Luchet, hat rechnen wollen, noch vor, und verweise auf die

sein, dafs mehrere Hände daran gearbeitet haben, und manchem Leser ist es so vorgekommen, als ob Mirabeau selbst den Stift bei der Zeichnung dieses und jenes Kopfes der politischen Gemäldegallerie geführt habe. Jener „Narses", das „Idol des Haufens, ohne bestimmte Pläne, ohne Menschenkenntnis" . . . „der Finanzier, von dem man Wunder erwartete", der Mann von „unbeflecktem Rufe", aber der „unfähigste Verwalter" ist bis auf den kleinsten Zug der von Mirabeau so oft verächtlich behandelte Minister. Mirabeaus Schriften, namentlich sein Journal der Reichsstände und die in ihm enthaltene Kritik der dreistündigen, am 5. Mai vorgelesenen Rede Neckers werden sogar stark geplündert. Offenbar ist das Bild Neckers gleich im Beginne der États généraux, vor der Vereinigung der drei Stände, entworfen worden. Etwas später mufs der Charakterkopf Mirabeaus gezeichnet sein, der unter der durchsichtigen Aufschrift „Iramba" an der vierten Stelle der Gallerie erscheint. Denn der Satz, er sei der erste gewesen, „der die Palme der Beredsamkeit errang", läfst sich mit einer früheren Datierung nicht vereinigen. Hier findet sich so viel Neigung, Mirabeaus Begabung ins rechte Licht zu stellen und seine Fehler zu entschuldigen, ohne sie doch zu verschweigen, so viel Feinheit des psychologischen Blickes, verbunden mit meisterhafter Wahl der Ausdrücke, dafs, wenn er nicht sich selbst als Modell gesessen hat, nur einem seiner vertrautesten und begabtesten Freunde die Urheberschaft dieses kleinen Kunstwerkes wird zugeschrieben werden dürfen. Wie treffend ist es, was von Irambas Talent gesagt wird, dafs er als Schriftsteller und Redner „alles, was in sein Bereich kommt, sich dienstbar mache, gleich einem Strome, der durch Aufnahme anderer Gewässer wächst". Wie wohlwollend nimmt der Zeichner seinen Liebling hierbei gegen die Vorwürfe des Plagiates in Schutz. Wie drastisch weifs er die Vergehen seiner Jugend, eine Folge der „stürmischen Leidenschaften", einer „vernachlässigten Erziehung" und der „Strenge seines Vaters, der zu sehr mit seinem eigenen Ruhme beschäftigt war, um den Ruhm seiner Kinder vorzubereiten", in Gegensatz zu der „furchtbaren, beispiellosen Strafe" zu stellen, die dem Gefangenen von Vincennes

---

Bemerkungen L. de Loménie: La comtesse de Rochefort S. 241—244 und Aulard: Des portraits littéraires au XVIII^e siècle pendant la révolution in der Zeitschrift La Révolution Française 1884 S. 785—791.

zur Lehrzeit wurde. „Man muſs gestehen," sagt er, „aus diesem Vulkan ist ein Wesen emporgestiegen, das fähig ist, seinem Vaterlande nützliche Dienste zu leisten." Und denen, welche aus dem „Feuer der Worte" Mirabeaus schlieſsen, er sei ein radikaler Hitzkopf, giebt er die Versicherung: „Irambas Grundsätze sind gut und gemäſsigt."

Am beachtenswertesten erscheint aber das Idealbild des leitenden Staatsmannes, wie es in der „Gallerie" als Gegenstück zur übelwollenden Zeichnung Neckers dieser angehängt ist. „Was ist ein Minister einer der groſsen Mächte Europas? Ein Mann von einem Naturelle, das durch nichts erschreckt, aber auch durch die schimmernden Entwürfe, in denen die Phantasie schwelgt, nicht zu leicht geblendet wird. Ein Mann, den der edle Wunsch, seine Bahn ruhmvoll zu durchlaufen, erhebt, der die Gefahr kennt, den Erfolg zu sehr beschleunigen zu wollen, der sein Vaterland innig liebt, ohne ein Sklave des Vorurteiles zu sein, das es in den Augen vieler Leute zum Asyle der Talente und Fähigkeiten macht. Eine wie mannigfache Kultur muſs einen so günstigen Boden bereichert haben! Kenntnis der Menschen, aus der Geschichte entnommen, verglichen mit dem, was das Leben unseren Augen darstellt, Kenntnis der Dinge, die man aus der Beobachtung verstehen lernt, der vielfältigen Interessen, die man ohne Unterlaſs abwägen muſs . . . Wie viele Talente hat man nötig, um mit einem gewissen Glanze aufzutreten oder wenigstens Vertrauen einzuflöſsen! Gedrungenheit des Stiles, Klarheit der Ideen, Zauber der Rede, Energie des Willens, gewinnende Formen, Selbstbeherrschung, Thatkraft, Kaltblütigkeit, ruhiges Urteil, feinen Takt, endlich die Kunst, so viele Vorzüge zu verbergen, und nur das von ihnen blicken zu lassen, was hinreicht, um die Leute, mit denen man zu thun hat, einzuschüchtern. So viele Gaben des Himmels sind noch nichts ohne die Fähigkeit, sie anzuwenden, d. h. ohne die Fähigkeit, die Würde der Könige wahrzunehmen und ihnen doch nicht zu viele Opfer zu bringen, der lavierenden Schwäche zu miſstrauen, die das Leiden des Staates verdoppelt, aber noch weniger von der Überstürzung zu hoffen, die der groſse, leicht erregte Haufe für ein Zeichen des Genies hält, die Bewegungen der Höfe zu überwachen, und sich doch gegen das ehrlose Gewerbe des Spionierens erklären, in ruhigen Zeiten die Rüstung der Feinde erspähen, auf Mittel der Verteidigung

sinnen, jeden Friedensvertrag nur als einen Waffenstillstand gelten lassen . . . Dazu die schwere Kunst, Erfolge auszubeuten, Niederlagen gut zu machen, die Rache vorzubereiten, eine vorübergehende Demütigung hinzunehmen. Die noch schwerere Kunst, Europa Achtung einzuflöfsen, die Rivalen zu beunruhigen, die Bundesgenossen zu ermutigen, die fast übermenschliche Kunst, allen Glanz des eigenen Genies auf seinen Herrn zurückfallen zu lassen und die Nachbarvölker zu bereden, dafs so viele Erfolge nur die Summe der Gaben jener Nation seien, in der man geboren ist. Mit diesem fast chimärischen Ganzen müfste man Reinheit der Sitten und eine sogar von Feinden anerkannte Uneigennützigkeit verbinden können, Gleichgiltigkeit für den Ruhm des Augenblickes im Verhältnis zum Urteile der Nachwelt, Liebe zur Arbeit und zur Ordnung, Einfachheit, den charakteristischen Zug der grofsen Männer, und zuletzt philosophische Ruhe gegenüber ungerechtem Tadel, den man nur dann tief unter sich läfst, wenn man ein Gut besitzt, das scheinbar leicht, in Wahrheit sehr schwer erworben wird: die Achtung seiner selbst."

Glaubt man nicht in diesen Worten das Geheimnis der verborgensten Gedanken Mirabeaus zu entdecken? Was er in der grofsen Welt auf geraden und krummen Wegen bis dahin erfahren hatte, höfische Kabale, Intrigue des Kabinets, Eigenart der Volksstimmung, Inneres und Auswärtiges war hier in Betracht gezogen. Was zur Beherrschung aller Elemente der Politik nach diesem Rezepte nötig sein sollte, besafs er bis zu einem hohen Grade. Aber auch, was ihm fehlte und was sich nie mehr erwerben liefs, war nicht vergessen. Der Graf La Marck hörte ihn mehr als ein Mal ausrufen: „Ach, welchen Schaden fügt die Immoralität meiner Jugend der öffentlichen Sache zu!" Dieser Weheruf ertönt auch aus den Schlufsworten der Schilderung von Irambas Ideal, der in allem sich Narses überlegen fühlt, nur nicht in dem Besitze eines unbefleckten Namens.

Fünftes Kapitel.

Die Oktobertage 1789. Versuch der Bildung eines parlamentarischen Ministeriums.

Wenn man bedenkt, dafs Mirabeau planmäfsig daran arbeitete, sich zum Berater der Krone aufzuschwingen, ohne seinen Einflufs als parlamentarischer Redner einbüfsen zu wollen, so begreift man nicht, welchen Nutzen er persönlich aus der Verpflanzung des Königs nach Paris hätte ziehen sollen. Die hauptstädtischen Massen konnten dabei gewinnen, weil sie die wahren Herren zu werden Aussicht hatten, und nächst ihnen Lafayette, solange er sich schmeicheln durfte, der Herr dieser Herren zu sein. Aber ein Mann von dem politischen Scharfblicke Mirabeaus mufste sich sagen, dafs, wer das Steuerruder ergreifen wollte, in Paris noch weniger leichtes Spiel haben würde, als in Versailles. Schon dies würde dagegen sprechen, ihn einer Mitschuld an den Ereignissen des 5. und 6. Oktober zu zeihen, insoferne sie zur Übersiedelung des Hofes nach Paris führten. Aber auch was an sogenannten Beweisen für seine Teilnahme an der „Verschwörung Orléans'" beigebracht worden ist, zerfällt in sich. Er hatte früher für den Herzog von Orléans, dem es auf Beseitigung des Königs ankam, intriguiert. Das rächte sich, indem man ihn ein- für allemal als orleanistisches Werkzeug betrachtete. Man erinnerte an Äufserungen, die er vor Monaten gewagt hatte, vermischte Wahres und Falsches, ging über alle entlastenden Momente hinweg und drehte aus hundert Nichtigkeiten einen Strick, den man ihm über den Nacken warf. Niemand war eifriger dabei als Mounier, der nach den Oktobertagen den Präsidentenstuhl

der Versammlung und bald darauf sein Vaterland verliefs, um aus der Fremde heftige Anklagen gegen die Mehrheit seiner alten Kollegen zu schleudern. Aber einer der angesehensten Gesinnungsgenossen Mouniers, Mallet Du Pan, hat viele Jahre nachher gestanden, dafs er trotz genauester Untersuchung keine Spur einer Verschuldung Mirabeaus gefunden habe[1]).

Wie er sich beim Nahen und während des Sturmes verhielt, geht, abgesehen von den Protokollen der Versammlung, am klarsten aus dem Zeugnisse La Marcks hervor, der damals täglich mit ihm verkehrte. Er sah kurz vor den Oktoberereignissen Mirabeau wie Orléans bei sich zu Tische und bemerkte, dafs sie sich sehr kühl gegen einander benahmen. Er hörte Ende September aus Mirabeaus Munde wiederholte Kassandrarufe: „Woran denkt der Hof? Sehen denn die Leute nicht den Abgrund vor ihren Füfsen? Alles ist verloren, der König und die Königin werden zu Grunde gehen, der Pöbel wird ihre Leichname mifshandeln."

Erschreckt durch so düstere Prophezeiungen suchte La Marck Marie Antoinette zu bestimmen, sich der Hilfe Mirabeaus zu versichern. Aber er mufste die Antwort hören, man hoffe niemals so unglücklich zu werden, um den Beistand eines Mirabeau zu brauchen. Ein paar Tage später fand Mirabeau Gelegenheit, diese stolze Königin seine Macht fühlen zu lassen. Das Fest für die Offiziere des Regimentes Flandern, bei dem die Tochter Maria Theresias erschienen war, wie diese einst vor den Ungarn, hatte im Schlosse stattgefunden und zu ungeheurer Aufregung Stoff geliefert. Denn, wie der Courrier de Provence sehr wahr bemerkte, in Zeiten der Gährung giebt es nichts an sich Unbedeutendes. Die Verwünschungen gegen den Hof, von denen Paris ertönte, fanden Widerhall in der Versammlung. Duport und Pétion sprachen am Morgen des 5. Oktober von unschicklichen Orgien. Als ein Mitglied der Rechten, der Marquis de Monspey, schriftliche Begründung der allgemein gehaltenen Denunziation forderte, hätte es ohne einen geschickten Schachzug Mirabeaus zu sehr unliebsamen Folgen kommen können. Er hatte schon geäufsert, es sei nicht ratsam, das Vergangene aufzurühren, wenn man sich nur gegen eine Wiederkehr „angeblich patriotischer Feste" des Militärs verwahre. Er scheute sich nicht,

[1]) Mercure Britannique 1800, No. 33.

die Forderung des Marquis de Monspey als „höchst unpolitisch“ zu bezeichnen. Würde aber auf ihr bestanden, so erbot er sich, selbst eine Anklage zu begründen, und verlangte zuvor nur eine Erklärung des Inhaltes, dafs der König allein unverletzlich sei. Der Marquis de Monspey verstand diese drohende Anspielung auf die Östreicherin und liefs seinen Antrag fallen.

Man kehrte wieder zur Hauptverhandlung zurück: die Antwort des Königs in Betracht zu ziehen, die er auf die Überreichung der fertigen Verfassungsartikel und der Menschenrechte gegeben hatte. Er hatte jene angenommen, wenn auch unter dem Vorbehalte, dafs das Verfassungswerk im ganzen die Exekutive ungeschwächt in seiner Hand belasse. Hinsichtlich der Menschenrechte, deren vortreffliche Grundsätze er lobte, verwies er auf den Zeitpunkt, in dem ihr wahrer Sinn durch die Gesetze, denen sie als Basis dienen sollten, festgestellt sei. Diese verklausulierte Erwiderung, nur vom König unterzeichnet, wurde aufs heftigste angegriffen. Die Geister erhitzten sich derart, dafs man die schwerste Demütigung der Monarchie befürchten konnte. Mirabeau nahm es zwar an Schärfe des Tones mit jedem anderen auf, suchte aber in der Sache den Träger der Krone davor zu bewahren, sich von der Versammlung schulmeistern oder gar drohen zu lassen. Zunächst forderte er, dafs jeder urkundliche Akt des Monarchen durch die Unterschrift eines Ministers gedeckt sein müsse. Dann beantragte er, den König durch den Präsidenten zu ersuchen, seiner Antwort eine beruhigende Auslegung zu geben. Endlich bemühte er sich, gemäfs der Anregung des Königs die Menschenrechte von den übrigen Teilen der Verfassung zu trennen, da sie als sehr verbesserungsbedürftig in der That erst nach Vollendung derselben den höchsten Grad der Vollkommenheit erlangen könnten. Er wollte auf diesem Umwege das Ziel erreichen, welches er im August verfehlt hatte (s. o. S. 56), zog sich aber den stärksten Tadel Barnaves zu[1]) und konnte seine Absicht nicht durchsetzen.

Während diese Debatten am Morgen des 5. Oktober hin- und herwogten, erfuhr er, dafs die Aufregung in Paris wachse,

---

[1]) Von diesem Stücke der Debatten, über das der Courrier de Provence und das Journal de Paris handeln, schweigen die Arch. parl. ganz und gar; dafür lassen sie Mirabeau in der Nachtsitzung Worte sprechen, die erst zur Sitzung des folgenden Morgens gehören.

dafs sich ein ganzes Heer gegen Versailles heranwälze. Diese letzte Nachricht war falsch. Bis zur Stunde waren nur Tumulte von Weibern und Volkshaufen vorgekommen, die ohne Zweifel durch orléanistische Söldlinge aufgehetzt waren. Indessen der Vizepräsident des Pariser Stadtrates, der sich alsbald auf den Weg nach Versailles gemacht hatte, sprengte dort aus, auch die Nationalgarde setze sich in Bewegung. Dadurch liefs sich möglicherweise ein Druck auf den Hof und auf die Minister in Lafayettes Sinne ausüben. Mirabeau war also in ganz gutem Glauben, als er dem Präsidenten Mounier zuraunte, vierzigtausend Bewaffnete seien im Anmarsch. Er beschwor ihn, was mit seinem allgemeinen Ideengange stimmt, die Sitzung aufzuheben, aufs Schlofs zu eilen, den Hof zu warnen. Allein Mounier, dessen strenge Ehrenhaftigkeit den anrüchigen Mirabeau verabscheute, konnte sich nicht dazu überreden, dafs aus diesem Munde ein guter Rat hervorgehe. Er gab eine ironische Antwort und weigerte sich, Mirabeaus Bitte zu erfüllen.

Die Folge war die Überschwemmung des Sitzungssaales durch die anlangenden Weiber und ihre männlichen Anführer. Man stand unter der Herrschaft des Pöbels. Schon umdrängte er das Schlofs, wo man nicht wagte, sich für Flucht zu entscheiden, und wo man beim Bleiben erst recht zu fürchten hatte. Dorthin bahnte sich auch Mounier einen Weg, aber nicht in voller Würde und Freiheit, wie es noch kurz vorher möglich gewesen wäre, sondern an der Spitze einer Abordnung der Pariser Amazonen, die dem Könige die Not des Volkes vorstellen sollten. Vier volle Stunden blieb er da, ein schmerzerfüllter Zeuge der wachsenden Verwirrung. Er setzte endlich die einfache Annahme der Verfassungsartikel wie der Menschenrechte durch und eilte spät abends in den Sitzungssaal zurück, wohin er durch Trommelschlag alles, was von Abgeordneten in Versailles aufzutreiben war, zusammenrufen liefs. Nicht lange nachher kam Lafayette an der Spitze der Pariser Nationalgarde, mit Bevollmächtigten des Gemeinderates, die vom Könige fordern sollten, dafs er seinen gewöhnlichen Aufenthalt in der Hauptstadt nehme.

Mirabeau hatte im Laufe des Tages mit La Marck in dessen Wohnung den Ernst der Lage erwogen. Er war noch vor dem Einbruch der wüsten Scharen aus der Sitzung zu ihm geeilt. Als er mit ihm dorthin zurückkehrte, sah er, wie die Dinge standen. Im Saale die Weiber mit ihrem lärmenden Anhange,

draufsen Scharmützel zwischen den Leibgarden und den Volkshaufen, Hofwagen angespannt und durch die Massen aufgehalten, Ungewifsheit, ob der König bleiben oder etwa an die Ostgrenze, nach Metz, entweichen werde. Sehr möglich, dafs er damals im Hinblick auf die wahrscheinlichen Folgen eines solchen Entschlusses La Marck zurief: „Die Dynastie ist verloren, wenn Monsieur nicht ausharrt, um die Zügel der Regierung zu ergreifen.“ Er hat behauptet, sie seien übereingekommen, falls der König an die deutsche Grenze flüchte, sofort eine Audienz beim Grafen von Provence nachzusuchen. Da der König blieb, so war von Monsieur zunächst keine Rede. Auch schien es im Schlosse und um das Schlofs herum ruhig zu werden. Genug, Mirabeau zog sich, wenn Dumonts Erinnerung nicht trügt, in seine Wohnung zurück [1]).

Bald aber stellte er sich, seiner Pflicht getreu, wieder in der Versammlung ein. Es war tief in der Nacht. Die Weiber mit ihren Beschützern thaten sich im Saale an Speise und Trank gütlich. Nur ein Teil hatte sich auf die Gallerieen zurückgezogen. An geordnete Beratung einer Reform der Kriminalgesetze, die man, um nur etwas vorzunehmen, begonnen hatte, war nicht entfernt zu denken. Mirabeau war der populärste von allen Abgeordneten. Die Weiber hatten ihn mit scherzhaften Redewendungen begrüfst, hatten ihn zu hören verlangt. Er liefs sich hören, aber nicht in ihrem Sinne. Als einige riefen: „Was sollen die langen Reden, wir wollen Brot,“ donnerte er ihnen zu: „Ich möchte wissen, wer sich herauszunehmen wagt, uns Vorschriften zu geben.“ So grofs war sein Ansehen beim Haufen, dafs man ihm Beifall klatschte. Es war jedoch klar, dafs die Würde der Versammlung unsäglich litt, wenn man nicht ein Ende machte. Sehr glaublich ist es daher, dafs Mirabeau den Präsidenten aufforderte, nicht auf der Permanenz zu bestehen, woraus ihm dieser, schwarzsichtig wie immer, später einen besonders starken Vorwurf hat machen wollen. Da Mounier selbst aber aufs äufserste abgespannt war und Lafayette ihm sagen liefs, es sei nichts zu fürchten, so hob er um drei Uhr morgens die Sitzung auf.

Ein paar Stunden nachher kam es zum Eindringen der Aufrührer ins Schlofs, zur Niedermetzelung der ersten Wachtposten,

[1]) Dumont 181. Übrigens wird die Chronologie der Vorfälle hier verwirrt.

zur Flucht und darauf mit knapper Not zur Errettung der Königin durch den aus dem Schlafe aufgeschreckten Lafayette. Dafs der Hof nach Paris gehen würde, ward durch die Zusage des Königs entschieden. Als Mirabeau sich in den Sitzungssaal der Nationalversammlung begab, fand er die Strafsen noch erfüllt von siegtrunkenen Scharen und setzte seine Beliebtheit beim Volke ein, seinen Kollegen Malouet gegen den drohenden Angriff eines Haufens von Pikenträgern zu schützen[1]). Die wichtigste Frage war, was nach der jüngsten Wendung der Dinge aus der Versammlung werden würde. Wenn Mirabeau den Vorschlag bekämpfte, dafs sie sich in corpore zum König begeben sollten, so braucht man ihm daraus kein Verbrechen zu machen. Es lag doch etwas Wahres in seiner Behauptung, sie werde dort nicht als völlig frei gelten, und auf den Schein kam, wie die Stimmung einmal war, so vieles an. Wenn er den Antrag zur Annahme brachte, man solle die Unzertrennlichkeit des Königs und der Versammlung während der laufenden Session beschliefsen, so läfst auch dies eine ganz wohlmeinende Auslegung zu. Kam Paris in Frage, was für den Augenblick nicht bezweifelt werden konnte, so war es besser, von selbst nachgeben, als einem neuen gewaltsamen Drucke weichen. Gelang es dem Könige, sich aus Paris wieder loszumachen, aber nicht um an die Grenze zu flüchten, sondern um sich in eine treugesinnte Provinz, etwa die Normandie, zu begeben, so mufsten die Abgeordneten, gestützt auf ihren Beschluſs, sich dort mit ihm vereinigen. Wurden sie durch Gewalt daran verhindert, so erhielt der König einen Rechtsgrund zur Berufung einer anderen Versammlung. Eine Woche später, am 15. Oktober, entwickelte Mirabeau diese Ideen in einer ausführlichen Denkschrift, die er dem Grafen von Provence durch La Marck in die Hand spielte[2]). Zu eben diesem Vertrauten sagte er: „Frankreich, der König und die Königin sind verloren, wenn sie nicht aus Paris entweichen.“ Hätte Mounier geahnt, dafs „den modernen Clodius“ diese Sorgen erfüllten! Er

---

[1]) Malouet: Mémoires I, 346.

[2]) Möglicherweise bezieht sich Dumonts Erzählung S. 205—215 auf dieses Aktenstück. Aber unbegreiflich bleibt es, trotzdem Dumont selbst seine Gedächtnisschwäche zugesteht, dafs er Mirabeau zu irgend einer Zeit die Flucht nach Metz anempfehlen lassen kann. Wie unhaltbar das ist, bemerkt Vaucher: Mélanges d'histoire nationale 1889 S. 117. Die zahlreichen sonstigen Irrtümer Dumonts werden durch diesen Irrtum überboten.

strich Mirabeaus Namen von der Liste der Deputierten, die das Königspaar auf seinem traurigen Zuge in die Hauptstadt begleiten sollten, weil er von ihm die schlimmsten Anschläge befürchtete. Er hielt es für abgefeimte Heuchelei, dafs Mirabeau zur Beruhigung des Landes eine neue Adresse an die Wähler beantragte, und triumphierte darüber, dafs sie bei Seite gelegt wurde.

Wäre er nicht von der fixen Idee beherrscht gewesen, in Mirabeau den Dämon der Zerstörung zu sehen, so hätten ihm einige Äufserungen, welche dieser während der Debatten des 7. und 8. Oktober wagte, die Augen öffnen müssen. Als es sich um die Frage handelte, ob die Civilliste auf die Dauer einer Regierung oder jährlich bewilligt werden sollte, rief Mirabeau der Linken zu: „Wenn die Exekutive nur eine Dekoration sein soll, so ist sie zu teuer, wenn sie aber nötig ist zur Erhaltung der Ordnung, zum Schutze der Bürger, zur Sicherung der Verfassung, so müssen wir fürchten, sie durch Vorsichtsmafsregeln zu schwächen, die mehr Kleinmut als Klugheit verraten.“ Und als Pétion die Formel „durch die Gnade Gottes“ bei der Nennung des königlichen Namens in den Gesetzen zu unterdrücken vorschlug, vergafs Mirabeau, dafs er in seiner Jugendschrift über den Despotismus wie Pétion geurteilt hatte[1]), um nunmehr einen Brauch in Schutz zu nehmen, der „dem religiösen Gefühle des Volkes“ angemessen sei und keine üblen Folgen haben könne. Wenige Tage nachher, am 14. Oktober, verteidigte er den Entwurf eines Martialgesetzes[2]), das auf Paris, als den künftigen Sitz der Versammlung gemünzt, die Wiederkehr tumultuarischer Aufläufe verhüten sollte.

Es war klar, dafs er in jedem einzelnen dieser Fälle seine Popularität aufs Spiel setzte. Der grofse Haufe wollte nichts wissen von unanfechtbarer Civilliste, von Gottesgnaden-Königtum, von Martialgesetz. Gleich als gelte es, der mifstrauischen Masse ein Opfer hinzuwerfen, erhob Mirabeau am 10. Oktober eine Denunziation gegen einen der Minister, den Grafen St. Priest. Der Graf hatte seinem Lande in Krieg und Frieden, besonders als Gesandter in Konstantinopel, gute Dienste geleistet. Ohne Neckers Ansichten immer zu teilen, war er im Juli gleichzeitig

---

[1]) Essai sur le despotisme S. 288, „Que tout souverain qui se dit tel par la grâce de Dieu ressemble à Xerxes enchaînant les mers.“

[2]) Nach Dumont 202 war Du Roveray der Verfasser.

УНИВЕРЗИТЕТСКА БИБЛИОТЕКА

mit Necker entlassen und gleichzeitig mit ihm wieder zurückberufen worden, um die schwere Last des Ministeriums des Inneren auf seine Schultern zu nehmen. In dieser Stellung hatte er auch die Polizei der Hauptstadt unter sich, was ihn in mannigfache Konflikte verwickelte. Man mifstraute ihm noch mehr, seit das Regiment Flandern auf seinen Vorschlag nach Versailles abkommandiert war. Mirabeaus Überfall war also wohlvorbereitet. Es sei notorisch, behauptete der Denunziant, dafs St. Priest am 5. Oktober zu den Weibern im Schlosse gesagt habe: „Als ihr nur einen König hattet, fehlte es euch nicht an Brot. Jetzt, da ihr 1200 Könige habt, müfst ihr euch an diese wenden.“ Er forderte Untersuchung der Sache durch das „Comité des Recherches“, welches eine sehr gefährliche inquisitorische Wirksamkeit hatte[1]). Der Schlag traf um so härter, da die grofse Masse sich nirgend reizbarer zeigte, als wenn es sich um die Frage der Ernährung von Paris handelte. Auch setzte St. Priest sich sofort in Verteidigungszustand, indem er dem Präsidenten jenes Comités durch ein würdig gehaltenes Schreiben erklärte, dafs seine Worte völlig entstellt worden seien. Nach allem, was wir wissen, sprach er die volle Wahrheit. Aber eben jener Brief gab Mirabeau Stoff genug, um ihn in einer eigenen, durch und durch sophistischen Druckschrift mit den giftigsten Angriffen heimzusuchen und prahlerisch den Kerker von Vincennes, als eine bessere Schule der Freiheit, der Gesandtschaft in Konstantinopel entgegenzustellen[2]). Auch liefs sich das Comité des Recherches, angetrieben von Mirabeau, auf eine Vernehmung von Zeugen ein. Durch ihre Aussagen ward freilich nichts bewiesen. Mirabeau selbst wurde sogar durch einen Briefsteller gedrängt, seine Denunziation wahr zu machen. Immerhin war eine Probe davon abgelegt worden, was einem der wehrlosen Minister geboten werden konnte.

Man wird jedoch in der Vermutung nicht fehl gehen, dafs Mirabeau mehr beabsichtigte, als St. Priest in der öffentlichen

---

[1]) „Comité des Rapports“ im Courrier de Provence ist ein Druckfehler. Man sehe über die Sache die von mir aus den Archives nationales D. XXIX[b] ausgehobenen Aktenstücke im Anhang I.

[2]) Lettre du comte de Mirabeau au comité des recherches chez Lejay 16. S. Dagegen richtet sich das vernichtende Urteil in der Druckschrift: Observations du comte de Lally-Tollendal sur la lettre écrite par M. le comte de Mirabeau au comité des recherches contre M. le comte de St. Priest, à Lausanne ce 10 Nov. 1789. 55 S.

Meinung herabzusetzen. Wenn es gelang, ihn durch Einschüchterung von seiner Stelle zu verdrängen, so war sofort ein Ministerposten frei. Dies konnte im damaligen Augenblicke von der höchsten Wichtigkeit werden[1]). Unmittelbar nach den Ereignissen des 5. und 6. Oktober war nämlich die Frage einer Neubildung der Regierung von verschiedenen Seiten her in Angriff genommen worden. Das einzige Mittel, ihr Kraft zu geben, hätte darin bestanden, die Führer der Versammlung in sie aufzunehmen. Es ist nicht möglich, die sich durchkreuzenden Intriguen, welche sich um diesen Punkt drehten, Schritt für Schritt zu verfolgen. So viel aber ist sicher, dafs Mirabeau in alle tief verwickelt war. Eine Zeitlang scheint er an die Möglichkeit gedacht zu haben, den Grafen von Provence an die Spitze zu bringen und durch diesen seinen Einfluſs geltend zu machen. Neben La Marck diente ihm der Herzog von Lévis, Mitglied der Versammlung und erster Kammerherr Monsieurs, als Mittler. Dem älteren Bruder des Königs war schon vor Monaten die Versuchung nahe gelegt worden, sich der Zügel zu bemächtigen. Als Ludwig XVI. sich nach Erstürmung der Bastille in die Mitte der Pariser begab, hatte er auf Anraten des östreichischen Gesandten Monsieur die Vollmacht eines Generallieutenants hinterlassen. Mit dieser Vollmacht ausgerüstet, sollte Monsieur die Reichsstände an einen entfernten Punkt verlegen, falls der König in der Hauptstadt mit Gewalt zurückgehalten und zur Unterzeichnung einer Kapitulation gezwungen worden wäre[2]). Das damals Befürchtete war nun so ziemlich eingetroffen, nur mit dem Unterschiede, dafs auch die Versammlung thatsächlich vor den Parisern hatte kapitulieren müssen. Der Graf von Provence hielt aber seine Stunde nicht für gekommen. Auch widerstrebte ihm, nach La Marcks Versicherung, die Gesellschaft des Bischofs von Autun[3]).

Indessen war Talleyrand bei einer gründlichen Umwandlung der Regierung kaum zu umgehen. Er hatte soeben, am 10. Oktober, unter groſsem Beifall den einschneidenden Vorschlag ge-

---

[1]) So faſste auch der preuſsische Gesandte die Sache auf. Depesche von Goltz 23. Oktober 1789. Archiv Berlin.

[2]) Mercy an Kaunitz. 23. Juli 1789. Archiv Wien.

[3]) La Marck an Mirabeau 13. Okt. 1789. Die Nachricht von Morris I, 276, Mirabeau habe am 10. Okt. eine vierstündige Unterredung mit Monsieur gehabt, kann nicht richtig sein. Wie hätte er danach La Marcks Vermittelung zur Überreichung der Denkschrift vom 15. Okt. nötig gehabt?

macht, sich für die Deckung der Staatsbedürfnisse an die Güter der Kirche zu halten und dem Klerus dafür seitens der Nation ein Jahreseinkommen zu sichern, das allmählich auf achtzig Millionen sinken sollte. Mirabeaus Journal erteilte Talleyrands Plan ein volles Lob. Mirabeau selbst unterstützte ihn am 12. Oktober durch den noch schärfer gefafsten Antrag, die Kirchengüter für Eigentum der Nation zu erklären, unter der Bedingung, dafs der Staat für die Kosten des Unterhaltes der Geistlichkeit und des Ritus aufkomme. Es war eine vortreffliche Gelegenheit, sich dem alten, grollenden Gefährten wieder zu nähern. In den Listen des Zukunftsministeriums, die Mirabeau entwarf, wird denn auch Talleyrand bald für die Finanzen, bald für das Auswärtige vorgemerkt.

Noch wichtiger war es, sich mit einem anderen zu verbünden: mit dem Mächtigen des Tages, Lafayette, so verächtlich Mirabeau auch von dem politischen Verständnis dieses „Gilles-Cäsar" dachte[1]). Ein grofses Hindernis stand aber ihrer Annäherung im Wege: der Herzog von Orléans. Lafayette, der in das Treiben des Herzogs tiefe Blicke gethan hatte und neue Tumulte von seiner Gegenwart besorgte, fühlte sich stark genug, ihm vor der Welt eine deutliche Züchtigung angedeihen zu lassen. Er forderte, dafs er unter dem Scheine einer diplomatischen Mission, für die alles bereit war, nach London abreise. Dreimal versprach Orléans Unterwürfigkeit, dreimal zog er sein Versprechen wieder zurück, das letzte Mal ermutigt durch Mirabeau. Je lauter das tausendstimmige Gerücht ihn als Mitverschworenen des Herzogs brandmarkte, destoweniger konnte ihm eine fluchtähnliche Entfernung desselben erwünscht sein. Auch wollte er Lafayette zeigen, dafs seine diktatorische Anmafsung Schranken finde, wenn sie sich gegen ein Mitglied der Versammlung richte. Er liefs Orléans durch ihren gemeinsamen Freund, den Herzog von Biron, wissen, dafs er von der Tribüne herab „den neuen Hausmeier" angreifen werde. „Ich werde," schrieb er an La Marck, „mein Haupt nur vor dem Despotismus des Genies beugen." Er bereitete eine Rede vor, welche die Versammlung zu dem Entschlusse bestimmen sollte, durch ihren Präsidenten beim Könige zu erzwingen, dafs der Herzog von Orléans seinen Sitz einnehme und

[1]) „Gilles" die Theaterfigur des Hanswurst. Das Wort rührte vom Herzog von Choiseul oder von Rivarol s. Bacourt I, 384 und Lescure: Rivarol S. 197.

seinen Anklägern entgegentrete[1]). Als er sich aber am Morgen des vierzehnten in die Versammlung begab und erfuhr, dafs der Herzog nach einer letzten Zusammenkunft mit Lafayette seinen Pafs für London erbeten habe, schien es ihm geraten, sich im Privatgespräch aufs bitterste über den herzoglichen Feigling zu äufsern und über Lafayettes Eingreifen mit Stillschweigen hinwegzugehen.

Nun erst kamen die Verhandlungen zwischen den beiden Männern, so wenig Neigung sie für einander empfanden, in rascheren Flufs. Begonnen waren sie bereits, wenn dem Zeugnis des amerikanischen Gesandten Morris zu glauben ist, seit dem achten Oktober. Eben dieser strenge Amerikaner, der mit einiger Verachtung auf „die modernen Athener" der Nationalversammlung herabblickte, widerriet dem Waffengefährten Washingtons aufs ernstlichste, gleichzeitig mit Mirabeau in ein neues Ministerium zu treten. „Jeder ehrliche Franzose," schrieb er ihm, „wird nach dem Grunde dieser ungeheuerlichen Koalition fragen. Es giebt in dieser Welt Leute, die für gewisse Geschäfte passen, denen man aber gewisse andere nicht anvertrauen darf. Die Tugend wird sich immer durch eine Allianz mit dem Laster beflecken, und die Freiheit wird bei ihrem Eintritt in die Welt erröten, wenn eine unreine Hand sie führen will." Lafayette dachte nicht besser von Mirabeau als Morris, aber er hielt es doch für ratsam, ihn nicht bei Seite zu lassen. Sie gaben sich, noch ehe die Versammlung nach Paris übersiedelte, ein Stelldichein im Hause von Madame d'Arragon, einer Tochter von Mirabeaus Schwester Karoline Du Saillant. Hierhin waren noch andere Männer von Ehrgeiz und Ansehen geladen, die, wenn es zur Zerstückelung des Ministeriums käme, bei der Verteilung der Beute ein Wort mitsprechen wollten. Da man auch an eine neue Besetzung der Gesandtschaftsposten, der Intendanten- und Gouverneurstellen dachte, so war diese Beute nicht klein. Duport, Barnave und Alexander Lameth, „die Triumvirn", wie man sie nannte, fehlten nicht unter der Zahl der Erschienenen. Sie waren weder Lafayettes noch Mirabeaus Freunde, aber sie glaubten ihre

---

[1]) Passy: Frochot 20—23. Der hier abgedruckte bisher unbekannte Entwurf ergänzt die Nachrichten in der Korrespondenz La Marcks, der Memoiren Lafayettes u. s. w. Über die diplomatische Mission Orléans' vgl. die neuen Mitteilungen bei Sorel II, 56 ff.

Rechnung dabei zu finden, wenn sie sich ihnen als Alliierte anböten.

Mirabeau sprach sich in diesem Kreise mit einer Offenheit, die an Renommisterei grenzte, über Vorgänge seines politischen Lebens aus. Er liefs damals das oft angeführte Wort fallen: „In Revolutionen wird die grofse Moral durch die kleine getötet.“ In einem Punkte aber war er nicht offen, wenn er vorgab, für sich keinen Anspruch auf einen Sitz im Ministerium zu machen. „Ich weifs,“ sagte er, „dafs sich ein Berg von Vorurteilen gegen mich erhoben hat, den nur die Zeit zerstören kann.“ In einer der von ihm damals entworfenen Ministerlisten nennt er sich dagegen mit folgenden Worten: „Graf Mirabeau im Rate des Königs ohne Departement. Die kleinen Skrupel der Rücksicht auf die Meinung der Menschen sind nicht mehr am Platze. Die Regierung mufs offen erklären, dafs ihre ersten Bundesgenossen in Zukunft richtige Grundsätze, Charakter und Talent sein werden.“

Noch hatte Lafayette kein entscheidendes Wort gesprochen, als eine neue schwere Frage sich aufdrängte. Sollte man Necker zu halten suchen, oder alle Kräfte zu seinem Sturze vereinigen? Er hatte Gegner unter seinen eigenen Kollegen. Der Grofssiegelbewahrer, Champion de Cicé, Erzbischof von Bordeaux, intriguierte wider ihn und wünschte in Lafayette und Mirabeaus Bunde der Dritte zu sein. In der Versammlung war Neckers Ansehen bedeutend erschüttert, wenn auch sein Name im Lande noch immer einen hellen Klang hatte. Der letzte kühne Antrag Talleyrands, der unermefsliche Perspektiven eröffnete, drohte die Kreise des zaghaften Finanzmannes gänzlich zu stören. Mirabeau hatte, wie bemerkt, den Antrag unterstützt, aber der Augenblick, auf Neckers Entfernung hinzuwirken, schien ihm schlecht gewählt. In eben jenem Entwurfe von seiner Hand, in dem er sich einen Platz im Conseil ohne Portefeuille zuwies, stellte er an die Spitze: „Herrn Necker, als ersten Minister, weil man ihn ebenso schwach machen mufs, wie er unfähig ist, ohne doch seine Popularität dem Könige zu rauben.“

Man durchschaut das Mephistophelische seiner Gedanken. Erhielt Talleyrand, wie Mirabeau es plante, die Finanzen, so mufste die Schwäche Neckers in beständigen Reibereien bald an den Tag kommen. Und einen stillen Vorbehalt machte Mirabeau aufserdem: dafs Necker ihn selbst nicht mit puritanischem Stolze zurückstofse wie im Frühling. Hatte ihm damals Malouet den

Weg zu bahnen gesucht, so unternahm es diesmal Lafayette. Er führte ihn auch bei Montmorin ein, mit dem Mirabeau noch immer schlecht stand, den man aber bei den angesponnenen Verhandlungen nicht entbehren konnte. Am 17. Oktober hatte Mirabeau eine Zusammenkunft zuerst mit diesem, dann unter vier Augen eine zweite, die einige Stunden lang gedauert haben soll, mit Necker[1]). Aber sie führte keine, auch nur vorübergehende Versöhnung herbei. Diese zwei Naturen waren unvereinbar wie Feuer und Wasser. Mirabeau verzichtete auf längere Schonung Neckers und war allem Anscheine nach auch durch Montmorins Benehmen tief verletzt. Am 19. erklärte er Lafayette, daſs man ihn „insultiert habe". Er verwünschte namentlich „den elenden Charlatan, durch den der Thron und das Land hart an den Abgrund des Verderbens geführt worden sei." Er wies ein- für allemal die Zumutung ab, der Helfer dieses Ministers und seiner Genossen zu sein und stellte in Aussicht, daſs er in der Versammlung alle Minen gegen sie springen lassen werde.

Auch hatte er sich sein Angriffsfeld schon ausersehen. Einmal sollten die Berater der Krone darüber zur Rede gestellt werden, warum mehrere vom Könige sanktionierte Dekrete noch immer nicht in ganz Frankreich bekannt gemacht wären. Sodann galt es, die Frage der hauptstädtischen Verproviantierung aufzugreifen, um strenge Rechenschaft für allfällige Mängel zu fordern. Bei diesem Vorgehen hoffte er, von Lafayette und dem Anhange des Generals unterstützt zu werden. Es war viel Berechnung dabei, wenn er an eben diesem 19. Oktober, als die Versammlung zum erstenmal in Paris tagte, Lafayette ein öffentliches Lob spendete, wie man es aus seinem Munde noch nicht gehört hatte[2]). Mit Lafayettes Namen verband er den Baillys, denn beide, der Kommandant der Nationalgarde und der Maire, waren an der Spitze einer Deputation der Kommune erschienen, um der Versammlung die Huldigungen der Hauptstadt darzubringen. „Fürchten wir nicht," sagte Mirabeau in vieldeutiger Wendung, „unsern Kollegen unsern Dank auszusprechen, geben wir vielmehr gewissen Leuten dies Beispiel, die in falschen republikani-

---

[1]) Souvenirs et portraits par le duc de Lévis S. 213.

[2]) Dumont S. 196 behauptet, die Rede Mirabeaus verfaſst zu haben, schreibt sich aber fälschlich das Verdienst der Versöhnung der beiden Männer zu.

schen Begriffen befangen, auf die Autorität eifersüchtig werden, sobald sie sie jemandem anvertraut haben."

Am nächsten Tage erfolgte der von ihm angekündigte Vorstofs. Target nahm es ihm ab, an die Thatsache zu erinnern, dafs die Beschlüsse des vierten August selbst in der Nähe von Paris nicht ordnungsmäfsig promulgiert worden seien, was denn zu weiteren heftigen Beschwerden in derselben Richtung führte. Mirabeau stimmte bei, forderte, dafs die Rechtsprechung des Reiches auf die sanktionierten Dekrete Rücksicht nehme und knüpfte unversehens das weitere Verlangen daran, eine Kommission der Versammlung solle sich über den Bestand der Lebensmittel, vorzüglich in Paris, unterrichten. Er hatte mehrfach in Lafayette gedrungen, die Verantwortlichkeit für die Ernährung der Hauptstadt, die er thatsächlich als Bürge der öffentlichen Ordnung trage, auch rechtlich auf sich zu nehmen und behauptete, selbst schon in England Verbindungen zum Zwecke der Getreidezufuhr angeknüpft zu haben. Aber Lafayette wollte sich auf dies heikle Thema nicht einlassen. Auch hatte er mit Mirabeaus Behauptungen von der Bereitwilligkeit fremder Länder, billiges Getreide zu liefern, schon früher schlechte Erfahrungen gemacht[1]). Seine Freunde erhielten ohne Zweifel einen Wink, und so wurde eben dieser Antrag Mirabeaus zu einem Schlage ins Wasser.

Ebensowenig Erfolg, das Ministerium zu erschüttern, hatte sein Beginnen den Tag darauf. Am Morgen war ein unglücklicher Bäcker, den der blinde Haufe beschuldigte, Brot versteckt zu haben, an einer Laterne aufgehängt worden. Eine Deputation der Kommune teilte der Versammlung das tragische Ereignis mit und bat um Schutzmafsregeln, da es ihr selbst und der Nationalgarde an Widerstandskraft gebreche. Nun erst wurde ein Martialgesetz angenommen, für das man viele der früheren Vorschläge Mirabeaus verwertete. Da eine planmäfsige Verhetzung des Pöbels nicht für ausgeschlossen galt, wurde ferner die Einsetzung eines aufserordentlichen Tribunales erwogen, um Verbrechen gegen die Nation abzuurteilen. Mit der Untersuchung solcher Verbrechen war vorläufig das Châtelet von Paris betraut worden. Aber die Gefahr des Augenblickes erheischte vor allem, dafs die Bevölkerung über die regelmäfsige Zufuhr von Lebensmitteln beruhigt

[1]) S. eine Korrespondenz Jeffersons mit Lafayette, Necker, Montmorin in Memoirs, Correspondence and Private Papers of T. Jefferson II, 491—494 als Ergänzung zu Arch. parl. VIII, 197. 208.

würde. Die Abgesandten der Kommune hatten darauf hingewiesen. Mirabeau entwickelte die gleiche Ansicht, indem er über die Schwäche des Ministeriums Klage führte. Er verlangte genaue Angaben darüber, was zur Ernährung der Hauptstadt unerläfslich sei, dann aber, wenn man die nötigen Mittel gewährt habe, volle Verantwortlichkeit der Exekutive. „Fordert alle Minister vor," rief ein anderes Mitglied aus, „damit sie Rechenschaft davon ablegen, was sie gethan haben, um das Elend von Paris zu lindern." Es sollte offenbar zur Beschwichtigung beitragen, wenn der Präsident mitteilte, nach Neckers eigenem Zeugnis habe die Kommune in Sachen der hauptstädtischen Ernährung jeden Verkehr mit dem Ministerium abgebrochen. Allein der Sturm gegen die Exekutivgewalt war nun einmal entfesselt, und Mirabeaus Antrag wurde angenommen.

Die Minister fühlten sich denn auch sehr gekränkt. Sie suchten den geführten Streich am 24. Oktober durch eine lange Verteidigungsschrift zu parieren, in der man unschwer Neckers Feder erkennt[1]). In der That war es eine starke Zumutung, sie haftbar machen zu wollen, während doch die neue Stadtverwaltung die Aufsicht über die Zufuhr übernommen hatte. Der Versammlung Aufschlüsse zu geben, war ihnen erschwert, seitdem diese ihr Comité des Subsistances aufgehoben hatte. Die Gesetze über die Freiheit des Getreideverkehres durchzuführen, war ihnen unmöglich, da im ganzen Reiche die alten Ordnungen zerstört waren. Sie entwarfen das düsterste Bild von der herrschenden Verwirrung. „Wenn andere Personen," schlossen sie, „mit geeigneteren Mitteln Ihr Wohlwollen zu gewinnen, dadurch besser befähigt würden, dem Könige und dem Staate zu dienen, zaudern Sie nicht, sie zu nennen. Wir werden ihnen Platz machen. Es kostet heute viel weniger Mühe und Tugend, hohe Ämter zu opfern, als sie zu behalten." Dahin hatte Mirabeau die Dinge treiben wollen. Hielt Lafayette fest, so konnte man vielleicht die Minister beim Wort nehmen und eine neue starke Regierung begründen, als deren Seele Mirabeau selbst jeder Gefahr trotzen zu können hoffte. La Marck kannte seine Gedanken. „Lafayette," so schrieb er ihm noch am Abend des 24. Oktober, „empfindet es als eine Schmach, dafs man ihn nicht vorher von dem Schritte

---

[1]) Arch. parl. IX, 519—521. Dies Mémoire und seine Bedeutung in Mirabeaus Biographie ist bisher nie beachtet worden.

der Minister verständigt hat ... Wird es Ihnen möglich, Necker deswegen zu denunzieren, dafs er über die Ernährung von Paris weder mit der Munizipalität noch mit dem Generalkommando korrespondiert hat, so wird Lafayette Sie unterstützen und dies selbst öffentlich erklären. In dieser Stimmung ist er. Sie könnten ganz auf ihn rechnen, wäre er fähig, bei seinen Entschlüssen zu bleiben" ...

Aber Lafayettes Eifer für eine Umbildung der Regierung war schon erkaltet. Für sich selbst verzichtete er auf den Eintritt in den Rat des Königs. Die Stellung, die er an der Spitze der Nationalgarde einnahm, schmeichelte ihm weit mehr. Für später winkte ihm die verführerische Aussicht des Oberbefehles einer Armee, welche die revolutionäre Propaganda nach Belgien tragen sollte. Mirabeau erlaubte er zwar, seinem Angriff auf St. Priest vor dem Comité des Recherches freien Lauf zu lassen, denn dieser Minister war seiner Überzeugung nach „im Herzen despotisch" [1]). Übrigens aber schien es ihm besser, für jetzt nicht am Bestande des Gesamtministeriums zu rütteln, wie wenig es auch seiner Aufgabe genügte. Seine „Unschlüssigkeit", über die La Marck klagte, war im Grunde Mangel an Klarheit. Er schwankte in seinen Ideen zwischen konstitutioneller Monarchie nach englischem, und Republik nach amerikanischem Muster, und versäumte darüber, die bestehende Regierung so stark wie möglich zu machen. Er hatte sich indessen zu tief mit Mirabeau eingelassen, als dafs es ratsam gewesen wäre, mit ihm zu brechen. „Verwendet er ihn," meinte Morris, „so ist es schimpflich; vernachlässigt er ihn, so ist es gefährlich." Auch den in die Verhandlungen eingeweihten Ministern mufste viel daran liegen, Mirabeau durch eine Abfindung zu befriedigen. Schon in der zweiten Oktoberwoche war die Rede davon gewesen, ihm einen Gesandtschaftsposten anzubieten. Vermutlich war dies Thema auch bei der Zusammenkunft in Passy besprochen worden. Es spielte in dem lebhaften Gedankenaustausche zwischen Mirabeau und Lafayette eine grofse Rolle. Einer von Lafayettes Anhängern, Sémonville, damals Rat am Pariser Parlamente, der in einem wechselvollen Leben noch viel von sich reden machte, nahm um so gröfseren Anteil an ihren Unterhandlungen, da er selbst durch

---

[1]) Barante: Lettres et instructions de Louis XVIII au comte de St. Priest p. CXLV.

die Gunst dieser bedeutenden Patrone in die diplomatische Laufbahn eingeführt zu werden hoffte. Mirabeau hätte, wie wir ihn von seiner Berliner Mission her kennen, früher mit beiden Händen zugegriffen, wäre ihm ein solches Anerbieten gemacht worden. Wie er sich aber nunmehr taxierte, sah er in der Annahme nur ein „ehrenvolles Exil". Am wenigsten pafste es ihm, sich nach Konstantinopel verbannen zu lassen. „Bin ich überhaupt nötig," schrieb er an Mauvillon, „so ist es hier." La Marck war völlig seiner Ansicht. Er wollte höchstens eine dekorative Ernennung zum Gesandten in London oder im Haag gelten lassen, unter der Bedingung, dafs Mirabeau in Paris bleiben dürfe und die schriftliche Zusicherung des Königs empfange, im Frühling zum Minister befördert zu werden. Allein das war ein sehr unsicherer Handel. Auch glaubten beide Freunde vorauszusehen, dafs das Ministerium Necker nicht den Dezember, geschweige den Mai erleben würde.

Nun hatte die Sache aber doch noch eine andere Seite. War Mirabeau, politisch genommen, nicht mehr der arme Schlucker von ehemals, so war er es doch im Hinblick auf seine Geldverhältnisse noch immer. Ein Heer von Gläubigern bedrängte ihn[1]), und manchen hatte er mit der kecken Antwort vertröstet: „Kommt wieder, wenn ich Minister bin." Was er täglich für sich gebrauchte, war nicht wenig. Aufserdem aber hatte er für das zu sorgen, was er sein „Atelier" nannte: die Gehilfen, die mit ihren Kenntnissen und Talenten den Berg von Arbeit bewältigen mufsten, der auf ihm lastete. Alles ging zwar unter seinem Namen, aber es blieb doch nicht verborgen, wie viel fremdes Gut diese Flagge deckte[2]). Dumont, Du Roveray, Clavière waren

---

[1]) Höchst charakteristisch ist die gereizte Korrespondenz Mirabeaus aus eben dieser Zeit mit einem seiner Gläubiger, Jeanneret, dem Kompagnon Schweizers. Ich verdanke H. C. de Loménie die Kenntnis derselben. In einem Briefe Jeannerets vom 19. Oktober 1789, in welchem Mirabeaus Schuld auf 11967 Livres beziffert wird, heifst es: „J'ai toujours détesté les airs de grandseigneur, et je me croirais avili en les supportant de qui que ce soit et à plus forte raison de vous." In einem anderen Briefe desselben Jeanneret kommt die Drohung vor: „J'entamerai notre affaire par un mémoire imprimé".

[2]) Bezeichnend ist die Aussage von Jean Pelletier (Peltier) in der Procédure criminelle instruite au Châtelet 1790 I, 17: „Dépose qu'on lui a assuré que le comte de Mirabeau est intimement lié avec une prodigieuse quantité d'individus dont plusieurs tarés et flétris et d'autres étrangers fugitifs de leur patrie, qu'il est surtout enveloppé d'une société nombreuse de Genevois qui lui font la plupart de ses adresses et discours à l'assemblée nationale, qu'un de ces

und blieben ihm unentbehrlich. Salomon Reybaz, den wie sie die Genfer Wirren aus der Schweiz vertrieben hatten, einen Mann von vielseitiger Bildung, hatte er bereits an sich zu fesseln gesucht, da sein Scharfblick erkannte, wie viel Gold er aus dieser Mine gewinnen könnte[1]). Wenn Reybaz damals seiner Lockung noch Widerstand leistete, so war Pellenc, aus der Provence herbeigeeilt, seit dem September unzertrennlich mit ihm verbunden. Sie waren sehr verschieden geartet, denn der methodische Pellenc schrak vor Ausbrüchen stürmischer Leidenschaft zurück. Um so besser liefs er sich verwenden, wenn es auf sorgsames Abwägen des Für und Wider, auf systematische Entwicklung eines Antrages oder Planes in einer Rede oder Denkschrift ankam. Pellencs Einwirkung auf Mirabeau als Politiker ist allerdings übertrieben worden. Es bedurfte nicht der Mahnungen dieses mafsvollen Geistes, um Mirabeaus Grundsätze in monarchischem Sinne zu „berichtigen". Aber von der Hilfe, die er Mirabeau als sein vertrautester Sekretär leistete, kann man nicht hoch genug denken[2]). Nimmt man dazu, was Mirabeau an Schreibern und sonstigen Bediensteten gebrauchte, so sieht man: es war ein ganzer Stab, für den er sorgen mufste.

Niemand kannte seine Geldangelegenheiten genauer als La Marck. Er stellte ihm für alle Fälle dreihundert Louisd'or aus seiner Privatkasse zur Verfügung, aber das war ein Tropfen auf einen heifsen Stein. Mirabeau lechzte danach, an einer reicheren Quelle zu schöpfen und machte zu La Marcks Kummer gar kein Geheimnis daraus. Fehlte aber eine Gegenleistung von

---

Genevois entr' autres est le sieur du Roveray membre d'une société soi-disant d'amis des noirs." S. auch in der von Peltier verfafsten Schmähschrift Domine salvum fac regem 21. Oct. 1789 S. 24, 25 ein Verzeichnis von Arbeiten, die unter Mirabeaus Namen gingen, mit Angabe der Autoren, wobei Wahres mit Falschem gemischt ist.

[1]) Ph. Plan: Un collaborateur de Mirabeau. Paris, 1874.

[2]) Über Pellenc s. o. Band I, S. 163, ferner Lucas-Montigny VIII, 569—574. Bacourt I, 183—185, 300. 393, II, 253 etc. Ich verdanke der Güte von H. Flammermont folgenden Auszug aus einer Depesche Mercys an Cobenzl 8. Jan. 1793 (Arch. Wien): „Ces deux personnages (Mirabeau und Pellenc) s'accordaient très bien dans leurs rapports de sagacité et de génie, ils différaient beaucoup par leurs principes. Pellenc contribua à rectifier ceux de Mirabeau et à le ramener au parti de la cour ce qui porta le roi et la reine à attacher Pellenc à leur service." P. ging 1793 in östreichische Dienste über. Das Urteil Talleyrands über Pellenc: „C'est un homme vénal" (Lettres inédites de Talleyrand à Napoléon 1800—1809 p. p. Pierre Bertrand. Paris, Didier 1889, S. 201) scheint ungerechtfertigt zu sein.

Siehe Zusätze (am Ende)

seiner Seite, so war er nichts weiter als ein Empfänger von Almosen. „Eine grofse Unterstützung," schrieb er dem Freunde, „kann ich nicht annehmen ohne ein Amt, die sie rechtfertigt; eine kleine würde mich zwecklos blofsstellen." Diese Sprache war sehr stolz. Aber nachweislich hat Lafayette es wagen können, ihm bald darauf durch La Marck eine Summe von 50 000 Francs in Aussicht zu stellen, welche ohne Zweifel aus der Schatulle des Königs in seine Tasche fliefsen sollte. Es wurde freilich nichts aus dieser grofsartigen Spende. Indessen die fortgesetzten Verhandlungen waren doch von gelegentlichen Erfrischungen in klingender Münze begleitet, die der erste Redner der Versammlung, der Ministerkandidat von gräflichem Stande, nicht nur nicht verschmähte, sondern die er noch zu dürftig fand. Welche andere Auslegung könnte man den Worten geben, die er am 28. Oktober an La Marck schrieb: „Lafayette hat mir diesen Morgen ohne Grund eine lächerliche Sendung zukommen lassen, nicht einmal grofs genug, meine Verpflichtungen gegen Sie zu erfüllen. Zu was dient das?" La Marck seinerseits ermunterte ihn nun, zu nehmen, so viel er bekommen könne. „Mein lieber Graf," erwiderte er ihm, „denken Sie mehr daran, in eine unabhängige Stellung zu kommen, als um das Ministerium zu kämpfen. Auf diese Weise werden Sie auch dahin gelangen, aber der Mifserfolg jener Unternehmung würde Sie zu sehr zurückwerfen."

Man überblickt die peinliche und demütigende Lage, in der sich Mirabeau befand. Zu schwach, die Versuchungen des Mammons abzuweisen, zu klug, um nicht einzusehen, welche Blöfse er sich dadurch gab, von Lafayette bei dem begonnenen Feldzuge gegen das Ministerium schlecht unterstützt, und doch entschlossen ihn fortzusetzen, weil er die Kraft des künftigen Retters der Monarchie in sich fühlte, rieb er sich auf in fieberhaftem Wirken und klagte, dafs nicht einmal die Nächte ihm gehörten. Auf der Tribüne vervielfältigte er sich in eben dieser Zeit, ohne zu verraten, was ihn in unaufhörlicher Spannung erhielt. Er bekämpfte den Versuch des Dauphiné, durch Einberufung seiner Provinzialversammlung eine feindliche Stellung gegen die Nationalversammlung einzunehmen[1]). Er brachte den Gedanken von

[1]) Seine hierauf bezügliche Rede, skizziert im Courrier de Provence LVIII, ist in den Arch. parl. gar nicht wiederzuerkennen.

Sièyes zu Ehren, dafs die ganze männliche Jugend Frankreichs, die das einundzwanzigste Jahr erreicht hätte, auf feierliche Weise in die Bürgerlisten eingetragen würde[1]). Er griff, von Pellenc unterstützt, aufs lebhafteste in die fortgesetzten Debatten über die rechtliche Natur des Kirchengutes ein, indem er, ganz einig mit Talleyrand, es wieder und wieder für Eigentum der Nation erklärte und damit durchdrang[2]). Er übte höchst bedeutende Kritik an den Vorschlägen des Verfassungsausschusses über die künftige Einteilung des Reiches, wobei er die Erfahrungen verwertete, die er in der Provence gesammelt hatte. Ohne Scheu, sich mit früheren abfälligen Äufserungen in Widerspruch zu setzen, erklärte er hier, die Verfassung seiner Heimatprovinz sei eine der besten, die er kenne. Er rühmte ihre Orts- und Distriktsversammlungen und die Art und Weise der dort hergebrachten Steuererhebung. Er warnte davor, über unleugbaren Mängeln der Gesamtverwaltung das daselbst im einzelnen bestehende Gute zu verachten. Überhaupt mahnte er nachdrücklich, beim Niederreifsen des morsch gewordenen Alten die Macht der Geschichte und der Gewohnheit nicht gering zu schätzen. „Eine Verfassung entwerfen," sagte er am 29. Oktober, „ist leicht. Die Kunst besteht darin, die Menschen dem Gesetze, das sie lieben sollen, anzupassen." Und wenn er einige Tage nachher (3. November) die vorherrschende Neigung angriff, bei der Umwandlung der alten Provinzen in achtzig Departements eine mechanische, und doch nur eingebildete Gleichheit zu begünstigen, wenn er betonte, dafs man nicht ungestraft auseinanderreifsen werde, was in Jahrhunderten durch Gemeinsamkeit von Brauch, Dialekt, Erinnerung zusammengewachsen sei, so zeigte er darin jene praktische Weisheit des Staatsmannes, von der so viele Theoretiker der Versammlung sich nichts träumen liefsen.

Bei allen diesen Äufserungen handelte es sich um die Sache. Von seinen persönlichen Absichten liefs er nichts verlauten. Nur einmal mochte das Mifstrauen seiner Kollegen rege werden. Am 27. Oktober verhandelte man darüber, welche Bedingungen der Wählbarkeit in der Verfassung fest-

[1]) Die betreffende Rede will Dumont (s. S. 200) verfafst haben.

[2]) Die Arch. parl. IX, 639—44 abgedruckte Rede ist jedoch nie gehalten worden, s. Courrier de Provence LXII, 22, und Méjan II, 328: „Discours qui devait être prononcé dans la séance du 2". Dumont 224—226 bezeugt die Autorschaft Pellencs, schmückt den Hergang aber dramatisch aus.

gestellt werden sollten. Pétion forderte, obwohl es sich vorläufig nur um die Wählbarkeit zu den Versammlungen handelte, eine Erklärung des Inhaltes, daſs die Minister von der Repräsentation ausgeschlossen sein sollten. Mirabeau setzte Vertagung durch, „weil man nicht hinlänglich für diese Debatte vorbereitet sei“. Noch in derselben Sitzung verlangte er aber das Wort, um ein Gesetz vorzuschlagen, das, wie er sagte, „der Nation Ehre machen würde“. Ein Gemurmel erhob sich. Es lag nahe, zu vermuten, daſs Mirabeau durch eine List versuchen würde, Pétions Anregung im Keime zu ersticken. Aber es handelte sich um einen Vorschlag ganz anderer Art, der freilich aus seinem Munde sehr gewagt klang. Er forderte, daſs Bankerottierer und Zahlungsunfähige von der Wählbarkeit zu Munizipalräten, Provinzial-Nationalversammlungen, Gemeinde- wie Gerichtsämtern ausgeschlossen sein sollten, und wollte auch die Söhne verschuldeter Erblasser, wenn sie in den nächsten drei Jahren die Gläubiger nicht befriedigen würden, mit betroffen wissen[1]). Im Verlaufe der Debatte bot sich der erwünschte Anlaſs, der Diskontokasse wieder einen Hieb zu versetzen. Man warf die Frage auf, ob Gewährung von Zahlungsfristen durch ministerielle Verfügung nicht eine schützende Ausnahme von der Regel bilden sollte, und wies darauf hin, wie sehr die Leiter der Diskontokasse eben dadurch gefördert worden seien. Mirabeau konnte das nicht ruhig anhören, eine solche „Befleckung“ der Verfassung, rief er aus, dürfe nicht geduldet werden.

Inzwischen drängte aber alles auf eine Entscheidung hin. Der heimliche Kriegszustand, in dem sich das Ministerium gegenüber einem groſsen Teile der Versammlung befand, konnte nicht andauern. Mirabeau beschloſs, sich Klarheit zu verschaffen, und dies um so eher, da auf den Groſssiegelbewahrer, Champion de Cicé, kein Verlaſs mehr war. Der verschlagene Prälat war, soviel man sieht, zuerst einer Erneuerung des Ministeriums geneigt gewesen, unter der Voraussetzung, daſs er seinen Posten behalten würde. Aber er muſs angefangen haben, auch für sich zu fürchten, wenn überhaupt eine Änderung der Exekutive vor sich ginge. Seitdem hielt er mit Necker und den übrigen zusammen. Sein Schwanken war Mirabeau bekannt. Er glaubte sogar Sicher-

---

[1]) Nach Dumont 200 war Mirabeaus Rede von Du Roveray verfaſst, was die Korrespondenzen in The life of Romilly I, 288, 291 bestätigen.

heit darüber zu haben, dafs eine gegen ihn gerichtete Schmähschrift auf Cicés Betreiben verfafst worden sei, und wurde mittelbar durch Talon, Lieutenant civil beim Châtelet, beständig auf dem Laufenden erhalten. Talon war ein Mensch, der mit grofsem Reichtume den Ehrgeiz verband, eine Rolle im Staate zu spielen. Schon vor der Revolution hatte er dies versucht, zuerst im Einverständnis mit den liberalen Wortführern, dann, indem er Montmorin seine Dienste anbot. Als Lafayettes Gestirn aufging, hielt er sich an diesen und übernahm für ihn die polizeiliche Aufsicht von Paris. Zugleich nannte er sich den Freund Champions de Cicé und trat als Gönner Mirabeaus bei ihm auf. Inzwischen schielte er selbst nach der Stelle des Erzbischofs und enthüllte La Marck seine Intriguen[1]). Mirabeau hoffte, dafs Cicés Unschlüssigkeit endlich auch Lafayette aufrütteln würde. In der That kamen ihm Ende Oktober von diesem ermunternde Worte zu: „Vertrauen und Freundschaft: das gebe ich und erwarte ich." Damit war freilich wieder nicht gesagt, dafs er seinen Einfluſs bei Hofe und in der Versammlung einsetzen würde, Neckers Entlassung zu erzwingen, die Mirabeau als Vorbedingung einer starken parlamentarischen Regierung betrachtete.

Nichtsdestominder eröffnete er am 5. November aufs neue das Feuer. Im Namen der Bürger von Marseille, „der Wiege seiner Väter", führte er Klage darüber, dafs bei Untersuchung der im Sommer dort vorgekommenen Unruhen die provisorischen Bestimmungen des Kriminalverfahrens aufser Acht gelassen wurden. „Suchen die Minister noch immer Umschweife? Wollen sie unsere Dekrete null und nichtig machen, indem sie ihre Ausführung verzögern?" Das gab den Anstofs zur Erhebung einer Menge von ähnlichen Beschwerden. Mirabeau hatte einen bedeutenden Erfolg. Triumphierend schrieb er am nächsten Morgen an La Marck, er hoffe nun auch „die grofse Schlacht" zu gewinnen. Sofort in der Sitzung des sechsten Novembers begann er sie mit unverkennbarem taktischen Geschick. Er wies auf die ungeheure finanzielle Krisis hin, die auch ein Necker nicht habe abwenden können. Durch Einkommensteuer und patriotische Gaben war der Abgrund ebensowenig ausgefüllt worden wie durch die früheren Versuche von Anleihen. Die Diskontokasse blieb die

---

[1]) Über Talons Leben s. neben der Biogr. univ. noch Städtler II, 519—21, dem offenbar dabei Papiere aus La Marcks Nachlafs vorgelegen haben.

einzige Rettung des Ministers. Aber auch deren Kredit war schwer erschüttert. Je mehr Scheine ohne Deckung sie ausgeben durfte, desto gröfser wurde das Übel. Um es an der Wurzel zu fassen, blieb nach der Ansicht des Redners nichts übrig, als mit Neckers System völlig zu brechen, die Diskontokasse ihrem Schicksale zu überlassen und eine Nationalkasse zu begründen, die einzig zur Befriedigung der Staatsgläubiger bestimmt sein sollte. Nicht weniger dringlich schien es ihm, die fortdauernde Furcht der Hauptstadt vor drohender Hungersnot zu heben. Er wies darauf hin, dafs die Vereinigten Staaten ohne Zweifel bereit sein würden, einen Teil ihrer Schuld an Frankreich in Getreide abzutragen, und forderte, dafs man sich in direkte Verhandlungen darüber mit ihnen einlasse. Diese beiden Anträge dienten einem dritten gleichsam als Bedeckung: man solle den Ministern beratende Stimme in der Versammlung gewähren, bis die Verfassung Näheres festgestellt habe.

Was politische Erfahrung und gesunder Menschenverstand im Bunde leisten konnten, einen uns so harmlos klingenden und selbstverständlichen Satz zu verteidigen, wurde von Mirabeau aufgewandt. Ein Ausfall auf die ministerielle Denkschrift vom 24. Oktober bildete eine passende Einleitung. Aber sofort ging er von der Kritik des vorhandenen Übelstandes zur Empfehlung des Heilmittels über. Selten hatte er sich beredter in dem Sinne des Wortes gezeigt, dafs er seine ganze Kunst aufbot, widerstrebende Hörer zu nötigen, ihre Überzeugung der seinigen unterzuordnen. „Alle guten Bürger ersehnen die Herstellung einer kräftigen Regierung. Wie soll diese aber gelingen, wenn Exekutive und Legislative sich als Feinde betrachten, wenn sie sich scheuen, gemeinsam die öffentlichen Angelegenheiten zu verhandeln? ... Warum sollten wir die Anwesenheit der Minister fürchten? ... Nein, lassen wir leere Phantome keine Macht über uns gewinnen. Die Gegenwart der ersten Agenten der ausführenden Gewalt in der gesetzgebenden Versammlung ist unentbehrlich.“ Möglich, dafs Du Roveray den Teil seiner Rede verfafst hat, der sich mit der Anpreisung des englischen Vorbildes beschäftigte[1]). Im ganzen und grofsen fühlt man jedoch durch, dafs Mirabeau selbst es war, der für seine eigene Sache kämpfte. Und in der That: wenn er siegte, so war wenigstens die Möglichkeit vor-

[1]) Dumont S. 199, übrigens voller Irrtümer.

handen, daſs ihm auch die Macht seines Wortes blieb, falls sich sein Traum, in den Rat des Königs aufgenommen zu werden, verwirklichte.

Im ersten Augenblick erhielt er Beifall für alle drei Anträge. Dann aber erhoben sich Bedenken. Man forderte getrennte Abstimmung oder Vertagung. Nach vielem Hin- und Herreden wurde die Vertagung beschlossen: für die beiden ersten Anträge auf unbestimmte Zeit, für den dritten auf den folgenden Tag, jedoch erst, nachdem sich Zweifel über die Willensmeinung der Versammlung erhoben hatten. Die Nacht ward dazu benutzt, Mirabeau den Sieg zu entreiſsen, den er schon gewonnen zu haben wähnte. Das einzelne ist dunkel. Wir wissen nicht, was im Jakobinerkloster vor sich ging, wo der ehemalige bretonische Klub installiert war[1]). Wir können nur vermuten, daſs Necker und seine Kollegen das Miſstrauen gegen Mirabeau auf alle Art zu steigern suchten, während Lafayette nicht das mindeste that, um ihnen entgegenzuarbeiten. Lieſs aber ein Teil der Linken Mirabeau im Stiche, dann bedurfte es nur der Hilfe der ihm feindlichen Rechten, um seine Absicht zu nichte zu machen. So verliefen die Dinge in der Sitzung vom siebenten. Von der Rechten erhob sich zuerst François de Montlosier, wie er selbst erzählt, durch einen Freund des Siegelbewahrers angespornt, um warnend auszurufen, in Mirabeaus Antrage sei ein mystischer Sinn verborgen. Er verlangte, daſs man erst im Verlaufe der Debatten über die Verfassung auf ihn zurückkomme[2]). Anders agierte Lanjuinais von der Linken, gleichfalls ein Sprachrohr von Champion de Cicé. Er soll gesagt haben: „Ein beredtes Genie reiſst euch fort und unterjocht euch; was würde erst geschehen, wenn der Mann Minister wäre!“ Für den Fall, daſs Mirabeaus Antrag durchdringe, forderte er, seinem Cahier entsprechend, daſs die Vertreter der Nation während der Legislaturperiode und drei Jahre nachher keinen Platz im Ministerium, keine Gnadenbezeugung, kein Amt, keine Pension annehmen dürften bei Strafe des Verlustes ihres Mandates und des Aktivbürgerrechtes für fünf Jahre.

---

[1]) Man sehe die Andeutungen bei A. Lameth I, 241.

[2]) Es ist klar, daſs Montlosier in seinen Memoiren I, 337—339 die Sitzungen vom 6. und 7. November zusammenwirft. Daſs Cicé auch hinter Lanjuinais stand, will er von diesem selbst gehört haben. Es wird bestätigt urch Lafayette II, 370.

Blin, dem Deputierten von Nantes, der schon den Tag vorher gegen Mirabeau das Wort genommen hatte[1]), war dies noch nicht deutlich genug. Er fügte dem Antrage Mirabeaus den Zusatz bei: „Kein Mitglied der Nationalversammlung kann während der Dauer dieser Session ins Ministerium eintreten."

Mirabeau hielt nicht länger an sich. In scheinbarer Ruhe entwickelte er alle Vorteile einer parlamentarischen Regierung, um mit der Frage zu schliefsen, ob man lieber Höflinge auf der Ministerbank sehen wolle als Vertrauensmänner des Volkes, ob Necker selbst vom höchsten Amte hätte ausgeschlossen werden sollen, wenn man das Glück gehabt hätte, ihn in den Reihen der Abgeordneten sitzen zu sehen. Schon in dieser letzten Wendung lag etwas Ironisches. Des trockenen Tones satt, fuhr er fort, er müsse glauben, dafs Blin insgeheim auf Ausschlufs bestimmter Mitglieder der Versammlung abziele. Darunter dürfe aber das heilsame Prinzip nicht leiden. „Wer sind denn diese Mitglieder? Sie haben sie schon erraten, meine Herren, der Antragsteller oder ich. Ich nenne den Antragsteller zuerst, weil es möglich ist, dafs er in seiner Bescheidenheit und Schüchternheit irgend ein grofses Zeichen des Vertrauens fürchtet, und dafs er sich einen Ausweg hat öffnen wollen, um es durch Empfehlung allgemeiner Ausschliefsung zurückweisen zu können. Ich nenne demnächst mich, weil Gerüchte, die über mich umlaufen, gewissen Leuten Angst und anderen Hoffnungen eingeflöfst haben, weil der Antragsteller wahrscheinlich diesen Gerüchten geglaubt hat, und weil er sehr möglicherweise von mir ebenso denkt wie ich selbst. Ich bin daher nicht erstaunt darüber, dafs er mich für unfähig hält, eine Mission zu erfüllen, der, wie ich fühle, wohl mein Eifer und mein Mut, nicht aber meine Einsicht und meine Talente gewachsen sind, zumal wenn sie mich der Lehren und Ratschläge berauben sollte, die ich immer in dieser Versammlung empfangen habe. Ich schlage daher das Amendement vor, den geforderten Ausschlufs zu beschränken auf Herrn von Mirabeau, Deputierten der Kommunen der Sénéchaussée von Aix. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich um diesen Preis der Versammlung die Hoffnung erhalten könnte, mehrere ihrer Mitglieder, die mein Vertrauen und meine Achtung genieſsen, Ratgeber der

[1]) Dies geht aus dem Courrier de Provence LXIII hervor.

Nation und des Königs werden zu sehen, welche beide ich stets als unzertrennlich betrachte.“

Der ätzende Spott war ebenso wirkungslos wie die besten Gründe. Mit Ablehnung aller übrigen Anträge wurde derjenige Blins zum Beschluſs erhoben. Die groſse Schlacht war verloren, aber nicht nur die eine Schlacht, sondern der ganze Feldzug. Mirabeau mochte die Niederlage mit lächelnder Miene tragen. Sein Lachen glich dem des armen Komödianten, der in seiner Rolle bleibt, auch wenn ihm der Finger des Todes ans Herz greift.

Sechstes Kapitel.

Verbindung mit dem Grafen von Provence.

Der siebente November 1789 ist der Wendepunkt im politischen Leben Mirabeaus. Aller Hoffnung beraubt, auf geradem Wege das Ziel zu erreichen, sah er sich in die Rolle des Intriganten zurückgeworfen. Statt ein grofser Minister zu werden, blieb er ein grofser Ränkeschmied, und statt vor aller Welt ein kühnes und weises Regierungsprogramm verfechten zu können, verstrickte er sich immer tiefer in ein Netz heimlicher Verschwörungskünste.

Sein Groll galt zunächst jener Versammlung, die seinen Plan vernichtet hatte. Freilich wäre nichts verfehlter gewesen, als ihr den Rücken zu kehren. Recht geflissentlich liefs er sich schon drei Tage nach der eben erfahrenen Demütigung mit einer neuen grofsen Rede über die künftige Einteilung Frankreichs hören, die von demselben Geiste staatsmännischer Mäfsigung und Vorsicht durchdrungen war wie die frühere. Er wiederholte seinen Antrag, statt der Einteilung des Landes in 80 Departements, die der Verfassungsausschufs vorgeschlagen hatte, einer Einteilung in 120 den Vorzug zu geben, bei der die räumliche Ausdehnung nicht den einzigen Mafsstab bilden sollte. Er entwickelte nochmals, dafs man auf diese Weise vermeiden könne, die Bewohner einer Provinz auseinanderzureifsen und das Räderwerk der Verwaltungsmaschinerie bedenklich zu vervielfachen. Das Feuer, mit dem er dafür sprach, bei der kühnen Umformung des Reiches „möglichst

wenig Interessen zu verletzen", war das alte[1]). Aber Freunden gestand er, dafs er sehr müde sei. Und wenn der Courrier de Provence nur vorsichtig an den Männern Kritik übte, die am siebenten November „aus persönlichen Gründen, alle gegen einen gekämpft hatten", so setzte sich Mirabeau in vertraulichen Äufserungen über seine Kollegen noch weniger Schranken als ehedem. „Die Versammlung," hatte er kürzlich gesagt, „ist ein störrischer Esel." „Bei uns," schrieb er an Mauvillon, „kann man in derselben Viertelstunde den Heroismus der Freiheit und die Anbetung der Knechtschaft erblicken." Nicht lange dauerte es, so sah er kein anderes Heil für Frankreich, als dieser „widerspenstigen, tumultuarischen Versammlung, die sich mit Vorliebe des Ostracismus bediente", möglichst den Boden zu entziehen.

Der zweite Gegenstand seines Unwillens war Lafayette. Das Benehmen des Generals war höchst zweideutig gewesen. Er hatte die Maske eines Verbündeten angelegt und im entscheidenden Augenblick doch keinen Beistand geleistet. Mirabeau zog sich von ihm zurück. Lafayette erbat sich Aufklärung durch die Vermittlung Sémonvilles und erhielt sie in einem sehr vornehm gehaltenen Briefe Mirabeaus vom 1. Dezember. Der Briefschreiber führte dem General zugleich zu Gemüte, dafs seine Unschlüssigkeit und sein Geschmack an Mittelmäfsigkeiten seinem Ruhme und dem Wohle des Ganzen unermefslichen Schaden zufügten. Sittliche Vorwürfe, die ihm Lafayette im Gefühle seiner Tugendhaftigkeit gemacht hatte, wurden im Tone gekränkter Unschuld zurückgewiesen. La Marck war mit der Sprechweise seines Freundes sehr zufrieden. „Erfolgt ein Bruch," meinte er, „so wird Lafayette im Unrecht sein." Zum förmlichen Bruche kam es nun freilich nicht. Aber das Verhältnis beider Männer blieb kühl. Mirabeau sah immer in Lafayette nur den „Grandison-Cromwell", und Lafayette in Mirabeau nichts Besseres als einen „geschickten Lumpen"[2]).

Mit der Versammlung durfte Mirabeau es nicht verderben.

---

[1]) Über seine Beteiligung an den Arbeiten der provençalischen Abgeordneten, die sich auf die neue Einteilung der Provence bezogen, ist nichts bekannt. Doch findet sich sein Name unter einer in Marseille aufbewahrten Karte des neuen Departements Bouches-du-Rhône s. Ribbe: Pascalis S. 238. Jedenfalls trat er in den Ausschüssen hinter seinem Kollegen Bouche zurück. S. namentlich dessen Mémoire Arch. parl. X, 455–459.

[2]) Morris I, 288.

Über Lafayette durfte er seine wahre Meinung nicht aussprechen. Necker brauchte er auch nicht zum Scheine zu schonen. Der „Taschenspieler“ war, wie er triumphierend wahrnahm, am Ende seiner Künste angelangt. „Er liegt,“ schrieb er an seinen Braunschweiger Freund, „in den letzten Zügen und sucht die Agonie nur zu verlängern, weil er lieber zehn Reiche zu Grunde richten würde, als seiner Eigenliebe ein Opfer zu bringen.“ Wenn er sich über Neckers „Jeremiaden“ lustig machte, so hatte er damit vor allem jenen Vortrag im Auge, durch welchen der Finanzminister am 14. November der Versammlung die unliebsamste Überraschung bereitete. Necker legte das Geständnis ab, man müsse um jeden Preis eine aufserordentliche Hilfe von 170 Millionen für das laufende Jahr und für die Anforderungen des folgenden zu finden wissen. Für die Beschaffung dieser Medizin empfahl er sein altes Rezept: Umwandlung der Diskontokasse, nach Vermehrung ihrer Aktien und Verbesserung ihrer Statuten, in eine Nationalbank, deren Privilegium eine Reihe von Jahren dauern, deren Geschäftsführung durch Kommissäre der Versammlung überwacht werden sollte. Er glaubte, die 170 Millionen alsdann in herkömmlicher Weise entlehnen zu können. Aber er hielt es für unbedingt nötig, „die ganze und volle Garantie der Nation“ einzusetzen, um ein Institut zu heben, das bereits gewaltige Forderungen, bis zur Höhe von 156 Millionen, an den Staat zu machen hatte, und dessen Lage mit jedem Tage kritischer wurde. Das Bedenkliche des Planes lag auf der Hand, auch wenn man davon absah, dafs ihm zufolge die Diskontokasse ihren ursprünglichen Zwecken immer mehr entfremdet wurde. Die Nation hatte, wie die Dinge damals standen, offenbar an und für sich nicht mehr Kredit als ihre gefährdete Gläubigerin. Und so war Neckers Vorschlag, wie Mirabeaus Journal bemerkte, nur „ein Palliativ, um die Krankheit hinauszuziehen“.

Immerhin behandelte Montesquiou, der Berichterstatter des Finanzausschusses, in seiner ebenso rosigen wie leichtfertigen Ausmalung des Budgets der Zukunft, es noch als eine offene Frage, ob der Staat sich auch ferner der bisher unentbehrlichen Krücke der Diskontokasse bedienen, oder ob er sich Stärke genug zutrauen solle, sie wegzuwerfen. Anders Mirabeau. Da ihm niemand in einer Sache, die beinahe seine persönliche geworden war, das Wort streitig machen wollte, konnte er mit

Clavières Hilfe[1]) am 20. November als der erste einen furchtbaren Ausfall gegen Necker unternehmen. Denn im Grunde traf die bittere Kritik der bisherigen Operationen einer mit dem „Ruine“ bedrohten Anstalt ihren Protektor, den bedrängten Minister, der sich sagen lassen mufste, „die Zeit der politischen Wunder“ sei vorüber. Mirabeaus Worte, in denen Ernst und Hohn gemischt waren, machten so viel Eindruck, dafs die Veröffentlichung seiner Rede beschlossen wurde. Aber dieselbe Ehre wurde seinem ehemaligen Freunde Du Pont zu teil, der Necker und die Diskontokasse — „eine Schaluppe, die mitten im Sturme die Mannschaft des Staatsschiffes gerettet habe“ — nicht ohne Gewandtheit in Schutz nahm. Der Gehilfe Turgots konnte es nicht über sich bringen, die Schöpfung Turgots im Stiche zu lassen. Auch die Aktionäre der Diskontokasse setzten sich gegen Mirabeaus leidenschaftliche Angriffe zur Wehre. Lecouteux de Cantéleu wies sie in einer ihrer Versammlungen als „verleumderisch“ zurück[2]). Lavoisier, dem die Beschäftigung mit seiner Wissenschaft Zeit liefs, im Verwaltungsrate der Diskontokasse zu sitzen, erklärte, die meisten Feinde dieser Anstalt würden durch ungerechte Vorurteile hingerissen. Beide, wennschon der zweite nur als Ersatzmann, gehörten der Nationalversammlung an und arbeiteten Mirabeau entgegen. Sie erwählte eine Kommission, um den Zustand des so oft und so schwer beschuldigten Institutes zu untersuchen, liefs sich vom Herzoge Du Châtelet und Talleyrand eingehende Berichte erstatten und kam am 19. Dezember zu einem Schlusse, der für lange Zeit auf die Geschicke des Landes einwirkte.

Der Grundgedanke Neckers, dafs der Staat nach wie vor an der Quelle der Diskontokasse schöpfen sollte, wurde angenommen. Doch ward ihr der Name einer Nationalbank versagt, der Zwangskurs ihrer Scheine nur bis zum 1. Juli 1790 erstreckt, die Summe, die sie dem Staate wiederum vorschiefsen sollte, auf 80 Millionen beschränkt. Aufserdem aber fügte die Versammlung ein Dekret hinzu, dessen Kühnheit Necker erschrecken mufste. Er hatte zwar selbst von Anweisungen gesprochen, die

---

[1]) Lucas-Montigny VII, 32 giebt zu, dafs ein Ms. Clavières vorliegt, das Mirabeau nur korrigiert hat.

[2]) Seconde Assemblée des actionnaires de la caisse d'escompte tenue le 20 Nov. 1789. Annex zu No. LXVIII des Courrier de Provence.

für den Verkauf von Domanial- und Kirchengütern auszustellen wären. Aber er wollte sie nur als Deckung für die neue Hilfeleistung der umzuwandelnden Diskontokasse gelten lassen. „Können wir," frug darauf Pétion, „nicht selbst das fingierte Zahlungsmittel herstellen? Können wir ihm nicht selbst den Grad von Vertrauen verschaffen, dessen es bedarf, um im ganzen Reiche umzulaufen?" Er traf die Ansicht der Mehrheit. Sie beschlofs, im Hinblick auf den Plan des Verkaufes von Kron- und Kirchengut, die Anfertigung zinstragender Assignaten, nicht nur um die Diskontokasse dadurch zu befriedigen, sondern im Betrage von 400 Millionen Francs. Man hütete sich noch davor, ihnen Zwangskurs durch das Gesetz zu geben. Sie erhielten ihn nur insoweit, als beabsichtigt war, Scheine der Diskontokasse an ihre Stelle treten zu lassen[1]). Necker fügte sich, da er wenigstens die Verbindung mit seiner geliebten Nothelferin gerettet hatte.

Während dieser ganzen Zeit war Mirabeau den finanziellen Debatten nur als ein aufmerksamer Beobachter gefolgt. Vermutlich sah er ein, dafs Necker noch zu fest stand, als dafs er hätte geneigt sein sollen, sein Pulver zu verschiefsen. Auch nahmen ihn andere Gegenstände in Anspruch. Er legte eine Lanze ein für die Freiheitskämpfer Corsicas wie für seine demokratischen Freunde von Genf[2]), verwandte sich für die inhaftierten Bürger von Marseille, verfocht die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden und der Schauspieler, und suchte bei den Debatten über die verfassungsmäfsigen Bedingungen von Wahlrecht und Wählbarkeit seine Kollegen für ein sorgfältig ausgeklügeltes System politischer Erziehung einzunehmen, das er als „Schlufsstein des sozialen Gebäudes" betrachtete. Indessen liefs er den ihm verhafsten Minister und seine Schützlinge nicht aus dem Auge. Die Polemik des Courrier de Provence gegen die Diskontokasse wurde mit jeder Nummer giftiger. Zwischen den Zeilen konnte jeder lesen, dafs sie in letzter Linie Necker galt. Niemand anders als dieser war unter dem Manne gemeint, der „für wie tugendhaft er auch gilt", unfehlbar tausend Gründe der Schicklichkeit und Klugheit hat, um gut angeschriebene Schurken zu schonen und bei Mifsbräuchen, die er nicht zu bessern wagt, ein Auge zu-

---

[1]) R. Stourm II, 270.

[2]) S. das Schreiben Clavières, Du Roverays, Dumonts an Volney, als Ergänzung der Rede Mirabeaus vom 29. Dez. 1789. Arch. parl. XI, 42.

zudrücken[1]). Und als am 28. November Malouet die Verantwortlichkeit für irrtümliche Angaben des Finanzausweises von Necker auf andere abzuwälzen suchte, warf Mirabeau ein: „Den Minister hat niemand beschuldigt. Wer spricht denn von einem Menschen? Wer hat an einem Menschen Interesse? Wer will den Despotismus gegen die Idolatrie eintauschen? Wir wollen von den Dingen reden, nicht von einem einzelnen Manne."

Wie hätten ihn die Beschlüsse vom 19. Dezember befriedigen sollen! Zwar hatte er selbst nicht am wenigsten dazu beigetragen, dafs das Kirchengut der Nation zur Verfügung gestellt wurde, die hinwiederum für die Kosten des Kultus, den Unterhalt der Geistlichen und die Armenpflege sorgen sollte. Aber er wollte das Geschäft der Säkularisation nicht mit Neckerschen Plänen verquickt wissen. Er schob in blindem Unmute dem Minister die Hauptschuld an dem Geschehenen zu. „Sie werden," schrieb er nach der Abstimmung an La Marck, „sehr wenig von der unsäglichen Tölpelei des Finanzministers erbaut sein, der uns den Verkauf von Kirchengütern für 400 Millionen dekretieren läfst, und dies in den jetzigen Umständen, um der Diskontokasse als Basis zu dienen und den Bankerott noch einige Wochen hinauszuschieben. Denn, soweit das in der Macht eines Menschen liegt, steuert er gerade darauf los."

La Marck war vor nicht langer Zeit auf Reisen gegangen. Er hatte Urlaub genommen, um sich in seine belgische Heimat zu begeben, wo soeben die Erhebung gegen Joseph II. glänzende Triumphe feierte. Schon längst hatte er dem „belgischen Franklin", wie die freudetrunkenen Brabanter den Advokaten van der Noot nannten, seine Dienste angeboten. Er hatte dem Revolutions-Comité von Gent geschrieben, sein letzter Blutstropfen gehöre Belgien, sei es, dafs der Kampf den alten Freiheiten des Landes, sei es, dafs er der Stiftung einer Föderativ-Republik gelten sollte. Als er sich von der Nationalversammlung verabschiedete, erklärte er, er werde sich immer eine Ehre daraus machen, ihre Lehren, Gesinnungen und Grundsätze zu verbreiten[2]). Bald genug enttäuscht, hat er sehr bereut, die Treue gegen das

---

[1]) Courrier de Provence LXXII, S. 17.

[2]) Arch. parl. X, 574. — Lettre du Prince d'Aremberg, comte de la Marck, au comité de Gand 10 Dec. 1789, enthalten im Courrier de Provence No. LXXVIII.

Haus Habsburg so weit vergessen zu haben, dafs er, wenn auch nur vorübergehend, den Führern der belgischen Bewegung seine Sympathieen zuwandte. Damals aber beherrschte ihn das Gefühl der Abneigung gegen den gewaltsam durchgreifenden Kaiser. Durch Mirabeau, den alten Gegner der josephinischen Politik, wurde er darin bestärkt. Mit Freuden sah der Verfasser der Schrift „Über die Freiheit der Schelde", wie seine Prophezeiung der Entstehung eines unabhängigen Belgiens in Erfüllung zu gehen schien. Camille Desmoulins, der geistvolle Strafsenjunge der Pariser Journalistik, seit kurzem Herausgeber des Journales „Revolutionen Frankreichs und Brabants", und schon seit dem September ein gern gesehener Genosse an Mirabeaus reichbesetzter Tafel, war seines Beifalls gewifs, wenn er den Belgiern Loblieder sang[1]).

Der lebhafte Briefwechsel, den Mirabeau mit La Marck unterhielt, bezog sich teilweise auf jene Vorgänge des Nachbarlandes. Allein den Hauptinhalt bildeten fortlaufende Berichte über die Ereignisse von Paris. Die Klage über den Mangel einer verständigen, kräftigen Regierung machte ihr Grundthema aus. „Ein starkes und weises Ministerium," dessen Seele er selbst sein wollte, wenn er ihm auch als Mitglied der Konstituante nicht angehören durfte: dies war und blieb das letzte Ziel aller Bestrebungen Mirabeaus. Vom Mifstrauen der Versammlung verfolgt, mit Lafayette gespannt, durch Neckers zähe Behauptung seines Postens gereizt, glaubte er doch noch einen Hoffnungsanker zu erblicken. Seit den Oktobertagen, wenn nicht schon früher, war der Graf von Provence ein wichtiger Stein in dem Spiele seiner politischen Berechnungen geworden. Durch den Herzog von Lévis, den die Geheimsprache seiner Briefe als „den grauen Mann" bezeichnet, behielt er Fühlung mit dem Palais Luxemburg, wo Monsieur residierte. Dafs es diesem nicht an Ehrgeiz fehlte, war klar. Skeptisch und egoistisch, von der Unfähigkeit seines Bruders überzeugt und an das Ränkespiel gegen seine Schwägerin gewöhnt, brannte er darauf, sich ihre Verlegenheiten zu Nutze zu machen. Aber er wollte mehr sein als erster Berater der Krone. Anders läfst sich ein an ihn gerichteter Brief Mirabeaus nicht auslegen, den man am natür-

[1]) Einzelheiten über Desmoulins' erste Beziehungen zu Mirabeau in seiner Korrespondenz und in Révolutions de la France et de Brabant No. 46.

lichsten in diese Zeit versetzt. „Mäfsigen Sie, ich beschwöre Sie, eine Ungeduld, die alles verderben wird. Eben weil Ihre Geburt Sie dem Throne so nahe gestellt hat, ist es so schwierig für Sie, die einzige Stufe zu überspringen, die Sie von ihm trennt. Wir leben weder im Orient, noch in Rufsland, und dürfen daher die Dinge nicht so leichtfertig behandeln. In Frankreich würde man sich einer Serail-Revolution nicht unterwerfen“ [1]). Er warnte davor, unvorsichtige Intriguen anzuspinnen, deren Ziel ihm noch unerreichbar erschien.

Das Programm, das er für ausführbar hielt, lautete anders. Es war in Kürze: den Hof dahin zu bringen, dem Bruder des Königs unter welchem Titel auch immer eine Stellung zu geben, die ihn zum Richelieu der Revolution gemacht hätte, selbstverständlich mit dem Abgeordneten für Aix als heimlichen Pater Joseph. „Der König,“ sagt er in einer Denkschrift, die er wenig später für den Prinzen ausarbeitete, „mufs seine Hingabe an die Revolution offen erklären, unter der einzigen Bedingung, dafs er ihr Haupt und Lenker sei. Er mufs dem Egoismus seiner Minister einen Repräsentanten seiner zerstreuten Familie gegenüberstellen, der nicht er selbst sein kann, weil sein Amt als König jeden Familiengeist ausschliefst, aber der zugleich eine Bürgschaft für diese Familie, gewissermafsen ihre Geifsel und das nicht ministerielle Organ des Willens des nationalen Oberhauptes bilden soll. Dann wird das Vertrauen wiederkehren, der monarchische Sinn wiedererwachen, und die Parteien, die keine Auflösung des Reiches wollen, werden sich um den Bourbonen scharen, welcher der Berater des Königs und das Haupt der Monarchisten geworden ist. Seine Wahl ist vorgeschrieben nicht nur durch die Natur, sondern durch die Notwendigkeit der Dinge. Denn alle Prinzen von Geblüt, mit Ausnahme eines einzigen, befinden sich im Zustande wirklicher oder angenommener Verschwörung und werden allgemein als die Feinde der Nation betrachtet [2]).“

Der spätere Ludwig XVIII. zeigte jedoch wenig Neigung, sich Mirabeaus Führung zu überlassen. Zwar konnte dieser dem Grafen La Marck berichten: „Im Luxemburg-Palast stirbt man

---

[1]) Louis Blanc Buch II, Kap. 7 (Éd. 1852. III, 144) nach dem Ms. von Sauquaire-Souligné leider ohne Angabe des Datums.

[2]) Lafayette II, 495 und Droz III, 100, vgl. dazu die Bemerkungen von Städtler I, 430.

vor Lust, sich vorzudrängen.“ Aber er fügte hinzu: „man zittert“, und ein anderes Mal: „man fürchtet sich zu fürchten“. Da trat Ende Dezember ein Ereignis ein, welches Monsieur bewog, sich enger an Mirabeau anzuschliefsen, um durch seinen guten Rat in einer höchst bedenklichen Lage gedeckt zu werden. Es war die Verhaftung des Marquis de Favras, welche den Prozefs dieses Edelmannes beim Châtelet und seine Hinrichtung auf dem Grèveplatze zur Folge hatte. Noch heute schwebt über diesen Dingen, die das gröfste Aufsehen machten, ein gewisses Dunkel[1]). So viel aber scheint sicher zu sein, dafs der Graf von Provence keineswegs, wie der östreichische Gesandte meinte, „nur durch lasterhafte Intriguants (Mirabeau an ihrer Spitze) als ein nützliches Werkzeug vorgeschoben worden“ [2]). Vielmehr liefs er seinerseits ein nützliches Werkzeug fallen, das sich ihm in dem begeisterten Royalisten Favras dargeboten hatte, nachdem dieser hinter Schlofs und Riegel verbracht war. Und dies um so rascher, da ganz Paris von der grofsen Verschwörung Favras' und Monsieurs redete, der Lafayette und Bailly zuerst zum Opfer hätten fallen sollen. In stürmischen Zeiten finden die wildesten Anschuldigungen am leichtesten Glauben. Der Graf von Provence ward als Helfershelfer eines monströsen Anschlages gebrandmarkt. Eine aufserordentliche Demonstration, eine öffentliche feierliche Erklärung schien nötig zu sein, um seinen Ruf wieder herzustellen. Da war es Mirabeau, der im Vereine mit dem Herzog von Lévis seine Schritte leitete. Er suchte zugleich den Prinzen gegen Lafayette auszuspielen, dessen Popularität nach den letzten Vorgängen noch zu wachsen drohte.

Am 26. Dezember erschien Monsieur vor der eigens berufenen Versammlung der Kommune von Paris, um sich in einer Rede zu rechtfertigen, die der Courrier de Provence als „ein kostbares Denkmal der Revolution“ herausstrich. Das Lob war nicht unparteiisch, denn der Begründer des Courrier de Provence selbst hatte die Rede für den Prinzen aufgesetzt. Er liefs ihn als einfachen Bürger zu seinen Mitbürgern sprechen, die erhobene Beschuldigung einer sträflichen Verbindung mit Favras weit von

[1]) S. die ausführliche Untersuchung von Alexis de Valon in der Revue des deux mondes 1851. 15. Juni T. II, Livr. 12.

[2]) Mercy an Kaunitz 28. Januar 1790. Archiv Wien.

sich weisen, an seine liberale Vergangenheit erinnern und feierlich versichern, dafs „die Autorität des Königs die Schutzwehr der nationalen Freiheit und die nationale Freiheit die Grundlage der Autorität des Königs“ bilde. Der Erfolg war durchschlagend. Nicht minder befriedigte ein Schreiben des Prinzen, in dem er der Nationalversammlung kurz und würdig von dem Geschehenen Rechenschaft ablegte. Auch hier hatte Mirabeau ihm heimlich die Feder geführt. Im Prozesse gegen Favras als Zeuge vorgefordert, hatte er sich von jedem Verdachte der Mitschuld gereinigt, ohne leugnen zu können, dafs er Favras gekannt habe[1]). Der Lauf der Dinge erfüllte ihn, obwohl Lafayettes Anhang alle Minen springen liefs, und die Königin den verhafsten Schwager unter unaufrichtigen Schmeicheleien möglichst in den Hintergrund drängte, mit neuen Hoffnungen. „Die Wirkung der einliegenden Rede Monsieurs, die man noch dazu verdorben hat,“ schrieb er an La Marck, „ist ungeheuer gewesen. Weifs er sich auf dieser Linie zu halten, so wird er den gröfsten Einfluſs gewinnen und thatsächlich erster Minister sein.“ Ähnlich äufserte er sich, als der Brief des Prinzen in der Versammlung verlesen worden war. Anfang Januar durfte er in jener für die höchste Stelle bestimmten Denkschrift Monsieurs dessen Forderung begründen, „dafs man ihn (des Königs Bruder) dem Namen nach zum Steuermann einer neuen Schiffsmannschaft mache, ohne welche das Schiff nicht weiter fahren könne.“

Allein er täuschte sich darüber nicht, dafs er noch lange nicht am Ziele stehe. „Monsieur,“ klagte er, „hat die Schwäche eines Kindes. Es ist sehr schwer, ihm beizubringen, dafs er, wenn er sich nur für vierundzwanzig Stunden einschläfern liefse, ein zweiter Herzog von Orléans werden würde ... Er erschlafft und freut sich seines Erfolges, nur wie man sich zu einer gewonnenen Schlacht Glück wünscht, die eine sehr zweifelhafte Belagerung notwendig macht.“ Er fand, dafs man ihm selbst nicht genug Vertrauen schenke und sich in einer neuen Ordnung der Dinge, „wo der Stärkste noch nicht stark genug ist“, durch alte, kleinliche Abneigung leiten lasse. „Sie wollen zu ihrem Dienste Amphibien, die das Talent eines Mannes mit der Seele eines Lakaien ver-

---

[1]) Moniteur 1790. 16. Januar, 8. Februar. Journal de Paris 9. Febr. 1790, S. 160.

binden.“ Auch mit dem Benehmen des Herzogs von Lévis war er nicht immer zufrieden. Der unvermeidliche Sémonville, der einen diplomatischen Wirkungskreis in Belgien für sich erstrebte, schien ihm „auf beiden Achseln zu tragen“, bald für den Grafen von Provence, bald für Lafayette zu arbeiten. Dieser verfolgte Mirabeaus Treiben Schritt für Schritt, und es blieb so wenig verborgen, dafs fremde Gesandte, wie der schwedische und amerikanische, es vollkommen durchschauten.

Eine Verlegenheit anderer Art erwuchs Mirabeau daraus, dafs er bald darauf einige seiner besten Gehilfen verlor. Eine ungeheure Arbeitslast lag auf seinen Schultern. Nun sah er Du Roveray scheiden, um in seiner Heimat, die sich den Verbannten öffnete, zu wirken. Bald darauf rüstete sich Dumont zur Abreise, um zu seinen englischen Freunden zurückzukehren. Die Redaktion des Courrier de Provence sagte den Genfern nicht mehr zu, und das finanzielle Ergebnis des Unternehmens war infolge der liederlichen Geschäftsführung Lejays nichts weniger als befriedigend. Mirabeau selbst fand es an der Zeit, sich von ihm zurückzuziehen, ohne mit Madame Lejay ganz zu brechen. Auch mit Pellenc gab es nicht selten Händel. So bezaubernd Mirabeau gewöhnlich im täglichen Verkehre war, so liefs er sich doch hie und da zu Ausbrüchen südlicher Leidenschaft fortreifsen. Seine Reizbarkeit wurde durch sein physisches Befinden gesteigert. Er zog sich in der rauhen Januarluft, als er vom Sprechen erhitzt aus der Versammlung kam, eine heftige Augenentzündung zu, kämpfte heroisch gegen die Schmerzen an, erschien mit verbundenen Augen im Sitzungssaale, um wieder zu sprechen, brach aber dann für ein paar Tage zusammen.

Endlich wurde am 4. Februar ein Hauptstreich gegen den Grafen von Provence, und damit gegen seinen geheimen Ratgeber geführt, wennschon weder der eine noch der andere mit Namen genannt ward. Der König erschien plötzlich und ganz ohne den alten Prunk in der Versammlung, verlas eine von verfassungsfreundlichen Gelöbnissen überfliefsende Rede und erregte dadurch einen Sturm der Begeisterung, der in sofortiger Ableistung eines Treueides gipfelte. Auch die auf den Gallerieen anwesenden Bürger und Bürgerinnen erhoben die Hände zum Schwure der Treue gegen die Nation, das Gesetz, den König. Die Kommune von Paris folgte dem Beispiele der Versammlung. In allen

Distrikten der Hauptstadt setzte sich die enthusiastische Kundgebung fort. Der Pakt, den Ludwig XVI. mit der Revolution geschlossen zu haben erklärte, schien unauflöslich zu sein. Die eine Hälfte von Mirabeaus Programm war also erfüllt: der König hatte seine Hingabe an die Bewegung offen erklärt, unter der Bedingung, ihr Leiter bleiben zu dürfen. Die andere aber, dafs den Ministern im Grafen von Provence ein Repräsentant der königlichen Familie gegenübergestellt werde, wurde stillschweigend verworfen. Lafayette und Necker hatten Mirabeaus Machinationen durchschaut, sich wider ihn verbunden und mit vereinter Kraft die Bedenken des Hofes gegen einen Schritt des Königs besiegt, der seit Wochen erwogen worden war. „Monsieur, — berichtete Neckers Schwiegersohn, der schwedische Gesandte — der mit Herrn von Mirabeau eine kleine Intrigue ins Werk setzen wollte, um in den Conseil einzutreten und sich zum Haupte der populären Partei zu machen, ist auf geschickte Art bei Seite geschoben ... Necker und Lafayette sind jetzt verbündet und können als die einzigen Stützen der Regierung betrachtet werden ... das Ministerium erscheint in diesem Augenblicke sehr fest."

Die Leser des Courrier de Provence mufsten bemerken, wie gereizt der Herausgeber des Blattes war. Er konnte nicht leugnen, dafs „die rührende Einfachheit" Ludwigs XVI. aufrichtige Huldigungen verdiene. Aber er warf den Ministern vor, dafs sie den unverletzlichen Monarchen vorgeschoben hätten, um ihre eigene Stellung zu stärken. „Sind sie nicht verantwortlich für Reden, die vom Throne ausgehen, so ist ihre Verantwortlichkeit überhaupt eine bloſse Chimäre ... Alle ihre Meinungen würden dann geheiligt, indem sie sie durch den Mund des Staatsoberhauptes vortragen lassen könnten, welches in den Augen des Gesetzes unfehlbar ist." Gegenüber La Marck sprach er höhnisch von der „Pantomime", die man erlebt habe, von den „Phrasen" des Königs, der „Feigheit Monsieurs" und dem „Komödienspiele aller Parteien".

Wiederum war ein Gebilde seiner geschäftigen Einbildungskraft in nichts zerronnen. Vom Grafen von Provence war nichts mehr für seine Zwecke zu erwarten. Beim glühendsten Bestreben, irgendwie, wäre es auch durch einen Mittelsmann, auf die Exekutive einzuwirken, war und blieb Mirabeau auf den Zauber seines Wortes in der Versammlung beschränkt. Hier fehlte es ihm denn freilich nicht an Triumphen. Der Besiegte vom siebenten

November war doch anerkanntermafsen der erste unter so vielen, welche die Lorbeeren der grofsen Redner des Altertumes nicht schlafen liefsen. Nach den Phantasieen Victor Hugos und Lamartines macht man sich mitunter ein ganz falsches Bild vom Redner Mirabeau [1]). Nichts lag ihm ferner als ungestüme Wildheit. Vielmehr kam ihm niemand darin gleich, inmitten der stürmischsten Scenen eine unerschütterliche Ruhe zu wahren. Wenige wurden durch eine so ausdrucksvolle Stimme, durch eine so natürliche Gestikulation unterstützt. Er that alles, durch sein äufseres Erscheinen den Eindruck, den er von der Tribüne aus machen wollte, zu verstärken. In seinem Anzuge war nichts vernachlässigt. Seine Frisur war kunstvoll angeordnet. „Wenn ich meine furchtbare Mähne schüttle," sagte er, „so wagt es niemand, mich zu unterbrechen." Dafs sein Gesicht von Blatternarben zerrissen war, hielt er für keinen Nachteil. „Man kennt nicht," meinte er scherzend, „die ganze Macht meiner Häfslichkeit."

In der That stand man selbst dann unter dem Banne seiner eigenartigen Persönlickeit, wenn man wufste oder ahnte, dafs ein von ihm abgelesener Vortrag — denn das Lesen bildete bei ihm wie bei den meisten Rednern der Konstituante die Regel — von einem untergeordneten Gehilfen entworfen war. Er hatte etwas vom grofsen Schauspieler, der aus einer schwachen Rolle durch die Art der Deklamation viel mehr zu machen weifs, als der Verfasser des Stückes es sich jemals hatte träumen lassen. Mitunter flocht er, voll Geistesgegenwart, Unvorhergesehenes, durch den Augenblick Gegebenes in seine Rede ein. Man bemerkte mit Staunen, wie er während des Sprechens vom Inhalte kleiner Zettelchen Nutzen zog, die ihm dieser und jener Bekannte zur Tribüne hinaufreichte. Ein Meister pathetischer oder ironischer Improvisation, wenn es galt, auf einen persönlichen Angriff zu antworten, fühlte er nur dann ein Nachlassen seiner Kraft, wenn es auf eine längere sachliche Erwiderung ankam. Im englischen Parlamente wäre er daher nicht so gut an seiner Stelle gewesen. Doch ist es unleugbar, dafs Dumont diese Schwäche der Redekunst Mirabeaus bedeutend übertreibt. Wir kennen Beispiele genug, durch die er seine Schlagfertigkeit in Beherrschung der Diskussion erwies, um zu wissen, dafs er nicht ganz so abhängig

[1]) Vortrefflich handelt hierüber Aulard: Les orateurs de l'assemblée constituante. Paris 1882. I, 171.

von seinen Mitarbeitern war, wie diese selbst in gutem Glauben es sich einbilden mochten.

In mehreren der grofsen Reden dieser Wintermonate schlug Mirabeau Töne an, die im ganzen Lande widerhallen mufsten. Wie lange war es her, dafs man sich für den Widerstand der Parlamente gegen das Königtum begeistert hatte? Nun wurde, unter dem Jubel des gröfsten Teiles seiner Zuhörer, auch diesen Inventarstücken des alten Frankreich von Mirabeau die Grabrede gehalten. Aber er hatte sein Lebenlang zu viel von den Parlamenten zu leiden gehabt, als dafs er sich das „de mortuis nil nisi bene" zum Muster hätte nehmen sollen. Gereizt durch d'Espréménil — den „Crispin-Catilina" seines satirischen Wörterbuches politischer Berühmtheiten — welcher das widerspenstige Parlament von Rennes mit kollegialischer Wärme in Schutz nahm, zermalmte er „diese Pygmäen, die sich gegen die schönste und gröfste Revolution sperren ... diese Kämpen eines Systemes, das Frankreich zweihundert Jahre der Unterdrückung eingetragen hat". „Die Zeit ist vorbei, da sie das Volk gegen den König ausspielen konnten, um ein anderes Mal die Willkür des Königs gegen das Volk auszuspielen. Die Sprache der parlamentarischen Remonstranzen ist für immer abgethan."

Ein paar Wochen darauf machte er einen ebenso heftigen Ausfall gegen das Parlament der Provence, dessen feindseliges Verhalten gegenüber Marseille, wie er zu beweisen suchte, den tieferen Anlafs zu den jüngsten Unruhen gegeben hatte. Diese ihm schon vertraute Angelegenheit beschäftigte ihn Ende Januar 1790 aufs ernstlichste. Sie war, wie er meinte, „seine eigene" geworden. Er kannte den Boden, auf dem sich die Vorgänge abgespielt hatten, wie die Persönlichkeiten auf beiden Seiten. Er wollte seine Heimatprovinz und sich selbst an diesem Parlamente rächen, das, wie er schon am 5. November 1789 bemerkt hatte, vom Sprichwort neben Mistral und Durance zu den Geifseln des Landes gerechnet wurde. Er wollte nachweisen, dafs die Dekrete der Versammlung unter stillschweigender Billigung der Minister neuerdings mifsachtet worden seien. Der Abbé Maury als Berichterstatter suchte ihn zu widerlegen, aber seine wohldurchdachten Ausführungen konnten gegen den reifsenden Strom von Mirabeaus Rede nicht aufkommen. Sobald dieser die allmächtige Nationalsouveränität gegen die alten korporativen Gewalten ins

Gefecht führte, durfte er immer auf jubelnde Zustimmung rechnen. Man sah gleichsam in ihm, dem für die Freiheit glühenden Tribunen, die Verkörperung der Revolution. Sie erdröhnte mit der Unwiderstehlichkeit einer Elementarkraft aus seinen Worten: „Nicht in vergilbten Urkunden, nicht in betrügerischen Verträgen, bei deren Abschlufs List und Gewalt sich verbündet haben, um die Menschen an den Wagen einiger übermütiger Herren zu ketten, habt Ihr die Rechte eben dieser Menschen aufgesucht. Eure Ansprüche haben mehr Gewicht. Sie sind alt wie die Zeit und heilig wie die Natur."

Anders war es, wenn er sich bemühte, Schutzwehren zu empfehlen, an denen die entfesselten Gewalten der Tiefe ein Hemmnis finden sollten. Dann verschwand der feurige Tribun hinter dem politischen Rechner, und dieser wurde nicht selten von der Mehrheit im Stiche gelassen. Ein bemerkenswertes Beispiel dafür boten die Debatten über eine für notwendig befundene Ergänzung des Martialgesetzes. Man konnte sich nicht darüber täuschen, dafs es in unzähligen Fällen ein leerer Buchstabe blieb, wo es hätte in Kraft treten sollen. Die Nachrichten über fortdauernde Angriffe gegen Personen und Eigentum aus jedem Teile des Reiches drängten sich. Häufig fehlte es den neuen Gemeindebehörden an gutem Willen oder an Mut, Gewalt mit Gewalt zu bekämpfen. In Béziers wurden fünf Steuerbeamte, die ein paar Salzschmuggler verhaftet hatten, vom wütenden Pöbel aufgehängt, und die Munizipalbeamten rührten nicht die Hand. Mirabeau stimmte keineswegs in den Ruf derer ein, die deshalb eine Diktatur forderten. Er wetteiferte geflissentlich mit Robespierre, seinen Abscheu davor auszudrücken und war so grausam, anzudeuten, dafs diese Diktatur den Ministern eben recht sein würde, um sich der auf ihnen ruhenden Verantwortlichkeit zu entziehen. Aber er verlangte, dafs in Zukunft Gemeindebeamte, welche im vorgeschriebenen Falle Verkündigung des Martialgesetzes unterlassen hätten, bestraft und persönlich für jeden Schaden haftbar gemacht werden sollten. Eben diese sehr praktische Bestimmung liefs man aus dem Dekrete weg, über das man sich einigte. Man dürfe, wurde gegen Mirabeau eingewandt, die neuen Gemeindebeamten, die schon eine so grofse Last zu tragen hätten, nicht entmutigen und zum Verzichte auf ihre Stellen treiben.

Noch viel tiefer hatten seine schon erwähnten Vorschläge einer politischen Erziehung wirken sollen, die er der Verfassung

eingefügt wissen wollte. Sie liefen darauf hinaus, mit der Zeit, da man für den Augenblick das Material nehmen mufste, wo es sich fand, einen Kern geschulter Kandidaten zu Nutz und Frommen der Wähler und des Landes heranzubilden. Vom 1. Januar 1797 an sollte niemand Mitglied der Nationalversammlung werden, wenn er es nicht schon einmal gesessen, oder wenn er nicht wenigstens zweimal in einer Versammlung eines Departements, eines Distriktes, einer Stadtbehörde gewesen, oder drei Jahre hindurch ein öffentliches Amt verwaltet hätte. Vom Jahre 1795 an sollte niemand einer Departementsversammlung angehören, wenn er nicht bereits in der Distrikts- oder Gemeindeversammlung praktische Erfahrungen gesammelt hätte. Um diese einschränkenden Bestimmungen annehmbar zu machen, sollte schon ein Alter von einundzwanzig Jahren zur Bekleidung eines Gemeindeamtes genügen [1]).

Diese Empfehlung eines Systemes gradueller Wahlen wird verständlich, wenn man bedenkt, dafs die alte Regierung, welche sich in der Rolle der Vorsehung gefiel, die Bürger eines grofsen Volkes viele Menschenalter hindurch von der Beschäftigung mit den öffentlichen Angelegenheiten möglichst fern gehalten hatte. Aber ganz unfranzösisch, wie die Idee war, stammte sie nicht aus Mirabeaus Kopfe. Sie gehörte Dumont an, der sie von seinem Landsmanne Rousseau entlehnt haben wollte. Allein die Berufung auf den „unsterblichen Verfasser des Contrat social" konnte einen Vorschlag nicht retten, gegen den sich von den Anhängern des Grundsatzes möglichster Gleichheit sehr vieles vorbringen liefs. Umsonst betonte Mirabeau in einer Rede, die ihm Dumont vorbereitet hatte, Politik sei eine Wissenschaft, Verwaltung sei Wissenschaft und Kunst zugleich; bei beiden dürfe man die Erfahrung nicht verachten. Umsonst suchte er zu erweisen, dafs man nach seinem Plane das kleinste Amt mit dem höchsten Ehrenposten gleichsam in Verbindung setzen, und auf solche Art den Gemeingeist auf den unteren Stufen bedeutend fördern werde. Mit dem Worte, es gelte die Menschenrechte in Schutz zu nehmen, hatte Barnave leichtes Spiel gegen den Antragsteller. Als

[1]) Man wird es verzeihlich finden, wenn hiemit auf die Debatten des Dezembers 1789 zurückgegriffen wird. S. Dumont 239 ff. und Courrier du Provence No. LXXVII und LXXIX.

man in einer der nächsten Sitzungen die vertagte Debatte wieder aufnahm, stellte sich von der Linken Duport an Barnaves Seite mit der Frage: „Wie kommt es, dafs ein Mann, der immer die Freiheit verteidigt zu haben scheint, vergifst, dafs das Recht, unter einer grofsen Zahl von Wettbewerbern zu wählen, dem Volke eine gute Vertretung sichert?“ Von der Rechten aber rief Mirabeaus Bruder: „Welcher gute Bürger mufs erst durch die Hoffnung auf einen höheren Platz angelockt werden, einen niedrigeren einzunehmen, auf dem er dem Vaterlande nützen kann? Dieser gute Bürger wäre ein Intrigant. Der Antrag zielt darauf, aus jeder Wahl einen Herd von Intriguen zu machen.“ Mirabeau mufste es hinnehmen, dafs sein Antrag auf unbestimmte Zeit zurückgelegt, d. h. dafs er auf anständige Art begraben wurde [1]).

Erfahrungen dieser Art werden ihn bestimmt haben, bei den wichtigen Verhandlungen über die Einrichtung der neuen Verwaltungsmaschinerie zu schweigen. Er durchschaute, wohin sie führte. Sie nahm der Regierung jeden wirksamen Einflufs. Dem König blieb wenig mehr als das Ehrenrecht, dafs die Ausübung der Amtsbefugnisse in seinem Namen geschah. Mirabeau hat dies später die „Zerstörung der Monarchie“ genannt. Er hat alle Fehler des neuen Systemes in geheimen Denkschriften bloſsgelegt. Wenn es nicht hielt, was seine Urheber von ihm gehofft hatten, so gehörte er nicht zu den Enttäuschten.

Überblickte er den ganzen Verlauf der Dinge seit seiner schweren Niederlage vom November, so verdüsterte sich ihm die Zukunft. Er sah die Krisis des revolutionären Fiebers herannahen und keinen kundigen und willensstarken Arzt zur Stelle. Die Auflösung schritt immer weiter. Untrügliche Zeichen kündigten ihm den Bürgerkrieg an. Aber nirgends zeigte sich ein Retter, weder am Hofe, wo er nur „ein groteskes Gemisch von alten Ideen und neuen Projekten, von kleinen Abneigungen und kindischen Wünschen, von Wollen und Nichtwollen, von Fehlgeburten der Liebe und des Hasses“ wahrnahm, noch in Necker, der nicht wufste, „was er konnte, was er wollte, was er sollte“, noch in Lafayette, der „weder die Kraft hatte, ein gutes, noch den

---

[1]) S. einen interessanten Artikel von Marat darüber im Ami du peuple No. LXXI.

Mut, ein schlechtes Ministerium zu bilden". Sich selbst aber sah er ein wenig beneidenswertes Loos beschieden. „Immer darauf beschränkt, zu raten," schrieb er La Marck, „niemals in der Lage zu handeln, werde ich wahrscheinlich das Schicksal der Kassandra haben. Ich werde immer die Wahrheit voraussagen, und man wird mir niemals glauben."

Siebentes Kapitel.

Im Dienste des Königs. Debatten über das Recht des Krieges und des Friedens.

Mitte März 1790 kehrte der Graf La Marck nach Paris zurück, ein Ereignis, das für Mirabeaus Bestrebungen höchst wichtig zu werden versprach. La Marck kam nicht ungerufen. Dem östreichischen Gesandten, Grafen Mercy, dem erfahrenen Diplomaten und Berater des Königspaares, war La Marcks Verkehr mit Mirabeau nicht entgangen. Er verkannte nicht, was Mirabeau bedeutete. Er suchte Ludwig XVI. wie Marie Antoinette davon zu überzeugen, wie nützlich es sein würde, ihn sich dienstbar zu machen, und er hoffte dabei auf die Hilfe La Marcks. Zwar war der belgische Edelmann, da er sich einen Augenblick mit den Revolutionären seiner Heimat eingelassen hatte, verdächtig. Aber man konnte auf seine im Grunde loyale Gesinnung bauen, die sich denn auch nicht verleugnete, als nach Josephs II. jähem Ende Leopolds geschickte Hand die Zügel ergriff[1]). Mercy fand ihn sehr bereit, über Mirabeaus politische

[1]) La Marcks Verhältnis zu der Bewegung in Belgien wird von einem seiner Freunde folgendermafsen in einem Briefe vom 21. Dezember 1789, als er eben Paris verlassen hatte, charakterisiert: „Il est déjà parti. Son système est de conserver à l'empereur les provinces, dans le cas que les Brabançons veuillent un souverain, et il dit qu'il ne sera jamais leur homme, s'ils ont le projet de se donner à un autre, mais que s'ils veulent s'établir en république fédérale et vivre désormais indépendants il examinera leurs moyens et il verra, si leurs projets peuvent se réaliser.“ Züricher Staatsarchiv, Korrespondenz des Generals von Salis-Marschlins. (S. über ihn Pingaud: Correspondance du comte de Vaudreuil et du comte d'Artois pendant l'émigration. Paris, Plon 1889. I, 105. II, 293.) Man vergleiche damit die Bemerkungen in einem Mémoire des älteren Stein 23. Januar 1790 bei Ranke: Die deutschen Mächte und der Fürstenbund, S. W. XXXI. XXXII, 383.

Grundgedanken Auskunft zu geben. Er fand ihn auch sehr geneigt, die Verbindung Mirabeaus mit dem Könige und der Königin anzubahnen, was seinen eigenen Wünschen entsprach. Nur forderte La Marck, um völlig gedeckt zu sein, dafs Mercy selbst mit Mirabeau rede. Der Gesandte bedachte sich längere Zeit, ehe er einwilligte. Im tiefsten Geheimnis hatte er alsdann Anfang April in La Marcks Hotel eine Zusammenkunft mit Mirabeau, bei der es zu einer offenen Aussprache kam. Sie schieden, gegenseitig voneinander sehr befriedigt: der Tribun erstaunt über das richtige Urteil des Diplomaten, der Gesandte, überzeugt davon, dafs der Wortführer der Revolution danach lechze, sich der Monarchie als Retter anzubieten.

Eine Audienz La Marcks in den Tuilerieen führte die Angelegenheit einen Schritt weiter. Auch hier trug man Sorge, keinem fremden Auge Einblick zu gewähren. Die Königin bestätigte, dafs man Mirabeaus Dienste in Anspruch nehmen wolle. Der König wünschte etwas Schriftliches von ihm in der Hand zu haben, aus dem er seine Meinung ersehen könne. Der Faden war angeknüpft. Um sich noch eines Getreuen als Zwischenträgers zu versichern, wurde der Erzbischof von Toulouse, Herr von Fontanges, ins Vertrauen gezogen. Er war Mitglied der Versammlung und hatte als ehemaliger Almosenier Marie Antoinettes häufig Zutritt bei ihr, so dafs sein Kommen und Gehen keinen Argwohn erwecken konnte. Indessen verliefen die Dinge denn doch nicht so rasch und so glatt, wie La Marcks Erinnerung es sich später ausgemalt hat[1]). Mirabeau fafste allerdings die Eröffnungen seines Freundes mit sanguinischem Eifer auf. Endlich winkte ihm, was als lockendes Trugbild so oft seine Sinne geäfft hatte. An allen Thüren hatte er angeklopft, um Einfluſs auf die Regierung zu erlangen und sie mit seinem Geiste zu erfüllen. Überall war ihm ein „Zurück“ entgegengerufen worden. Jetzt machte der Herr des Hauses selbst Miene, ihm Einlafs zu gewähren. Aber nur ein kleines Hinterpförtchen sollte ihm aufgethan werden, und es war keineswegs sicher, dafs

[1]) Die Chronologie in La Marcks Erzählung stimmt nicht mit den Daten der Aktenstücke. Auch läfst er in seinem autobiographischen Berichte M. de Fontanges zu spät auftreten. Man wird mit Geffroy: Gustave III etc. II, 337 ausnahmsweise den Brief Marie Antoinettes an den Baron von Flachslanden 22. April 1790 (Feuillet de Conches I, 304–306) für echt halten und hier noch herbeiziehen dürfen.

er der einzige sein würde, dem man erlaubte, als verkappter Ratgeber hindurchzuschlüpfen. Dies aber war das erste, was er forderte: unbegrenztes Vertrauen. La Marck schrieb es dem Erzbischofe von Toulouse, und fügte noch eine Bemerkung über das Ministerium im Hinblick auf Mirabeau hinzu, deren Sinn nur erraten werden kann. Der Prälat trug jedoch Bedenken, das eine oder das andere an höchster Stelle zu berühren.

In der That fehlte hier viel daran, dafs man Mirabeau unbegrenztes Vertrauen geschenkt hätte. Marie Antoinette konnte nicht vergessen, wie giftige Pfeile er gegen sie verschossen hatte. Sie leugnete nicht, dafs sie seit den verhängnisvollen Oktobertagen eine Art Abscheu gegen ihn, als orleanistisches Werkzeug, empfunden habe, und schien erst aufzuatmen, als La Marck ihr versicherte, sein Freund sei an jenen Greueln ganz unschuldig. Sie ward indessen so wenig überzeugt, dafs sie La Mark selbst wegen seiner Intimität mit Mirabeau niemals so unbedingt vertraute, wie er es sich einbildete. Dem schwerfälligen Denkvermögen des Königs wurde es noch weniger leicht gemacht, an Mirabeaus Aufrichtigkeit zu glauben. Es gab einen Punkt, bei dessen Berührung auch dieser phlegmatische Geist in Wallung geriet: das Ansehen der Kirche, an deren alleinseligmachende Kraft er glaubte. Nun hatten sich die Debatten über den Verkauf des Kirchengutes eben damals, als Mercy mit Mirabeau anknüpfte, zu einer Leidenschaftlichkeit gesteigert, wie sie selbst in den heifsesten Tagen der Versammlung noch nicht vorgekommen war. Die Rechte suchte die Frage auf ein anderes Feld hinüberzuspielen, indem sie dem Antrage des arglosen Karthäusers Dom Gerle zujubelte, die katholische Religion für immer als die der Nation zu erklären und ihren Kultus allein als den öffentlichen zu betrachten. Alsbald erkannte Dom Gerle, dafs er zu viel gesagt habe. Virieu nahm aber seinen Antrag wieder auf. Maury trotzte dem Toben der Mehrheit, die auf Schlufs der Debatte drängte. Mirabeaus Bruder verschwor sich, eher auf seinem Platze das Leben zu lassen, als jene Erklärung preiszugeben. Der Marquis d'Estourmel, Deputierter des Cambresischen Adels, erinnerte an ein Gelöbnis Ludwigs XIV., in Cambrai nur katholischen Gottesdienst dulden zu wollen. Da brach Mirabeau in die Worte aus: „Wenn man sich historische Hinweisungen erlaubt, so bitte ich, nicht zu vergessen, dafs ich von dieser Tribüne aus das Fenster wahrnehme, von

welchem ein französischer König, dem fluchwürdige Verschwörer, weltliche Interessen mit den heiligen Interessen der Religion vermischend, die Flinte in die Hand gedrückt hatten, den Signalschufs der Bartholomäusnacht abfeuerte.“ Konnte es dem Nachfolger jenes Königs erwünscht sein, wenn durch solche Erinnerungen die brennenden Wunden noch mehr gereizt wurden?

Wenige Tage nachher, am 19. April, gefiel sich der Redner in einer anderen Anspielung, die für Ludwig XVI. unmittelbar etwas Peinliches haben mufste. Das Mandat mehrerer Abgeordneten war dem Ablaufen nahe, da ihre Wähler es nur auf ein Jahr gegeben hatten. Man beschlofs, sich darüber hinwegzusetzen, weil aus den alten Reichsständen eine Konstituante geworden sei, die geschworen habe, sich vor Vollendung der Verfassung nicht zu trennen. Die Rechte protestierte durch den Mund Maurys, welcher zu wissen verlangte, was die Vertretung der Baillages des Reiches zu einem Konvente der Nation habe machen können. „Wir sind es geworden,“ rief ihm Mirabeau zu, „an dem Tage, da wir unseren Sitzungsaal verschlossen, da wir ihn durch die Bajonnette abgesperrt und entweiht fanden, an dem Tage, da der Despotismus uns in ruchlosem Wahnwitze hat hindern wollen, unsere heilige Mission zu erfüllen.“ Und er endigte unter unbeschreiblichem Beifallssturme mit der Anführung des Ciceronianischen Wortes: Ich schwöre, dafs ich das Gemeinwesen gerettet habe, auf dessen Anwendung er der Versammlung ein unumstöfsliches Recht zusprach.

Wenn solche Äufserungen nicht danach angethan waren, Mirabeaus Loyalität ins hellste Licht zu setzen, so ergab sich ein Hindernis anderer Art für die Annäherung aus dem Verhältnis beider Teile zum Ministerium. Noch immer trug es Neckers Namen. Darin war man beiderseits einig, diesen Namen zu verwünschen. Die Königin hatte dem lehrhaften Puritaner niemals verziehen, dafs sein Wille den ihrigen so oft gekreuzt hatte. Der König gestand La Marck, dafs er an Neckers Talent, sich in der Versammlung eine starke Partei zu bilden, verzweifle. Es konnte Necker bei Hofe nicht beliebter machen, dafs er sich eben damals das sogenannte rote Buch entreifsen liefs, welches die Ausplünderung des Staatsschatzes durch hoch- und niedriggeborene Günstlinge vor ganz Frankreich enthüllte. Was aber Mirabeau betrifft, so war sein abfälliges Urteil über Necker um so schonungsloser hervorgetreten, je schwieriger sich die Amtsführung

für diesen gestaltete. Am 26. Februar hatte er sich über die „finanzielle Diktatur“ eines Ministers beklagt, der stets nur blindes Vertrauen beanspruche, aber niemals eine zuverlässige Übersicht von Soll und Haben vorlege. Er wagte es, daran zu erinnern, dafs Caligula sogar sein Lieblingspferd zum Konsul habe machen können und überliefs die Auffindung der boshaften Analogie seinen Hörern. Am 18. März hatte man das seltene Schauspiel erlebt, die sonstigen Antipoden, Mirabeau und Maury, Arm in Arm zu sehen. Der erste fand die dringende Frage des zweiten ganz am Platze, ob die Abgeordneten von einem Finanzminister ohne Plan und Aufrichtigkeit sich noch länger wie unmündige Kinder behandeln lassen sollten. Acht Tage nachher hatte Mirabeau eine sich zufällig darbietende Gelegenheit benutzt, seinen Kollegen aufs neue die konstitutionelle Grundwahrheit zu Gemüte zu führen, dafs es den Ministern nicht erlaubt sein dürfe, ihre Verantwortlichkeit durch königliche Botschaften ohne Gegenzeichnung aufheben zu lassen. „Ohne Zweifel wäre es bequem für sie, wenn sich ihnen in einem Labyrinthe von Schwierigkeiten, in dem sie sich verirrt haben, auf diese Art ein rettender Faden darböte. Aber es ist ihre Sache, ihn uns zu zeigen, wenn sie ihn kennen.“ Er nannte niemanden bei Namen, allein er spielte offenbar auf Necker an, um dessen Geschäftskreis es sich handelte.

Was ihm aber die tiefste Verachtung Neckers einflöfsen mufste, war dessen schwächliche Haltung gegenüber dem Drängen der Versammlung auf Umwandlung der vierhundert Millionen Assignaten in ein förmliches Papiergeld mit Zwangskurs. Bisher hatte das Gesetz ihnen diesen Charakter nicht verliehen. Eine starke Strömung der Geister zielte aber darauf ab, ein Universalheilmittel zu empfehlen, das man sich mit so geringer Mühe verschaffen konnte. Die wachsende Ungeduld, die Kirchengüter auf den Markt zu bringen, der glühende Wunsch, mit den verhafsten Klöstern den Anfang zu machen, die bequeme Vermittlung der Munizipalitäten, die sich als erste Übernehmer und Einzelverkäufer anboten: alles das diente zur Beförderung der entscheidenden Beschlüsse vom 16. und 17. April 1790.

Mit ungezügeltem Eifer hatte Clavière seit dem März im Courrier de Provence die Schöpfung des verhängnisvollen Papiergeldes verfochten, in dessen Zeichen, um mit dem Schatzmeister im zweiten Teile des Faust zu reden, jeder „selig zu werden“ hoffte. Gegen die Gefahren der Zukunft war Clavière völlig verblendet.

Er bezweifelte nicht, dafs das neue Zahlungsmittel „über Unwissenheit, Vorurteile, bösen Willen glänzend triumphieren würde". Mirabeau war anderer Ansicht. Er, der den Zwangskurs der Scheine der Diskontokasse so heftig bekämpft hatte, konnte den Zwangskurs der Assignaten nicht befürworten. Sie waren, was er in einer Rede am 1. Oktober 1789 ein Anlehen „mit dem Säbel in der Hand" und „die wandernde Pest" genannt hatte. Er hatte damals gefordert, dafs bei der Herstellung eines Staatspapieres eine verfügbare Hypothek vorhanden sei und ein Termin für seine Einlösung in barem Gelde gesetzt werden müsse. Ob die Kirchengüter auf die Dauer der ersten Forderung zu genügen vermöchten, war sehr zweifelhaft. Dafs die zweite Forderung unerfüllt bleiben würde, war gewifs. Demnach trennte sich Mirabeau hier von seinem gewohnten Mentor in Finanzsachen. Wagte er es nicht, öffentlich gegen ihn aufzutreten, so machte er in Briefen aus seinem Unmute kein Hehl. Er zog seine Hand vom Courrier de Provence ab. Das von ihm begründete Blatt geriet immer mehr unter den Einflufs Clavières, der seit kurzem in dem jungen Jean Baptiste Say einen Gehilfen gefunden hatte[1]).

Necker, dem Leiter des Finanzwesens, wäre es nicht erlaubt gewesen, nur in vertraulichen Äufserungen die Schaffung des neuen Papiergeldes im Betrage von 400 Millionen zu bekämpfen. Überzeugt von der Verderblichkeit des tollkühnen Experimentes, wie er es war, hätte er die Pflicht gehabt, seinen Posten zu verlassen, wenn es ihm nicht gelang, die Versammlung von der Ratsamkeit äufserster Vorsicht zu überzeugen, die er in

---

[1]) Mirabeau an Mauvillon S. 511, Juni 1790: „Il y a trois mois que je ne me mêle plus de ce journal et qu'il a tourné le dos à mes principes en finances. Soit montré aux assignats-monnaie etc. etc." Mit Unrecht macht Stourm II. 272 schon für den Frühling 1790 Mirabeau zum Verteidiger der Assignaten. Dafs die „observations nécessaires" und andere auf die Frage der Assignaten bezügliche Artikel des Courrier de Provence im März und April von Clavière herrühren, wird durch eine Stelle in No. CXXIX, wo Clavières Name genannt wird, bezeugt. Daher denn auch der Courrier de Provence No. CXCIII Clavière als „créateur des assignats" preisen konnte. Eine Stelle in Clavières „Seconde suite des observations nécessaires sur le mémoire de M. Necker" Courrier, Band VII, 321, wo die Assignaten und die Billets der Diskontokasse zum Vorteile der ersten verglichen werden, scheint unmittelbar gegen Mirabeau gerichtet zu sein. Say wird Ende Februar 1790 als „directeur du bureau du Courrier de Provence No. 16 rue de l'Échelle" genannt.

langatmigen und sentimentalen Denkschriften tauben Ohren predigte. Statt dessen war er selbst der herrschenden Strömung durch den Vorschlag einer Emission von Papiergeld, der allerdings enge Schranken gezogen sein sollten, entgegengekommen. Im Gefühle seiner zunehmenden Machtlosigkeit hatte er aber zugleich den Wunsch nicht unterdrückt, die Verantwortlichkeit der dornenvollen Verwaltung des Finanzwesens künftig mit der Volksvertretung zu teilen. Noch war kein halbes Jahr vergangen, seit jener Beschluſs vom 7. November 1789 Mirabeaus Plan für immer vernichtet hatte, zwischen der Exekutive und der Repräsentation eine Brücke zu schlagen. Jene Niederlage Mirabeaus war ein Erfolg Neckers gewesen. Und nun war es Necker, der dringend die Bildung eines Schatzamtes empfahl, welches gröſstenteils aus Mitgliedern der Konstituante bestehen sollte. Die Versammlung zeigte sich jedoch weder im einen noch im anderen Punkte willig. Bei der Umwandlung der Assignaten kehrte sie sich nicht an seine Mahnungen, langsam und vorsichtig zu Werke zu gehen. Auch fehlte ihr die Neigung, einen Teil der Verantwortlichkeit auf ihre Schultern zu nehmen. Necker aber blieb, obwohl er schon mehrfach von seiner geschwächten Gesundheit gesprochen hatte, und deckte mit seinem Namen eine Entwicklung der Dinge, die thatsächlich seinen schwachen Händen entschlüpft war, und die er im Grunde seines Herzens verabscheute.

Man hätte denken sollen, daſs bei dieser Sachlage Mirabeaus offener und heimlicher Kampf gegen das Ministerium Necker endlich mit Erfolg gekrönt worden wäre. Erst damit wäre das Feld für die Bildung einer neuen Staatsverwaltung frei geworden, auf die er hätte wirken können, wenn es ihm nach dem Dekrete vom 7. November 1789 auch verboten war, an ihr teilzunehmen. Allein das Königspaar dachte nicht daran, nochmals eine Entlassung des Ministeriums Necker zu wagen. Die Erinnerung an die Einnahme der Bastille war zu frisch. Noch weniger aber konnte ihm in den Sinn kommen, Necker oder einen seiner Kollegen in das Geheimnis der Verhandlungen mit Mirabeau einzuweihen. La Marck sah sofort ein, wie schief die Stellung seines Freundes dadurch werden würde. Allein die Forderung Ludwigs XVI., kein Glied des Ministeriums etwas von der erfolgten Anknüpfung erfahren zu lassen, war ihm Gebot.

Will man wissen, warum es nicht möglich war, sich Neckers zu entledigen, so wird man die Persönlichkeit Lafayettes nicht

aufser Acht lassen dürfen. Der Kommandant der Nationalgarde konnte kraft dessen, was er war und was er schien, noch immer als die einflufsreichste Persönlichkeit gelten. Solange er Necker stützte und dieser nicht freiwillig ging, war keine Änderung durchzuführen. Lafayettes Bündnis mit Necker war aber seit dem Februar fester als je. Der vergötterte General fand seine Rechnung dabei, Necker die Bürde seines Amtes weiter tragen zu lassen, während er selbst im Hintergrunde stand, dem Könige gute Lehren gab und in inneren wie auswärtigen Angelegenheiten seinen Willen fühlbar machte. Mirabeau erkannte, dafs er keine Mühe scheuen dürfe, sich mit Lafayette ins Einvernehmen zu setzen. Die Aufgabe bot freilich ungeheure Schwierigkeiten. Seit dem Prozesse von Favras war Lafayettes Verhältnis zu ihm noch kühler geworden. An dem Tage der Hinrichtung von Favras schrieb Lafayette einem Bekannten: „Man hat mir vorgeschlagen, ich solle mich mit Mirabeau verständigen. Ich habe geantwortet. Ich liebe ihn nicht, achte ihn nicht, fürchte ihn nicht. Ich sehe nicht ein, warum ich eine Verständigung mit ihm suchen sollte.“ Diese Stimmung konnte Mirabeau nicht verborgen bleiben. Dennoch wagte er es, einen Fühler auszustrecken. Er wurde dazu durch die Wahrnehmung ermutigt, dafs die Barnave, Duport und Lameth, denen er viel nachzutragen hatte, seit einiger Zeit sich von Lafayette zurückzogen.

Noch war er mit den Tuilerieen nicht handelseinig, als er am 28. April den General durch ein Schreiben überraschte, wie es nicht leicht ein anderer abzufassen im stande gewesen wäre. Schmeicheleien und Aufrichtigkeiten, Hingabe an das Wohl der Gesamtheit und unverhülltes Eingeständnis der eigenen Bedürftigkeit waren in diesem Aktenstücke so wunderbar gemischt, dafs es schon einer sehr starken Widerstandskraft bedurfte, um sich von dem Zauber, den die Worte des Schreibers ausströmten, nicht fangen zu lassen. Er gestand unbedingt zu, dafs Lafayette durch seine Vergangenheit einen Anspruch darauf erhalten habe, der erste Mann des Landes zu sein, dafs der gesundeste Teil der Nation darin das Heil erblicke, und dafs bei dem Freunde Washingtons von solcher Machtfülle nichts zu fürchten sei. Aber „mit dem Ungestüme seines Talentes, seiner Kraft, seines Mutes, mit dem Durste nach Ruhm, mit dem Namen, den er sich schon gemacht“, nahm er für sich selbst das Recht in Anspruch, „nicht neutral zu bleiben“.

Warum nun, bei gleicher Erkenntnis der drohenden Anarchie, mit den beiderseitigen Machtmitteln und Gefolgschaften von Freunden sich nicht verbinden? Warum nicht „inmitten der Spaltungen wenigstens einen Sammelpunkt bilden, um die Meinungen durch die Menschen zu vereinigen, da man die Menschen nicht durch die Meinungen vereinigen kann?“ Mirabeau erklärte sich bereit dazu. Er gelobte, „sich nie von Lafayette zu trennen“, vorausgesetzt, dafs dieser in seine Hand einschlage. Was er zunächst von dem Partner forderte, war Deckung gegen seine Verleumder, Erlösung von den Fesseln, die jeden seiner Schritte im Privatleben hemmten und die er auch als öffentlicher Charakter nachschleifte. Unverblümt gesprochen hiefs dies letzte. Bezahlung seiner Schulden. Er fügte noch etwas anderes hinzu: Jene Gesandtschaft am goldenen Horn, die er ein halbes Jahr zuvor weit von sich gewiesen hatte, erschien ihm jetzt begehrenswert. „Der politische Horizont Europas hat sich verändert, . . . in Konstantinopel entdecke ich in diesem Augenblicke den Hebel zu einem bisher ganz unbekannten Einflusse . . dort ist vielleicht die einzige Möglichkeit vorhanden, Frankreich fast ohne Aufwand von Kraft wieder zu seinem politischen Ansehen zu verhelfen.“

Erinnert man sich, welche Rolle eben damals, dank der Spannung zwischen Preufsen und den Kaiserhöfen, die Türkei in den Plänen der europäischen Staatsmänner spielte, so wird man Mirabeaus Worten eine innere Wahrheit nicht abstreiten können. Aber waren sie ehrlich gemeint? Mirabeau hatte sich nicht „exilieren“ lassen wollen, zu einer Zeit, da ihm noch die Hoffnung winkte, Minister zu werden. Damit war es freilich vorbei, aber soeben eröffnete sich ihm die Aussicht, hinter dem Rücken der Ministerstatisten der wirkliche Berater der Krone zu werden. Und dann: blieb ihm nach dem Beschlusse vom 7. November 1789 überhaupt eine Wahl? War ihm, als Abgeordneten, die diplomatische Laufbahn nicht gleicherweise verschlossen wie die ministerielle, so dafs er heimlich höchstens den Gehalt eines Gesandten hätte einstreichen und seine Ernennung nur als einen Wechsel auf eine entfernte Zukunft betrachten können?

Diese Erwägungen allein konnten genügen, um Lafayettes Mifstrauen gegen den Briefschreiber bestehen zu lassen. Er hütete sich, gemeinsame Sache mit Mirabeau zu machen, wennschon er aus der Zurückhaltung, die er ihm gegenüber an-

genommen hatte, heraustrat. Bei wichtigen Anlässen kam es zu Verhandlungen zwischen beiden Männern. Mirabeau suchte sich eines gemeinsamen Vorgehens in der Versammlung zu versichern. Botschaften zwischen ihm und dem General gingen hin und her. Von seinen Gehilfen war Pellenc der Vertrauensmann, der den Gedankenaustausch vermittelte. Höchst unsicher blieb aber das ganze Verhältnis, und Mirabeau hatte gerechte Ursache, sich darüber zu beklagen, dafs Lafayette ihn immer von oben herab behandelte und an Verabredetes sich häufig nicht gebunden hielt[1]).

Noch in der ersten Hälfte des Mai bot sich ein Beispiel dafür. Es handelte sich wieder um Marseille, wo sich immer frischer Zündstoff aufhäufte. Kaum war daselbst nach Bildung der neuen Munizipalität die aufserordentliche Truppenmacht zurückgezogen, die seit den Unruhen von 1789 in die Stadt eingerückt war, als Volk und Nationalgarde sich der Forts bemächtigten, wobei am 1. Mai ein höherer Offizier massakriert wurde. Die Regierung traf Gegenmafsregeln und suchte von der Versammlung die Erlaubnis nach, einem ihrer Mitglieder, dem Grafen de Crillon, das Kommando in der aufgewühlten Stadt anzuvertrauen. Mirabeau wufste, dafs die Vorgänge von Marseille nur ein Symptom von vielen waren. In Grenoble, Nîmes, Montauban erlebte man Ähnliches. Es schien ihm unbedingt nötig, alles zu vermeiden, was die Erregung der Geister steigern konnte. Diesen unerwünschten Erfolg mufste aber eine Vorladung von Mitgliedern der Munizipalität aller Wahrscheinlichkeit nach haben, weil sie damit in der Rolle einer Angeklagten erschienen wäre. In der richtigen Voraussicht, dafs ein solcher Vorschlag gemacht werden würde, war Mirabeau mit Lafayette übereingekommen, ihn nicht zu unterstützen. Er fand das Interesse der Exekutive wie das der Stadt am besten gewahrt, wenn man die Mafsregeln des Königs billige, die weitere Prüfung aber dem Comité des Rapports überlasse. Als jedoch Larochefoucauld beantragte, zwei Mitglieder des Gemeinderates von Marseille an den Schranken der Versammlung zu vernehmen, blieb es Mirabeau überlassen, ein Wort für die Stadtbehörde einzulegen.

---

[1]) Alles dies ergiebt sich aus Mirabeaus Briefen an Lafayette vom 13. Mai und 1. Juni 1790 bei Bacourt, sowie aus Pellenc' Brief (vom 29. Mai 1790) an Lafayette in dessen Mémoires II, 459.

Ja, noch mehr: er sah sich genötigt, eine Selbstverteidigung einfliefsen zu lassen. Unvorsichtigerweise hatte er vom 5. Oktober 1789 gesprochen und gefragt: „Warum sollte hier der 5. Oktober kein Verbrechen sein, wohl aber der erste Mai in Marseille?“ Das genügte, um die Verleumdung wieder wach zu rufen, die ihn als Hauptwerkzeug der orleanistischen Verschwörung von damals betrachtete. In der Presse war sie sehr oft und erst kürzlich in einem fingierten Briefe an seine Wähler hervorgetreten[1]). Nun wagte sie sich auch auf die Tribüne der Versammlung. Sein eigener Bruder gedachte der „Unthaten einer furchtbaren Nacht“ und der vom Gerichtshofe des Châtelet dieserhalb eingeleiteten Untersuchung. Dieser und jener munkelte, Mirabeau selbst habe die Empörung der Marseiller angestiftet. Bis aufs Blut gereizt, forderte er Enthüllung aller seiner Verbrechen vor dem Comité des Rapports und erinnerte daran, was er einst für die Ruhe von Marseille gethan habe. Aber in diesem Scharmützel liefs ihn Lafayette allein, wie er vorher, recht im Gegensatze zu Mirabeau, Worte des Tadels gegen pflichtvergessene Munizipalitäten hatte fallen lassen, die in Marseille verletzen konnten.

Den Tag darauf stellte Mirabeau den General brieflich zur Rede. Er leugnete jedes Gefühl persönlicher Empfindlichkeit ab, beklagte sich aber um so bitterer über den Mangel an politischem Einvernehmen. „Ich schreibe Ihnen nur,“ schlofs er, „um uns beide darüber ins klare zu setzen, dafs wir keinen Groll gegeneinander hegen.“ Als er diese neue Angel nach Lafayette auswarf, war er hinter seinem Rücken bereits mit dem Hofe in unmittelbare Verbindung getreten.

Inzwischen hatte er nämlich, wie der König es gewünscht, ein politisches Glaubensbekenntnis abgelegt, das in wenig Zügen seine Ansichten zusammenfafste. Er erklärte sich unumwunden als überzeugten Royalisten, äufserte seine tiefe Beunruhigung wegen der wachsenden Anarchie, aber ebenso seine unerschütterliche Meinung, dafs eine Gegenrevolution gefährlich und verbrecherisch sein würde. Er gelobte „der Herstellung der legitimen Autorität des Königs“ alle seine Kräfte zu weihen und alles daran zu setzen, „der Exekutive, als unbeschränkt und ungeteilt in der Hand

[1]) Lettres aux commettans du comte de Mirabeau p. 80, Bibl. der Stadt Paris 8213 (S. 45 heifst es: seit sechs Monaten sei Mirabeau der gröfsten Verbrechen angeklagt).

des Monarchen, den ihr gebührenden Platz in der Verfassung zu geben.“ Zur Erreichung dieses Zweckes brachte er zwei Mittel in Vorschlag. Einmal wollte er sich anheischig machen, dem Könige fortlaufende Gutachten über die Sachlage einzureichen und Ratschläge über das von ihm einzuhaltende Verfahren zu erteilen. Sodann wollte er auf die öffentliche Meinung wirken, „die Bürger der Vernunft wiedergewinnen“, und zu dem Zwecke in jedem Departement ein geheimes Korrespondenzbureau errichten. Hierfür bedang er sich zwei Monate Frist aus. Er forderte, dafs man keinen seiner Schritte, keine seiner Reden für sich allein beurteile, sondern alles nur im Zusammenhange. „Ich verspreche dem Könige,“ so schlofs er, „Loyalität, Eifer, Thätigkeit, Energie und einen Mut, von dem man vielleicht nicht die entfernteste Vorstellung hat. Ich verspreche ihm mit einem Worte alles, nur nicht den sicheren Erfolg, der nie von einem Einzelnen abhängt und den nur sehr verwegener und sträflicher Übermut in dieser schrecklichen Krankheit, die den Staat untergräbt und sein Haupt bedroht, verbürgen könnte. Ein seltsamer Mensch müfste derjenige sein, den der mögliche Ruhm, beide zu retten, gleichgiltig oder treulos werden liefse, und ich bin dieser Mensch nicht.“

Vom 10. Mai datiert, wurde Mirabeaus Aufsatz alsbald durch La Marck dem Grafen Mercy und durch diesen dem Königspaare in die Hände gespielt. Ludwig XVI. wie Marie Antoinette bezeugten ihre Zufriedenheit. Es handelte sich, um die Sache zum Abschlusse zu bringen, nur noch darum, den Lohn Mirabeaus zu bestimmen. Auch dieser geschäftliche Teil der Sache wurde im Laufe des Mai erledigt. Mirabeau reichte La Marck eine Liste seiner Schulden ein, die sich nach seiner Berechnung auf etwas über 200 000 Livres beliefen. Der König nahm es auf sich, seine Gläubiger zu befriedigen, sowie ihm monatlich 6000 Livres auszahlen zu lassen. Aufserdem übergab er La Marck vier Anweisungen, jede auf 250 000 Livres lautend, die Mirabeau nach dem Schlusse der Konstituante erhalten sollte, wenn er seinen Versprechungen nachgekommen wäre. Endlich wurde noch de Comps, der die für den Hof bestimmten Noten zu kopieren hatte, mit 300 Francs monatlich bedacht, da es nötig schien, sein Schweigen zu erkaufen. Man konnte sich nicht freigebiger zeigen. Ein halbes Jahr zuvor hatte Mirabeau erklärt, eine grofse Unterstützung könne er nicht annehmen ohne ein Amt, das

sie rechtfertigen würde. Über diese Skrupel war er nun hinaus. La Marck sah nicht ohne Befremden, welchem Freudenrausche er sich überliefs, als er erfuhr, was Gegenwart und Zukunft ihm an Goldeswert boten. Er, dessen Ziel gewesen war, leitender Minister zu werden, war zum geheimen Lohnschreiber und Agenten herabgesunken. Gewifs: er wurde deshalb nicht zum Apostaten, wie so viele kleinere Geister alter und neuer Zeit, die der glänzenden Versuchung erlegen sind. Sein Interesse deckte sich mit seiner Überzeugung. Wie er sich ehemals gegen den Vorwurf verwahrt hatte, für das Geld Calonnes seine Meinung geopfert zu haben, so durfte er auch jetzt sagen: „Man kann mich kaufen, aber ich verkaufe mich nicht."

Dennoch heftete sich der Fluch der Feilheit an seinen Namen. Er war kein freier Mann und galt auch dem, der ihn bezahlte, nur als Ware. Man traute ihm so wenig, dafs man die zur Abfindung seiner Gläubiger bestimmten Summen ihm selbst vorenthielt. Der Erzbischof von Toulouse, M. de Fontanges, war sein Kassierer, was denn freilich der Wahrung des Geheimnisses wenig förderlich sein konnte.

Erst ein paar Tage waren vergangen, seit der Pakt zwischen den Trägern der Monarchie und dem gröfsten Wortführer der Revolution besiegelt worden: da bot sich ihm ein Anlafs, wie er wichtiger nicht gedacht werden konnte, seine Gesinnung durch die That zu beweisen. Seit einiger Zeit bestand zwischen England und Spanien eine Spannung wegen des Nootkasundes, eines bestrittenen Gebietes an der Küste von Kalifornien. Nach einem Angriffe der Spanier auf die dortigen englischen Niederlassungen begann man von beiden Seiten eifrig zu rüsten. Montmorin, der in Frankreich noch in den alten Überlieferungen, wenn auch notgedrungen sehr zaghaft, das Auswärtige leitete, glaubte nicht unthätig bleiben zu dürfen. Er erwiderte die friedlichen Beteuerungen der englischen Regierung, aber er traf zugleich Mafsregeln, um vierzehn Linienschiffe zu armieren. Sein Argwohn gegen die Absichten des Nationalfeindes und sein Wunsch, einer wahrscheinlichen Erinnerung Spaniens an den bourbonischen Familienvertrag gerecht zu werden, begegneten sich. Aufserdem aber hoffte der Minister, dafs bei diesem Anlasse der Patriotismus die Parteien zum Schweigen bringen und sie einmütig um den Thron scharen würde. „Europa soll wissen," hiefs es in seinem Schreiben vom 14. Mai, worin er der Nationalver-

sammlung den Sachverhalt darlegte und die Bewilligung der nötigen Geldmittel erbat, „dafs die Herstellung unserer Verfassung die Entwicklung unserer Kraft durchaus nicht hindert.“

Er wurde indessen sofort enttäuscht. Statt einer enthusiastischen Aufnahme seiner Mitteilung erfolgte der Beschlufs, sie am folgenden Tage einer reiflichen Prüfung zu unterziehen. Aus dieser Prüfung entwickelte sich aber eine mehrtägige, heftige Debatte, die weit über den anfänglichen Rahmen hinausging. Alexander Lameth warf die grundsätzliche Frage auf, ob die souveräne Nation dem Könige das Recht übertragen solle, über Krieg und Frieden zu beschliefsen. Er forderte, dafs diese konstitutionelle Frage entschieden werde, ehe man sich auf irgend welche Bewilligung einlasse. „Man könnte,“ rief er aus, „die Nation über die Grenze hin fortreifsen, die unsere Klugheit zu stecken verpflichtet ist . . . Es handelt sich um eine Sache der Könige gegen die Völker.“ Barnave, Robespierre, Rewbell, d'Aiguillon, der Prinz de Broglie, der Baron Menou stimmten sofort in diesen Ton ein. Der Zweifel an den ehrlichen Absichten des Ministeriums schien dadurch ein Fundament zu erhalten, dafs Frankreich noch immer durch jenen Herzog de La Vauguyon vertreten war, der unmittelbar vor dem Bastillesturme das Auswärtige hatte übernehmen sollen und nach dem Zusammenbruche der Regierung in Havre von den argwöhnischen Gemeindebehörden verhaftet worden war. Mirabeau hatte sich damals für seine Freilassung verwandt, ohne ihm nachzutragen, dafs er einst bei seiner und Sophiens Auslieferung als Gesandter im Haag eine Rolle gespielt hatte. Das allgemeine Mifstrauen gegenüber dem Herzog war aber seitdem nur gewachsen.

Konnte er nicht Mittelpunkt einer Intrigue sein, deren Zweck war, durch einen Krieg die Verfassungsarbeit zu zerstören und die Früchte der Revolution zu vernichten? Hatte man nicht in der jüngsten Geschichte Englands ein lehrreiches Beispiel dafür, wie ein Land, trotz der Warnungen der Opposition, schrittweise in einen unglücklichen vieljährigen Krieg gegen seine Kolonieen hineingetrieben worden war? Solche Gedanken wurden laut. Wer zu behaupten wagte, der Exekutive müsse erlaubt sein, provisorische Mafsregeln zu treffen, die Kriegsfrage liege auf einem ganz anderen Felde, hatte einen schweren Stand. Auch Mirabeau, der in diesem Sinne sprach, mufste das erfahren. Er sah ein, dafs Verschieben jedenfalls der Sache, welcher er

diente, schaden würde. Das Ordnungsmäfsige wäre gewesen, einen Bericht des Verfassungscomité einzufordern. Er wies auf diesen Weg hin, konnte aber bald bemerken, dafs er der Mehrheit zu langsam erschien. Er selbst beantragte daher, unverzüglich für die nächste Sitzung die konstitutionelle Frage auf die Tagesordnung zu setzen, zugleich aber dem Könige dafür zu danken, dafs er Mafsregeln zur Erhaltung des Friedens getroffen habe. In dieser Form wurde sein Antrag angenommen. Die Hauptschlacht hatte also am 16. Mai zu beginnen.

Es war vorauszusehen, dafs sie sehr heifs werden würde. Bei den Jakobinern, wo die Lameth und Barnave das grofse Wort führten, galt jeder für einen Feind der Freiheit, der nicht auch in diesem Punkte auf möglichste Schwächung der Krone bedacht war. Wie verlockend war es, eine lange Liste der Raub- und Eroberungskriege fürstlicher Häupter vorzuführen! Wie viele Beispiele bot dafür die eigene Landesgeschichte! Wie berauschend für den Idealismus dieser Zeit: der Welt zuzurufen, dafs mit dem Despotismus jene Politik des Raubes und der Eroberung aufgehört habe! Wie naheliegend der Schlufs, dafs das Recht, über Krieg und Frieden zu beschliefsen, nur dann vor Mifsbrauch geschützt sei, wenn es allein der Vertretung der Nation angehöre! Alle diese Töne wurden in der That angeschlagen und fanden in den Herzen der leicht entzündlichen Massen ein lautes Echo.

Mirabeau, im Begriffe, durch goldene Bande an die monarchische Gewalt gefesselt zu werden, konnte nicht zugeben, dafs sie bei der Entscheidung einer politischen Lebensfrage bei Seite geschoben würde. Er wollte ihr zwar nicht, wie die Maury und Cazalès, ein ausschliefsliches Recht geben, aber jedenfalls einen grofsen Anteil sichern. Auch stimmte dies vollkommen mit seiner innersten Überzeugung von der Bedeutung der durch das Königtum ausgedrückten Regierungsgewalt im neuen Frankreich. Am wenigsten teilte er die Illusionen der kurzsichtigen Schwärmer, die dafür hielten, eine zahlreiche Versammlung werde sich schwerer zu kriegerischen Beschlüssen fortreifsen lassen, als ein ehrgeiziger Minister oder ein herrschsüchtiger Fürst. Im Gegenteile, er kannte seine Landsleute zu gut, um zu wissen, welche Wirkungen der Schall der Trompete auf ihre Nerven ausüben könne. Und da er als Frucht einer kriegerischen Epoche den Militärdespotismus voraussah, wollte er der ansteckenden Kraft

leidenschaftlicher Parlamentsreden nicht allein das Feld lassen. Es galt also durch Paragraphen eines Gesetzes zu regeln, wie Regierung und Volksvertretung in diesem Falle zusammenwirken sollten. Die Aufgabe war an und für sich eine der schwierigsten. Ganz unlösbar aber, so wie Mirabeau sie faſste, erschien sie, wenn es nicht gelang, schon vorher kräftige Bundesgenossen zu werben, die es wagen würden, dem drohenden Geschrei der führenden Jakobiner zu trotzen.

Hier war nun wieder die wichtigste Frage, wie sich Lafayette und seine Gefolgschaft verhalten würden. Lafayette schrak keineswegs, wie Mirabeau, vor der Idee kriegerischer Verwickelungen zurück. Sie konnten der revolutionären Propaganda Vorschub leisten, in deren Gedanken er lebte und webte. Seine Blicke waren nach Holland und Belgien gerichtet. Eben dort war vor kurzem der geschäftige Sémonville für ihn thätig gewesen. So wenig der Charakter der belgischen Revolution ihm zusagte, weil Adel und Klerus ihre Leiter wurden, hatte er sich doch mit dem Plane getragen, ihr durch eine militärische Demonstration Frankreichs an der Grenze zu Hilfe zu kommen. Unfehlbar wäre England, das er seit seiner Wirksamkeit in Amerika haſste, dadurch noch weit mehr beunruhigt worden als durch die Vorgänge in Kalifornien. So kam alles zusammen, ihn auf die Seite der Regierung zu führen, als Montmorin von den Rüstungen Kunde gab. Was ihn aber weiter bestimmte, die Lameth, Barnave, Duport nicht zu unterstützen, war die unverkennbare Feindschaft, mit der sie ihn seit einiger Zeit verfolgten. Zwar waren ihre grundsätzlichen Anschauungen von der seinigen wenig verschieden. Aber sie miſsgönnten ihm die Macht, die er besaſs, weil sie selbst nach Macht strebten. Sie suchten die Treue der Nationalgarde zu erschüttern[1]) und machten in der Versammlung Opposition um jeden Preis. Um ihrem Einflusse entgegenzuarbeiten, war auf Lafayettes und Baillys Betreiben ein neuer Klub gegründet worden, der sich die patriotische Gesellschaft von 1789 nannte. Er zog eine Menge gemäſsigter Elemente der Jakobiner an sich, doch hielten es, nach einer freilich nicht offiziellen Liste der Mitglieder, die Triumvirn selbst für politisch, sich aufnehmen zu lassen[2]). Die Munizipalität von Paris, der

---

[1]) Lafayette II, 371.

[2]) Ich entnehme dies wie anderes der noch unten Kapitel 12 zu erwäh-

Generalstab der Nationalgarde, Schriftsteller, Finanzmänner und sogar einer der Minister, Graf Montmorin, schlossen sich der Gesellschaft an. Sièyes, Condorcet, Talleyrand, Chapelier, Du Pont, der Herzog von Larochefoucauld gehörten zu ihren Urhebern. Unter so manchen Bekannten Mirabeaus fehlten weder La Marck noch Chamfort, weder Clavière noch Du Roveray. Er selbst nahm an einer Genossenschaft, die ihm für seine Zwecke bedeutenden Nutzen versprach, mit Freuden teil, ohne deshalb den Jakobinern zu entsagen.

Am 13. Mai, einen Tag ehe Montmorin seine folgenreiche Botschaft an die Nationalversammlung richtete, hatte der Klub von 1789 durch ein Festessen in einem prächtigen Lokale des Palais Royal sich konstituiert. Die draufsen stehende Menge, vielleicht aufgehetzt durch jakobinische Agenten, legte ihr Mifsfallen durch Schreien und Pfeifen an den Tag. Erst als Sièyes, Lafayette, Bailly, Mirabeau sich an den Fenstern zeigten und dem Volke mit den Servietten zuwinkten, erschollen Jubel und Beifallsklatschen.

Wie die Dinge standen, glaubte Mirabeau auf Lafayette und den neuen Klub rechnen zu dürfen. Bei einer Zusammenkunft, die er mit Lameth und seinen Freunden hatte, erklärte er ihnen, sie würden nicht über die Majorität gebieten. Er liefs ein paar Tage lang die Männer der äufsersten Rechten und der äufsersten Linken ihr Pulver verschiefsen. Dann griff er am 20. Mai mit einer Rede in die Debatte ein, welche seine Überlegenheit über die Theoretiker von beiden Seiten ins Licht setzte[1]). Nicht nur durch die Darlegung, dafs in der konstitutionellen Monarchie eine vollkommene Trennung der ausführenden und gesetzgebenden Gewalt auf diesem Gebiete, wie auf anderen, ein Unding sei. Fast noch entschiedener durch die prophetischen Warnungen vor dem Glauben an die verführerische Utopie, welche die Triumvirn und ihre Freunde ausmalten.

---

nenden Flugschrift Discours prononcé au comité de la Propagande par M. Duport le 21 mai. Paris 1790. S. 27. Daselbst S. 17—27 eine Liste der Mitglieder. Vgl. Zinkeisen, Der Jakobinerklub I, 301 ff.

[1]) Die Arch. parl. XV. 618—624 geben unkritischer Weise Mirabeaus Rede in der Form wieder, wie er sie an die Departementsverwaltungen sandte. Allein die authentische Fassung findet sich im Moniteur, wie der Redakteur dieses Blattes dem Theodor Lameth brieflich bezeugte. s. Al. Lameth, Histoire de l'assemblée constituante II, 478 und unten S. 163.

Vor seinem Auge war der Schleier der Zukunft zerrissen. Es war, als ahnte er den Ursprung des Zusammenstofses der Revolution mit dem alten Europa, wenn er fragte: „Ist man sicher, nur gerechte Kriege zu führen, indem man einer Versammlung von siebenhundert Menschen das ausschliefsliche Recht übertragen will, den Krieg zu erklären? Habt ihr vorausgesehen, wohin die Leidenschaft, wohin die Exaltation des Mutes und eines falschen Ehrgefühles führen können? . . . Während ihr beratet, wird man ein Kriegsgeschrei erheben, und ein Heer von Bürgern wird euch umdrängen. Dann werdet ihr nicht von einem Minister, ihr werdet durch euch selbst betrogen werden.“ Und es war, als enthüllte sich ihm die Gestalt des Siegers von Arcole, wenn er sagte: „Ihr fürchtet, dafs ein Monarch mit einem siegreichen Heere ins Reich zurückkehren könnte, nicht um seinen Posten als Bürgerkönig wieder einzunehmen, sondern um sich zum Tyrannen zu machen. . . Ist dies Bedenken nicht bei jedem Systeme möglich? Werden wir nie eine starke Militärmacht haben, weil wir dem gesetzgebenden Körper allein das Recht übertragen, den Krieg zu erklären? Solche Triumphe sind in Republiken vor allem zu fürchten. . . Für Karthago und Rom waren Bürger wie Hannibal und Caesar gefährlich.“ Mag auch, wie behauptet worden, Pellenc einen starken Anteil an der Vorbereitung der Rede gehabt haben[1]): es fällt dem Kenner von Mirabeaus Ideen schwer, diese Sätze nicht als sein Eigentum zu betrachten.

Er endigte mit der Vorlage eines Dekretentwurfes von zwölf Artikeln, deren erster das Recht, über Krieg und Frieden zu beschliefsen grundsätzlich „der Nation“ zueignete, während alle folgenden im einzelnen entwickelten, wie die Ausübung dieses Rechtes auf Exekutive und Legislative in Gemeinschaft übertragen sein sollte. Der Exekutive verblieb die Sorge für die Sicherheit des Staates, die Leitung diplomatischer Unterhandlungen, die Anordnung dringlicher Rüstungen, die Verwendung der Streitkräfte nach dem Ausbruche des Kampfes, die Unterzeichnung von Friedens-, Bündnis- und Handelsverträgen vorbe-

---

[1]) Desmoulins Révolutions No. 28. Montlosier II, 63. Vielleicht hatte auch Reybaz mitgearbeitet s. bei Plan: Un collaborateur de Mirabeau S. 54 das Billet, in dem Mirabeau seine „reconnaissance“ ausdrückt.

halten. Die Legislative war befugt, durch Erhebung von Ministeranklage, Verweigerung der Geldmittel, Mifsbilligung der Regierungsmafsregeln einer kriegerischen Politik entgegenzutreten, in jedem Augenblicke während des Kampfes die Anknüpfung von Friedensverhandlungen zu fordern, die Nationalgarden aufzubieten, wenn der König selbst ins Feld rückte, die bewaffnete Macht beim Aufhören der Feindseligkeiten auf den Friedensfufs zurückzuversetzen, und alle vom Könige unterzeichneten Verträge zu bestätigen. Der Satz, dafs die französische Nation auf jede Eroberung verzichte und niemals etwas gegen die Freiheit eines anderen Volkes unternehmen würde, durfte in Mirabeaus Entwurf nicht fehlen.

Unterzog man diesen Entwurf einer scharfen Prüfung, so liefs sich nicht verkennen, dafs er den wichtigsten Punkt im Dunkel liefs. Er sagte nirgendwo mit klaren Worten, wem es zustehen sollte, das entscheidende Wort der Kriegserklärung zu sprechen. Diese Dunkelheit war nicht absichtslos. Wenn der Flufs der Ereignisse auf dem Gebiete der auswärtigen Politik nicht durch eine juristische Formel eingedämmt wurde, so mufste dies in der Regel die Regierung begünstigen. Sie war es, die alle Fäden der diplomatischen Verbindungen in der Hand hielt. Sie konnte Stärken und Schwächen der fremden Mächte besser beurteilen als ein vielköpfiges Parlament. Danach ihr eigenes Verhalten einzurichten, eine kriegerische Aktion vorzubereiten, die Dinge dem Bruche zuzutreiben, wurde ihr viel leichter gemacht, wenn sie kein ausdrückliches Votum über Krieg oder Frieden von den Vertretern der Nation einzufordern hatte. Lameth und seine Freunde, denen Mirabeau, um sie zu sondieren, seinen Entwurf vorher mitgeteilt hatte, waren denn auch keinen Augenblick im Zweifel darüber, wo seine verwundbarste Stelle sei. Schon am Abend des 20. Mai wies Barnave im Jakobinerklub darauf hin. Mirabeau, der gleichfalls im Klub erschienen war, verteidigte seine Vorschläge und schlofs mit den Worten: „Auf diesem Terrain werden wir uns also morgen schlagen."

Am 21. Mai war es eben Barnave, der von der Tribüne der Versammlung herab Mirabeau angriff. Einen besseren Kämpen hätten die Jakobiner nicht finden können als ihn, den Meister der freien Rede, dessen Talent sein gröfster Gegner selbst neidlos anerkannte. „Es ist ein junger Stamm," hatte er einmal von ihm gesagt, „der ein Mastbaum werden wird." Bar-

nave löste seine Aufgabe glänzend. Seine Kritik des Mirabeauschen Entwurfes gipfelte in dem Worte, er führe zur „konstitutionellen Anarchie“. Es wurde ihm nicht schwer, nachzuweisen, dafs Mirabeau die Hauptfrage umgehe, aber eben dadurch die Exekutive begünstige. Mirabeau gab ihr einen weiten Spielraum, aus kleinen Feindseligkeiten einen Krieg hervorgehen zu lassen, wenn anders ihre Absicht dahin ging. „Der erste beste Schiffskapitän, der erste beste Kaufmann oder Beamte,“ warf Barnave ein, „hätte damit das Recht der Kriegserklärung.“ Er leugnete nicht, dafs aus vereinzelten Handlungen der Art kriegerische Verwicklungen hervorgehen könnten. Aber er forderte einen nationalen Akt, durch den der Wille, einen Krieg auf sich zu nehmen und die Verantwortlichkeit für einen solchen Beschluſs vor aller Welt klargelegt würde. Diesen nationalen Akt sah er darin, dafs dem gesetzgebenden Körper ausschliefslich das Recht zugesprochen würde, sich über Krieg und Frieden zu erklären, während es dem Könige zustehen sollte, hierauf bezügliche, ihm passend erscheinende Vorlagen zu machen. Er schwieg darüber, ob diese Vorlagen nur erlaubt, oder ob sie unerläfslich sein sollten. Auch war bei ihm von einer Sanktion des Beschlusses der Volksvertretung durch den König keine Rede. Der Regierung blieb nur die Pflicht, den „allgemeinen Willen“ zu vollziehen. Die „konstitutionelle Anarchie“ hörte damit freilich auf, aber auch das konstitutionelle Königtum.

Mirabeau erkannte sofort diesen schwachen Punkt in Barnaves Ausführung. Rasch machte er sich mit Frochots Feder ein paar Notizen, die sich noch erhalten haben. „Jetzt habe ich ihn,“ sagte er zu diesem Freunde, verliefs mit ihm die Sitzung, um im Tuileriengarten frische Luft zu schöpfen, unterhielt sich dort in aller Ruhe mit Frau von Staël und kam eben zur rechten Zeit zurück, um zu hören, wie Barnave unter rauschendem Beifall endigte[1]). Es gab Mitglieder der Versammlung, die sofortige Abstimmung forderten. Doch erreichte Mirabeau wenigstens, dafs ihm am nächsten Tage eine Erwiderung verstattet sein sollte. Mit diesem nächsten Tage sollte aber die Debatte unfehlbar geschlossen werden.

---

[1]) Lucas-Montigny VII, 263. 264, bestätigt durch Passy: Frochot 35.

So viel hatte man sehen können: der Eindruck von Barnaves Worten ging sehr tief. Auch blieb die Erregung der Geister nicht auf die Versammlung beschränkt. Als Barnave sie verliefs, ward er auf der Strafse als Retter des Vaterlandes begrüfst, während Mirabeau den Ruf „an die Laterne“ hören mufste. Er hat behauptet, der Baum sei gezeigt worden, an dem er hängen sollte[1]). Die grofse Masse war von der konstitutionellen Streitfrage ergriffen worden, ohne ihre Schwierigkeiten zu verstehen. Sie bemächtigte sich blindlings, wie früher beim Kampfe um das Veto, eines bequemen Schlagwortes, und drohte einen Druck auf die Beratungen auszuüben. Am Morgen des 22. Mai waren Tausende auf den Beinen, welche die Strafsen und Plätze in der Nachbarschaft des Sitzungssaales füllten. Es war dafür gesorgt, sie durch fortlaufende Berichte über den Gang der Debatten in Spannung zu erhalten. Mit lauter Stimme wurde gratis ein acht Seiten langes Libell ausgeboten unter dem Titel: „Der entdeckte Verrat des Grafen Mirabeau“[2]). Es war ein förmlicher Absagebrief der „wahren Freunde der Freiheit und des Vaterlandes“ an den „Volkstribunen“. „Deine Schandthaten sind endlich entdeckt, geriebener Heuchler. Dein Genie macht keinen Eindruck mehr. Wir haben früher deinem Talente gehuldigt, aber du wolltest Gold statt der Huldigungen.“ In dieser Weise ward Mirabeau im Gegensatze zu dem „unsterblichen Barnave“ an den Pranger gestellt. Man drohte ihm die Rache des Volkes, das Schicksal Foulons an. Mirabeau hat behauptet, der Verfasser der Schmähschrift, ein gewisser Lacroix, sei von den Triumvirn aufgestachelt und ihres Schutzes versichert worden. Ein Prozefs, den er in der Sache führen wollte, sollte dies zu Tage fördern[3]). Wie dem auch war, einige Kenntnis der Vorgänge, die hinter den Kulissen spielten, liefs sich dem Autor nicht absprechen. „Gehe nach Konstantinopel,“ schlofs er, „versuche dort eine Revolution zu machen und dich

---

[1]) Ferrières II, 32. Lettre de Mirabeau en réponse à celle qui lui a été adressée par M. Péthion etc. p. 8.

[2]) Trahison Découverte Du Comte de Mirabeau. Motto: Quo non mortalia pectora cogis Auri sacra fames! 8 Seiten, unterschrieben: „Par le Rédacteur des actes des Capucins en réponse aux Actes des Apôtres de l'Imprimerie de Guillaume junior.“

[3]) Lucas-Montigny VII, 259, vgl. Révolutions de France No. 72. S. 310. Passy S. 37.

zum Grofs-Sultan ernennen zu lassen, dann kannst du Gold in vollen Zügen trinken."

Als Mirabeau bei seinem Eintritt in den Saal ein Exemplar des Pamphletes zu Gesicht bekam, soll er gesagt haben: „Man wird mich als Triumphator oder in Fetzen zerrissen von hinnen tragen." Er wartete, ohne die innere Bewegung merken zu lassen, den Gang der Debatte ab, in welcher Chapelier seine Partei nahm. Freilich hatte diesen am vorausgehenden Abend eine Konferenz mit Lameth, Duport und Barnave darüber belehrt, dafs ohne einige Verbesserungen des Mirabeau'schen Entwurfes an den Sieg nicht zu denken sei. So wie er dieselben gefafst hatte, konnten sie indessen das Triumvirat keineswegs befriedigen. Denn auch jetzt noch fehlte eine ausdrückliche Feststellung des Satzes, dafs das Recht der Kriegserklärung dem gesetzgebenden Körper angehöre. Sofort verlangte Duport Klarheit darüber, gestand aber seinerseits zu, dafs ein Antrag des Königs vorauf-gehen müsse. Soweit war der Boden geebnet, als Mirabeau das Wort ergriff.

In dem Augenblicke, da er die Tribüne bestieg, rief Volney ihm zu: „Wie nun, Mirabeau, gestern auf dem Kapitole, heute auf dem tarpejischen Felsen!" [1]) Nach seiner Art verwertete er das Wort sogleich in der grandiosen Einleitung seiner Rede. „Seit acht Tagen verbreitet man, dafs die Mitglieder der Nationalver-sammlung, welche bei der Ausübung des Rechtes über Krieg und Frieden den königlichen Willen mitwirken lassen wollen, darauf ausgehen, die Freiheit zu morden. Man spricht von Ver-rat, von Bestechung. Man ruft die Rache des Volkes auf, um die Tyrannei der Meinungen aufrecht zu erhalten . . . Auch mich wollte man noch vor ein paar Tagen im Triumphe einhertragen und jetzt schreit man in den Strafsen: ‚Der grofse Verrat des Grafen Mirabeau'. Ich hatte diese Lehre nicht nötig, um zu erfahren, wie nahe der tarpejische Fels beim Kapitole liegt. Aber ein Mann, der für die Vernunft, für das Vaterland ficht, giebt sich nicht so leicht besiegt." Allen Gehässigkeiten setzte er das Re-gister seiner zwanzigjährigen Kämpfe wider jede Art von Unter-drückung entgegen. Ohne zu stocken, wies er die Beschuldigung ab, er sei ein „feiler Söldling", indem er sich darauf berief, dafs

[1]) Lameth II, 321. Nach anderen rührte das Wort von Rivarol; s. Les-cure, Rivarol S. 170 mit Berufung auf Laharpe.

sein Ruhm mit dem Ruhme der Revolution für immer verknüpft sei.

Zur Sache übergehend, übte er eine erbarmungslose Kritik an Barnaves Auslegung der Lehre von der Gewaltentrennung. „Es ist," sagte er mit überlegenem Hohne, „für so viel Beifallsbezeugungen zu seinen Gunsten innerhalb wie aufserhalb dieses Saales gesorgt, aber den Kern der Frage hat er gar nicht berührt. Er hat gegen die Übel geeifert, die von einem Könige kommen können und gekommen sind, aber er hat sich wohl gehütet, zu bemerken, dafs der König nach unserer Verfassung kein Despot mehr sein und nichts Willkürliches vornehmen kann. . . . Mifsbrauch der Gewalt ist bei jedem Systeme möglich . . Wollen Sie, weil die Monarchie Gefahren in sich birgt, dafs wir auf ihre Vorteile verzichten? Sagen Sie es gerade heraus . . Alles läfst sich aufrecht halten, nur nicht die Inkonsequenz. Sagen Sie: wir brauchen keinen König, aber nicht: wir brauchen einen unmächtigen, nutzlosen König."

Der tiefste Unterschied der Anschauungen war damit berührt. Die Frage war nur, ob die Konsequenz der Dinge nicht dahin führte, das Königtum selbst zu beseitigen, nachdem man alle seine Stützen zerbrochen oder erschüttert hatte. Mirabeau war nicht gewillt, diese Frage auch nur aufzuwerfen, und hätte er selbst es sich nicht verboten, so wäre es ihm seit dem 10. Mai nicht mehr erlaubt gewesen. Für ihn kam alles darauf an, der Monarchie zu retten, was zu retten war. Mit grofser Vorsicht hatte er sich schon den Tag vorher einen Rückzug eröffnet. Er hatte zugestanden, dafs sein Entwurf ihn selbst nicht befriedige. Er hatte gebeten, man möge ihn im einzelnen verbessern. Es war sehr politisch von ihm gewesen, dafs er Sièyes als denjenigen bezeichnete, der das gröfste Talent habe, für eine so schwierige gesetzgeberische Materie die rechte Form zu finden. „Sein Stillschweigen ist ein öffentliches Unglück": diese Klage über eine zu weit getriebene Bescheidenheit oder über eine wohlberechnete Zurückhaltung des konstitutionellen Orakels, welches er im stillen verlachte, war ein unwiderstehliches Kompliment, das ihm eine Anzahl Stimmen zuführen konnte[1]). Aber sie bildete auch seine

[1]) Barère irrt, wenn er in seinen Mémoires I, 311 dies Wort Mirabeaus bei einer anderen Gelegenheit gesprochen sein läfst.

Entschuldigung, wenn er Abänderungen seines Entwurfes gelten liefs. Er nahm diejenigen Chapeliers sofort bereitwillig an. Als es klar wurde, dafs die Mehrheit damit nicht befriedigt sei, als Barnave und nach ihm Lameth, Fréteau, Camus, Menou darauf drangen, es müsse ausdrücklich ein Dekret der Volksvertretung für die Erklärung eines Krieges gefordert werden, ging seine ganze Taktik darauf aus, zu beweisen, eben dies sei seine ursprüngliche Meinung gewesen, die seine Feinde nur entstellt hätten. Er spielte den mit Unrecht Gekränkten und wollte von Anfang an nichts gegen ein ausdrückliches Dekret gehabt haben, wenn nur dem Könige die Initiative für ein solches Dekret und die Sanktion desselben gewahrt bleibe. Mit allen diesen wichtigen Zusätzen wurde sein Entwurf angenommen [1]).

Dafs man ihn überhaupt bei der Beratung der einzelnen Artikel zu Grunde legte, verdankte er einzig Lafayette. Er hatte deutlich auf ihn hingewiesen, indem er am Schlusse seiner Rede von den „Männern ohne Flecken, ohne Selbstsucht, ohne Furcht“ sprach, die auf seiner Seite ständen, und deren Ruf kein Libellschreiber zu beflecken gewagt hätte. Lafayette verstand den Wink. Als Barnave sich der Priorität von Mirabeaus Entwurf mit Chapeliers Änderungen widersetzte, erhob sich der Held beider Welten, um Mirabeau einen vielbestrittenen Triumph zu retten. „Ich habe geglaubt,“ sagte der General mit Pathos, „die ungeheure Pflicht, die ich gegenüber dem Volke auf mich genommen habe, nicht besser erfüllen zu können, als wenn ich den Rat, den ich ihm für heilsam erachte, nicht der Popularität eines Tages opfere.“

So endigte dieser grofse Kampf scheinbar mit einem Siege Mirabeaus [2]). Auch der Courrier de Provence, der ihm noch immer wohlwollte, fafste den Ausgang der Debatten so auf. Er nahm ihn gegen den Vorwurf, dafs er die Sache des Volkes verlassen habe, in Schutz und verkündigte, sein anfangs übel an-

---

[1]) In den Arch. nat. (Musée A. E. II. 1175) befindet sich noch heute die Handschrift des „Décret de Mirabeau amendé par M. Le Chapelier 22 mai 1790“. Artikel 9 erhielt in der Sitzung vom 24. Mai noch eine bessere Fassung nach dem eigenen Antrage Mirabeaus, den Chamfort dazu veranlafst hatte. Vgl. Chamforts Brief Revue rétrospective 1836, VII, 212.

[2]) Die meisten bisherigen deutschen Darstellungen dieser Dinge trennen den Schein nicht von der Wirklichkeit und verschweigen Mirabeaus spätere Fälschung.

gesehener Entwurf sei freudig angenommen, sobald nur „das in ihm eingeschlossene Prinzip deutlich ausgedrückt worden sei.“ Auf der anderen Seite jubelten die Anhänger Barnaves und seiner Freunde darüber, dafs es dank den Anstrengungen der wahren Volksfreunde, zum Ausdrucke dieses Prinzipes gekommen sei. Sie wiesen darauf hin, dafs es in Mirabeaus ursprünglichem Entwurfe gefehlt habe. Sie hatten vollkommen recht damit. Mirabeau hatte sich von Hause aus eben dagegen gesträubt, dafs die Kriegserklärung aus dem Beschlusse einer vielköpfigen Versammlung hervorgehe. Er wollte die Niederlage um jeden Preis verdecken. Deshalb fälschte er den Text seiner Rede vom 20. Mai, als er sie einige Zeit nachher mit der Widerlegung Barnaves an die Verwaltungen aller Departements sandte. Zu seinem Unglücke konnte aber alle Welt im Moniteur den ursprünglichen Wortlaut jener Rede lesen. Der Redakteur des Blattes bezeugte Alexander Lameth, der Abdruck sei nach Mirabeaus eigenem Manuskripte völlig wortgetreu erfolgt, und alle Advokatenkünste Mirabeaus konnten dagegen nicht aufkommen [1]).

War somit für jeden tiefer Blickenden sein Zurückweichen aus einer wichtigen Stellung erwiesen, so hatten auch die Widersacher ihren ursprünglichen Standpunkt nicht behaupten können. Sie hatten zugeben müssen, dafs die Verfassung keine Kriegserklärung gestatte, ohne vorausgehenden Antrag und ohne nachfolgende Sanktion des Monarchen. Wie die Zukunft lehrte, konnten sie diese Nachgiebigkeit verschmerzen. Verfassungsparagraphen zu Gunsten eines Königtumes, dem das absolute Veto fehlte, bedeuteten wenig. Wer die Macht hatte, konnte die Regierung leicht zum Antrage einer Kriegserklärung zwingen, wie es der Gironde im Jahre 1792 gelang. Für den Augenblick je-

---

[1]) Discours et Réplique du comte de Mirabeau dans les séances du 20 et 21 mai sur cette question: A qui la nation doit-elle déléguer le droit de la paix et de la guerre avec une lettre d'envoi à messieurs les administrateurs des départemens. Paris, Lejay fils 1790. — Examen d'un écrit intitulé Discours et Réplique du comte de Mirabeau par M. Alexandre Lameth. Paris de l'Imprimerie Nationale 1790. Sammelband der Bibl. nationale L. 29e 665 et 687 (vgl. A. Lameth II, 468 ff.). Lettre de M. Pétion de Villeneuve en réponse à celle adressée par M. de Mirabeau l'aîné aux administrateurs des départements, 16 juin 1790 im Patriote Français No. 321, 1790. — Lettre de M. de Mirabeau l'aîné en réponse à celle qui lui a été adressée par M. Péthion de Villeneuve par la voie de l'impression. Paris 20. Juin 1790. Le Jay fils.

doch schien es etwas Grofses zu sein, dafs die antimonarchische Flut nicht alle Dämme hatte wegreifsen können. Zum erstenmale hatte eine festgeschlossene Phalanx gegen die vorgeschrittenen Jakobiner zusammengestanden, und niemand konnte leugnen, dafs die Führer dieser Phalanx zugleich Führer der Revolution waren. Der neue Klub der 1789er hatte seine erste Probe bestanden. Lafayette hatte seinen Groll gegen Mirabeau vergessen. Ihn selbst erfüllte das Erreichte mit Stolz. „Ich habe," schrieb er bald darauf an Mauvillon, „eine wahrhaft monarchische Partei bilden, leiten und triumphieren lassen müssen, und dies war nicht leicht, bei einem so beweglichen Volke, das alles nur aus Enthusiasmus und nach der Mode treibt. In diesem Augenblicke sind aber Zügellosigkeit und Anarchie Mode."

Die Frage war, ob es Mirabeau gelingen würde, die „wahrhaft monarchische Partei" zusammenzuhalten, und ob es ihm, dem heimlich von Ludwig XVI. Bezahlten, möglich wäre, öffentlich als Haupt dieser Partei hervorzutreten.

Achtes Kapitel.

Pläne zur Bekämpfung Lafayettes und zur Herstellung einer starken Exekutive.

Nicht ohne Wunden war Mirabeau aus dem grofsen Kampfe hervorgegangen, der über eine Woche lang in der Versammlung gewütet hatte. Er hatte den Triumvirn in einem Hauptstücke nachgeben müssen und suchte alles aufzubieten, um dies in Dunkel zu hüllen. Er hatte erfahren müssen, dafs die Volksgunst ihm nicht treu blieb, und konnte den rege gewordenen Argwohn nicht mehr ersticken. Camille Desmoulins ging allen voran mit offenen und versteckten Angriffen. Die Zeiten waren vorbei, da er an Mirabeaus Tafel aus strömendem Weine Begeisterung für den hochherzigen Gastfreund schöpfte. Spöttisch sprach er von dem „heiligen Mirabeau", von dem man wisse, „welche Orte er besuche". Einige Tage nach der letzten entscheidenden Abstimmung brachen Tumulte in Paris aus, denen ein paar Unglückliche zum Opfer fielen. Sofort deutete Desmoulins an, es sei ein Komplott angezettelt, um „die allzu neugierigen Blicke des Volkes von verdächtigen Mitgliedern der Versammlung abzulenken". Er nannte Mirabeau einen „Deserteur", einen „Überläufer". Selbst wenn er sich nicht enthalten konnte, ihm den Zoll der Bewunderung darzubringen, liefs er einen Wermutstropfen in den Becher fallen. Man hatte die Nachricht vom Tode Franklins empfangen. Mirabeau, dem Lafayette das Wort überliefs[1]), bean-

[1]) Lafayette IV, 44.

tragte in klassischen Sätzen, dafs die Versammlung drei Tage lang um „den Weisen, den sich zwei Welten streitig machen", traure. Desmoulins verfehlte nicht, den Antrag herauszustreichen. „Aber," fügte er hinzu, „wie viele gute Werke der Art sind für Mirabeau nötig, um den grofsen Abfall des 22. Mai zu sühnen, wenn er will, dafs die Freiheitsfreunde einst auch seinetwegen trauern" [1]). Prudhomme und Loustalot, die Herausgeber der „Revolutionen von Paris", wollten noch nicht glauben, dafs Mirabeau vom Hofe bezahlt sei, meinten aber, sein Benehmen sei das eines Bestochenen. Andere gingen weiter. Marat sprach von dem „ehrgeizigen Verschwender, dem nichts heilig sei", von dem falschen Patrioten, der seine rednerischen Triumphe nur „seinen starken Lungen" danke, und dessen Gesundheit „ein öffentliches Unglück" bilde. „Mirabeau, Mirabeau," liefs sich Frérons Orateur du Peuple vernehmen, „weniger Talent und mehr Tugend, oder nimm dich vor der Laterne in acht [2])".

Bald fand dies Blatt einen neuen Anlafs, Mirabeau zu verdächtigen. Mirabeaus Bruder, den Karikaturen und Spottschriften wegen seiner Korpulenz und wegen seines Durstes als „Mirabeau-Tonneau" dem Gelächter preisgaben, wagte eben damals einen der tollsten Streiche seines abenteuerreichen Lebens. Durch und durch Soldat, wie er war, hatte er mit tiefer Empörung die Kunde vernommen, dafs der revolutionäre Geist auch das Regiment Touraine ergriffen habe. Als Oberst dieses Regimentes, mit dem er den amerikanischen Feldzug durchgemacht hatte, hielt er sich für verpflichtet, dem zu steuern. Er eilte Anfang Juni nach Perpignan, wo es in Garnison lag, schlug sich dort mit den Widerspenstigen herum und nahm aus Rache für ihren Ungehorsam die Bänder der Regimentsfahnen, auf seiner Brust versteckt, mit sich. Die Sache machte grofsen Lärm; man setzte ihm nach und hielt ihn auf dem Rückwege nach Paris in Castelnaudary fest. Die Nationalversammlung mufste sich mit der Angelegenheit befassen, und hier sprach Mirabeau mit Wärme für den Bruder, von dem er so viel Unbrüderliches erfahren hatte. Er erinnerte an das Dekret, welches den Mitgliedern der Versammlung einen beson-

---

[1]) Révol. de France No. 29, p. 232.

[2]) Révol. de Paris No. 50, S. 634. vgl. No. 49 S. 587, No. 53 S. 24. L'Orateur du peuple Band I, No. 1, S. 15. L'Ami du peuple No. CXII, S. 5, No. CXXXIV, S. 7.

deren Schutz gewährte, wiewohl es auf den vorliegenden Fall nicht paſste. Er setzte es durch, daſs der Zurückgekehrte sich von der Tribüne herab verteidigen durfte[1]). Er hat sich auch später, als der glühende Royalist ins Lager der Emigranten überging, edelmütig seiner angenommen. Sobald er sich für den Räuber der Fahnenbänder verwandte, ward er in Frérons Blatt in Acht und Bann gethan. „Er hat nur darauf gewartet," las man hier, „sich seinem Bruder zu nähern, bis dieser sich durch ein neues Attentat gegen die Nation seiner würdig gezeigt hätte. Er ist nicht allein den Jahren, sondern auch den Verbrechen nach der Ältere[2])". Die Führer der Jakobiner konnten diese Angriffe auf ihren Gegner nicht ohne Schadenfreude mit ansehen. Der Riſs zwischen ihnen und Mirabeau erweiterte sich von Tag zu Tage. Er nannte sie in seinem Briefe an die Departements „die falschen Apostel der Freiheit", die „Höflinge des Volkes", und sagte ihnen mit dürren Worten, es sei endlich Zeit, „aus dem Zustande berechtigter Insurrektion zu einem dauernden Frieden zu gelangen". Sie antworteten durch den Mund Pétions, daſs er „die Flamme der Zwietracht entzünde und die Gemüter verbittere, statt sie zu versöhnen".

Der Klub von 1789 gewährte ihm wenig Unterstützung. Seine hauptsächlichen Thaten blieben patriotische Festessen. Auch der Jahrestag der Konstituierung der Nationalversammlung ging nicht ohne ein glänzendes Gastmahl vorüber. Trinksprüche wechselten mit Rundgesängen, und ein Orchester spielte bei offenen Fenstern zur Freude der draufsen gaffenden Menge. Die Damen der Halle erschienen und vergaſsen nicht, neben anderen auch Mirabeau ihrer Hochachtung zu versichern[3]). Galt es dagegen, die Pläne der radikalen Partei zu durchkreuzen, so erlahmte gewöhnlich die Kraft der Gemäſsigten, welche 1789 auf ihre Fahne geschrieben hatten.

---

[1]) Die Arch. nat. D. XXIX. P. 58 enthalten über diese berühmte Angelegenheit eine Menge Aktenstücke aus den Papieren des Comité des Rapports. Mirabeau-Tonneau selbst hat sein Abenteuer sehr humoristisch beschrieben in Voyage national de Mirabeau cadet 1790. Er starb in Freiburg i. B. 15. Sept. 1792. Über seine Thätigkeit unter den streitbaren Emigranten auf deutschem Boden s. neuerdings die Nachrichten in der politischen Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden, herausgegeben von Erdmannsdörffer Bd. I (1888).

[2]) l'Orateur du peuple Band I, No. 37 vgl. l'Ami du peuple No. CXL.

[3]) Zinkeisen I, 307 ff. nach Ferrières, dessen Quelle offenbar Prudhomme: Révolutions de Paris, No. 53, ist.

In der Versammlung wagten sie nicht als geschlossene Masse aufzutreten. Aufserhalb derselben gestatteten sie sich in ihren akademischen Diskussionen und in einem eigenen Journale nur eine vorsichtige Polemik. Dies Journal hörte schon im September zu erscheinen auf, und die Sitzungen verloren, wenn sie nicht durch kulinarische Genüsse gewürzt wurden, für viele Mitglieder ihren Reiz. Mirabeaus Hoffnungen, durch den Klub von 1789 dauernd einen bestimmenden Einfluſs ausüben zu können, schwanden. Bald sprach er sich bitter über diese Gesellschaft aus, die zu einem Restaurant und Lesekabinette herabsank. Was seine Verstimmung steigerte, war auch damals vor allem das Benehmen Lafayettes. Nichts lag diesem ferner, als sich zu einem dauernden Bündnisse mit Mirabeau zu bequemen. Sie begegneten sich an drittem Orte, trafen auch über diesen und jenen Punkt Verabredungen, aber sein volles Vertrauen schenkte der General nicht weg. Noch einmal warf Mirabeau ihm diese Haltung vor. Noch einmal beschwor er ihn, sich von den „kleinen Menschen“ nicht umgarnen zu lassen, seine Kraft in den Beratungen der Comités nicht zu verlieren, sondern Tag für Tag mit ihm einen „systematischen Gang zu einem bestimmten Ziele“ zu verabreden. „Ich bin vielleicht einäugig,“ schrieb er ihm in stolzer Aufrichtigkeit, „aber einäugig im Reiche der Blinden.“ „Ihre groſsen Eigenschaften,“ fügte er in unaufrichtiger Schmeichelei hinzu, „bedürfen meines Antriebes, wie mein Antrieb Ihrer groſsen Eigenschaften.“ Er forderte, daſs man ihm gestatte, „der ständige Ratgeber, der vertraute Freund, der Diktator des Diktators zu werden“.

Aber welches Recht hatte er, auf so viel Entgegenkommen zu rechnen, da er an demselben Tage, dem 1. Juni 1790, an dem er nochmals um Lafayettes Freundschaft warb, beim König als sein bitterster Feind sich hören lieſs? In der That war dies der wesentliche Inhalt der ersten uns bekannten Denkschrift für den Hof, welche die lange Reihe seiner geheimen Ratschläge für Ludwig XVI. und Marie Antoinette eröffnet. „Ich habe,“ lieſs er sich hier vernehmen, „monarchische Grundsätze bekannt, als ich im Hofe nur seine Schwäche sah, und, uneingeweiht in die Gedanken der Tochter Maria Theresias, auf diese erhabene Helferin nicht rechnen konnte. Ich habe für die Rechte des Thrones gekämpft, als ich nur Miſstrauen einflöſste, und alle meine Handlungen, von der Böswilligkeit entstellt, nur Fallstricke zu sein schienen.

Ich habe dem Monarchen Dienste geleistet, als ich wohl wufste, dafs ich von einem gerechten, aber getäuschten Könige weder Wohlthaten noch Belohnungen zu erwarten hätte. Was werde ich jetzt thun, wo das Vertrauen meinen Mut wieder aufgerichtet, wo Dankbarkeit mir meine Grundsätze zur Pflicht gemacht hat? Ich werde sein, was ich immer gewesen bin: Verfechter der durch Gesetze geregelten monarchischen Gewalt und Apostel der durch die monarchische Gewalt garantierten Freiheit."

Als eines der stärksten Hindernisse für die Verwirklichung eines solchen Zustandes der Dinge bezeichnete er Lafayette, „den vorgeblichen General der Verfassung, den Rivalen des Königs". Lafayettes Macht beruhte seinen Worten nach darauf, dafs er „dem Strome der Menge" folgte. „Das Volk fürchten und dem Volke schmeicheln, seine Irrtümer aus Heuchelei und aus Interesse teilen, die zahlreichste Partei, mag sie im Rechte oder im Unrechte sein, unterstützen, den Hof durch Volksbewegungen erschrecken, die er angezettelt hat, oder die er, um sich unentbehrlich zu machen, fürchten läfst, die öffentliche Meinung von Paris derjenigen des ganzen übrigen Königreiches vorziehen, weil seine Kraft ihm nicht aus den Provinzen zufliefst: das ist der oft durch seine Schuld geschaffene und stets gefährliche Kreis, aus dem herauszuschreiten ihm unmöglich sein wird, das ist sein ganzes Geschick. Dieser Mann wird, wennschon ohne Demagogie, der königlichen Gewalt furchtbar bleiben, solange die öffentliche Meinung von Paris, deren Werkzeug er nur sein kann, es ihm gebietet. Und da nun, unter der Voraussetzung, dafs das Reich zu gesunderen Ideen über die wahre Freiheit zurückkehrt, die Stadt Paris, als der exaltierteste Teil, die letzte sein wird, ihre Grundsätze zu ändern, so ist auch Herr von Lafayette von allen Bürgern derjenige, auf den der König am wenigsten zählen kann."

Welche Folgerungen zieht Mirabeau aus diesen Vordersätzen, denen sich eine innere Wahrheit nicht abstreiten liefs? Sollte man weiter mit „dem Wächter des Monarchen" paktieren? Sollte man bei einer Änderung der Regierung Minister aus seiner Hand entgegennehmen, die, wie er, wollen müfsten, dafs „Frankreich auf den gleichen Ton mit Paris gestimmt werde, während das einzige Mittel der Rettung darin besteht, Paris durch Frankreich zur Vernunft zu bringen?" Das darf nicht sein. Das hiefse ihn selbst „zum ersten Minister mit Ministern zu seinen Schreibern

machen.“ Man fürchte den Versuch nicht, sich von seiner Tyrannei zu befreien. Einem Ministerium, das nicht von ihm abhinge, das sich aber auf die Mehrheit der Nationalversammlung stützen müfste, wäre „der Diktator mit der Trägheit seines Geistes und der Nichtigkeit seines Talentes“ schwerlich gewachsen. Solche Minister würden alle Mittel in der Hand haben, „die öffentliche Meinung zu leiten.“ Ihm dagegen wären die Summen genommen, für die er jetzt „tausend Spione in Paris, Volksredner auf den öffentlichen Plätzen, klatschende Zuschauer auf den Gallerieen der Versammlung, Adjutanten und Zeitungsschreiber“ erhält. Verbittert würde er vielleicht selbst sein Kommando niederlegen, dann würden seine glühendsten Verehrer ihn verlassen, der angebliche Heros würde sich in sein Nichts auflösen.

Auch für diesen Fall hatte der Verfasser der Denkschrift schon vorgesorgt. Er wies auf den Marquis de Bouillé hin, einen tapferen Soldaten von streng monarchischer Gesinnung, der als Kommandant von Metz eine bedeutende Stellung einnahm. Ein naher Verwandter Lafayettes, hatte Bouillé sich häufig die Freiheit genommen, ihm Vorwürfe zu machen. Denn obschon er ihn nicht für übelwollend hielt, mifstraute er Lafayettes Ehrgeiz, der seiner Ansicht nach „ohne die nötige Ergänzung von Charakter und Genie auf den Wunsch beschränkt war, Lärm in der Welt zu machen“ [1]). Mirabeau konnte von dem gespannten Verhältnis beider Männer unterrichtet sein. „Wollte M. de Bouillé populär sein,“ urteilte er, „so würde er es bald in höherem Grade werden, als Lafayette.“ Jenen instruieren, ihn durch einen gewandten Mann im Politischen leiten, volkstümliche Proklamationen für ihn ausbreiten lassen, diesen bekämpfen, ohne ihn zu reizen, ihm schmeicheln, ohne ihn zu verpflichten, ihm Vertrauen schenken nur dann, wenn er sich selbst schadet: das waren die Mahnungen, mit denen er seine ausführliche Denkschrift schlofs.

In ihr hat man den ganzen Mirabeau mit seiner durchdringenden Menschenkenntnis, mit seiner erfindungsreichen Phantasie, mit seiner gewinnenden Beredsamkeit, aber auch mit seinem Hange zur Intrigue und zum Cynismus, mit seiner Wertschätzung zweideutiger Mittel, und vor allem mit seiner Neigung, bestehende Schwierigkeiten für kleiner anzusehen, als sie waren. Denn, von anderem zu schweigen: es war nicht leicht, sich ein auf die

---

[1]) Mémoires du marquis de Bouillé I, 85.

Mehrheit der Nationalversammlung gestütztes Ministerium zu denken, solange der Beschluſs vom 7. November 1789 in Kraft blieb, der ihren Mitgliedern den Weg zu den Ministerstühlen versperrte. Mirabeau berührt diese Schwierigkeit. Er wünscht, daſs man jenen Beschluſs angreife und seinen Widerruf erlange. Aber er setzt sich ohne viel Bedenken darüber hinweg, ob dies glücken werde oder nicht. So blieb der Ausgangspunkt seines Operationsplanes sehr unsicher.

Es fiel ihm nicht schwer, ihm eine andere Wendung zu geben. Am 20. Juni stellte er dem Hofe nochmals vor Augen, was er von einem „unfähigen Ehrgeizigen“ zu gewärtigen habe, der über keinen Plan verfüge, aber der thatsächlichen Diktatur zustrebe. Solange das Ministerium Necker nicht abgeschüttelt werden könne, dem er noch stärkere Vorwürfe aus seiner Feigheit als aus seiner Ungeschicklichkeit machte, müsse man wenigstens über einen Mann verfügen können, der sozusagen jeden Augenblick die Schritte des Hofes leite. Dieser Mann wollte er sein. Um es zu werden, forderte er, daſs Lafayette gezwungen würde, ihn vor aller Welt als ständigen Helfer anzuerkennen. Er setzte Wort für Wort die Mahnrede auf, die Lafayette von höchster Stelle gehalten werden sollte und nahm dabei den Mund recht voll. „Herr von Mirabeau“ — dies sollte der General zu hören bekommen — „ist der einzige Staatsmann dieses Landes. Niemand hat seinen Überblick, seinen Mut, seinen Charakter. Es ist klar, daſs er nicht zu unserem Verderben beitragen will. Man muſs sich nicht der Gefahr aussetzen, daſs die Umstände ihn dazu zwingen, es zu wollen. Er muſs uns angehören, und damit er uns angehöre, müssen auch wir ihm angehören. Er muſs einen groſsen Zweck, eine groſse Gefahr, groſse Mittel, einen groſsen Ruhm vor sich haben. Wir ergeben uns darein und sind entschlossen, ihm das Vertrauen der Verzweiflung zu schenken. Ich verlange, ich fordere, daſs Sie sich mit Herrn von Mirabeau verbinden, aber ganz, aber täglich, aber offen, aber in allen Angelegenheiten.“

Der Entwurf eines Briefes Ludwigs XVI. an Lafayette in diesem Sinne, neun Tage später datiert, hat sich nach der Einnahme der Tuilerien in dem sogenannten eisernen Schranke vorgefunden; das Schreiben ist aber niemals abgeschickt worden[1]).

[1]) Lafayette II, 496.

In Wahrheit hatte Mirabeau dem Könige einen solchen Aufwand von Kraft gar nicht zugemutet. Es ist nicht am wenigsten bezeichnend für die Menschen und für die Dinge, dafs er in der zuletzt erwähnten Denkschrift Ludwig ganz bei Seite schiebt, um nur von Marie Antoinette zu sprechen. „Der König," wagt er hier zu sagen, „verfügt nur über einen Mann, und das ist seine Frau. Für sie giebt es keine andere Sicherheit als in der Wiederherstellung der monarchischen Autorität. Ich möchte glauben, dafs ihr ein Leben ohne die Krone nicht lieb wäre. Was ich aber für völlig gewifs halte, ist, dafs sie das Leben nicht behalten möchte, wenn sie nicht auch die Krone behalten kann. Der Augenblick wird kommen, und zwar bald, wo sie wird versuchen müssen, was eine Frau und ein Kind zu Pferde vermögen. Für sie ist das eine Familienweise. Aber inzwischen mufs sie sich rüsten und nicht glauben, man könne sich durch Zufall oder einige Kombinationen gewöhnlicher Menschen und Mittel aus einer ungewöhnlichen Krisis retten." — Für die Tochter Maria Theresias war daher jene Ansprache an Lafayette vorgezeichnet, die sie „in Gegenwart des Königs, seine Vorbereitung und Entschlossenheit vorausgesetzt", halten sollte.

Mirabeau konnte Ludwig XVI. keine kläglichere Rolle spielen lassen als hier, selbst wenn man annehmen will, dafs diese Denkschrift nur für die Augen Marie Antoinettes bestimmt war. So viel aber ist klar: in ihr sah er wirklich den einzigen Mann am Hofe. In ihr allein glaubte er eine feste Stütze finden zu können. Wir werden fragen, ob ihm nicht auch hier wieder seine leicht bewegliche Phantasie ein Luftgebilde vorspiegelte. Es ist wahr: die Königin suchte ihre alte Abneigung gegen ihn zu überwinden. „Die Unterhandlung mit Mirabeau," hatte sie erst kürzlich den Grafen Mercy wissen lassen, „befriedigt mich sehr, vorausgesetzt, dafs er aufrichtig ist." Nur wufste sie nicht, woher all das Geld nehmen, das er zunächst als Waffe zu verwenden gedachte[1]). War aber darauf zu bauen, dafs sie seinen Ideen dauernde Teilnahme schenken würde? Sie hatte Mut, Energie und ein starkes Gefühl für das Kritische ihrer Lage. Aber sie war ungeduldig, ungelehrig, für kühles staatsmännisches Rechnen nicht gemacht und stets dazu geneigt, das Politische im Persönlichen aufgehen

---

[1]) A. von Arneth: Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II. S. 129. 12. Juni 1790.

zu lassen. Der einzige Mann in der Nähe des Königs war eben wirklich eine Frau, die von der Mutter nur den kleinsten Teil der Herrschergaben ererbt hatte.

Indessen waren die Dinge so weit gediehen, dafs Mirabeau Wert darauf legen mufste, mit Marie Antoinette eine persönliche Zusammenkunft zu haben. Sein wahres Element war das gesprochene Wort. Durch ein halbstündiges Gespräch mochte er sich schmeicheln, mehr zu wirken als durch bogenlange Denkschriften. Auch die Königin wünschte Mirabeau zu sprechen, und was sie wünschte, wünschte der König. Für den Juli drohte so manches, was unberechenbare Folgen haben konnte. Das grofse Föderationsfest kündigte sich schon durch die ungeheuren Vorbereitungen auf dem Marsfelde an. Die Rückkehr des Herzogs von Orléans, der dabei nicht fehlen wollte, war zu gewärtigen. Es war wichtig, allen Widerwillen zu besiegen und mit dem Verfasser der geheimen Ratschläge mündliche Rücksprache zu nehmen. Der Hof durfte gerade für einige Zeit die Landluft von St.-Cloud geniefsen. Hier hatte Marie Antoinette einen Ort ausfindig gemacht, wo man sich am Abend des 2. Juli unbeargwöhnt treffen könnte[1]). Noch in letzter Stunde mufste das Stelldichein auf den Morgen des nächsten Tages verschoben werden, wobei man freilich den Vorteil der Dunkelheit einbüfste. Um sein Vorhaben zu verbergen, brachte Mirabeau die Nacht vom zweiten auf den dritten in Passy, im Hause seiner Nichte, Madame d'Arragon, zu. Den folgenden Morgen fuhr ihn sein Neffe Du Saillant, als Postillon verkleidet, zu der verabredeten Pforte von St.-Cloud. Heimlich gelangte er zum Königspaare. Marie Antoinette konnte zuerst beim Anblick des Gefürchteten ihre Erregung nicht beherrschen, Ludwig XVI. erschien wie immer apathisch. Das Gespräch hatte keinen Zeugen, aber wir wissen, dafs beide Teile sich für sehr befriedigt erklärten.

Indessen liefs sich fragen, ob der Schaden dieser Zusammenkunft den Nutzen nicht weitaus überwog. Geschäftig regte sich

---

[1]) Arneth a. a. O. S. 133. Für das Folgende vgl. die Erzählung La Marcks und Du Saillants, nach d'Haussonvilles Bericht mitgeteilt bei Bacourt. Der unzählige Male benutzte Bericht der Madame de Campan ist sehr wenig zuverlässig. Eine von Mirabeau selbst herrührende Notiz in dem Werke: Bruchstücke aus den Papieren eines Augenzeugen und unparteiischen Beobachters der Französischen Revolution (K. E. Oelsner) s. l. 1794. S. 113, 114 Anm.

wieder der lauernde Verdacht. Eine anonyme Druckschrift sprach von einer nächtlichen Zusammenkunft des „französischen Cromwell“ mit dem König[1]). Ein Artikel in Frérons „Orateur du Peuple“ berichtete, dafs er in St.-Cloud die Königin gesehen habe. Dem Comité des Recherches wurde sogar ein Brief überliefert, der im dortigen Parke aufgefunden sein sollte, und aus dem Mirabeaus Gegner Kapital zu schlagen hofften. Um sie irre zu führen, beschlofs er, in der nächsten Zeit mehrfach in Passy zu übernachten und am hellen Tage nach Paris zurückzureiten. Um sie zu überwachen, bat er, zwölf geschulten Spionen der Geheimpolizei die nötigen Anweisungen zu geben. Je lauter das Gerücht von seinen heimlichen Beziehungen zum Hofe sprach, desto mifstrauischer mufste Lafayette gegen den Rivalen werden. Soeben erst hatte er einen Triumph gefeiert, der ihn wieder mit dem Triumvirate vereinigte. Sie fanden sich ganz und gar in dem Gedanken zusammen, dafs es unerläfslich sei, den erblichen Adel abzuschaffen, alle feudalen Titel zu verbieten und zu fordern, dafs jeder Bürger sich nur mit seinem Familiennamen bezeichne. Mirabeau hatte in seiner Schrift über den Cincinnatusorden das „epidemische Übel des Adels“ selbst verspottet. Jetzt verspottete er den Glauben, mit jenem Dekrete sei ein grofses Werk geschaffen worden. „Was man am wenigsten aus dem menschlichen Herzen ausreifsen kann,“ schrieb er an Mauvillon, „das ist die Macht der Erinnerung ... Die Formen wechseln, aber der Kultus bleibt. Alle Menschen sollen gleich sein vor dem Gesetze, jedes Monopol soll verschwinden: der Rest ist nur eine Verschiebung der Eitelkeit.“ „Mit eurem Riqueti habt ihr Europa drei Tage lang irre gemacht,“ rief er den Journalisten zu, für die der vormalige Graf Mirabeau nur noch „Bürger Riqueti der Ältere“ war.

Das alles konnte Lafayette nicht freundlicher stimmen. Vornehmlich an seinem Widerspruche scheiterten die Anstrengungen Mirabeaus, während des bevorstehenden Föderationsfestes die Würde eines Präsidenten der Versammlung zu bekleiden. Nichts hätte ihm erwünschter sein können. Sein Name hätte sich strahlend aus dem Gewölke von Anschwärzungen erhoben. Sein Wort

[1]) Entrevue nocturne de Gabriel Honoré Riquetti ci-devant comte de Mirabeau avec le Roi. A St.-Cloud le 2 Juillet 1790. 8 S. 12°. Bibl. nat. L. 39. 3675^{b}. Vgl. l'Ami du peuple No. CLV. 6. Juli 1790. S. 8 „On annonce à l'instant de sourdes menées de Riquetti l'aîné à Saint-Cloud.“

wäre bei einer so feierlichen Scene vom ganzen Lande vernommen worden. Er hätte sich nicht mit der Rolle eines Statisten begnügt, sondern wäre als der erste Mann nach dem Könige hervorgetreten. Beim Wahlgange des 19. Juni hatten sich schon viele Stimmen auf ihn vereinigt. Wenn Lafayette mit seinem Anhang ihn unterstützte, konnten diese Stimmen beim nächsten Wahlgange, vierzehn Tage später, unschwer zur Mehrheit anwachsen. Aber der General erklärte Frochot: „Mirabeau beträgt sich zu schlecht mir gegenüber. Ich habe den König von England in seiner Macht besiegt, den König von Frankreich in seiner Gewalt, das Volk in seiner Wut, ich werde einem Mirabeau nicht nachgeben.“ So wenigstens wollte Mirabeau selbst es von Frochot gehört haben. Auch in jener Druckschrift, die seinen Besuch in St.-Cloud denunzierte, konnte er eine heftige Verwahrung gegen seine Präsidentschaft lesen. „Eine solche Schmach wird das auf dem Marsfelde versammelte Volk nicht dulden. Es wird nicht wollen, dafs seine Rechte in so unreine Hände gelegt werden.“ In der That wurde bei der Wahl am 5. Juli sein Name nicht mehr genannt. Es war ein schlechter Trost, dafs der Klub von 1789 ihn für den Juli zum Präsidenten gewählt hatte[1]). Die Ehre, am Tage der Föderation die Nationalversammlung zu führen, ward Bonnay zu teil, der zu repräsentieren verstand, aber aus seiner Stellung nichts zu machen wufste, und Lafayette neidlos den Hauptplatz in dem glänzenden Schauspiele überliefs.

Mirabeau blieb nichts übrig, als in schriftlicher Form dem Hofe gute Lehren zu geben und der Übermacht des „Majordomus“ Lafayette nach Kräften entgegenzuarbeiten. Indessen er erreichte so gut wie nichts. Er hätte es für nützlich gehalten, wenn man den Herzog von Orléans bei seiner Rückkehr gut behandelte, wäre es auch nur, um Lafayette dadurch eine Verlegenheit zu bereiten. Aber dies ging, nach allem, was vorgefallen war, über das Mögliche hinaus. Er hätte gewünscht, dafs der König am 14. Juli vor allem Volke hoch zu Rofs mit einer feurigen Ansprache, deren Text er selbst mit grofser Umsicht entwarf, sich hören lasse. Aber der schüchterne Monarch, von seinem Thronsessel sich erhebend, öffnete nur zur kurzen Ableistung des ihm vorgeschriebenen Eides auf die noch unfertige

[1]) Passy: Frochot S. 50.

Verfassung den Mund. Er verschwand in den Augen der Tausende, die das Marsfeld füllten, hinter dem General, der, umrauscht von den Fahnen der dreiundachtzig Departements, als der erste am Altare des Vaterlandes mit entblöfstem Schwerte der Nation, dem Gesetze, dem Könige Treue schwor. Lafayette erschien als der Held des Tages. Man sah, dafs sich Föderierte vor ihm niederwarfen, seine Hände, seine Stiefel, selbst den Sattel seines Schimmels küfsten. Als Mirabeau abends mit Sièyes und Stanislas Girardin, dem späteren Mitgliede der Legislative, speiste, sagte er: „Würde ich unter diesem Volke ins Ministerium berufen, so solltet ihr mich erdolchen. Denn binnen eines Jahres hätte ich euch alle zu Sklaven gemacht“ [1]).

Was an ihm lag, seine Popularität in diesen festlichen Tagen zu erhöhen, geschah. Er hielt im Klub von 1789 den Föderierten der Bretagne eine schmeichlerische Rede [2]). Er sah ein halbes Hundert seiner aus der Provence herbeigekommenen Landsleute bei sich zu Tische. Er gab sich Mühe, ihnen den Anblick von Chéniers Tragödie Karl IX. zu verschaffen, deren Aufführung ungestüm gefordert wurde [3]). Aber er konnte dem Hofe nicht verschweigen, wie wenig Nutzen man aus dem Feste für die Monarchie gezogen habe, obwohl die gut royalistische Gesinnung der Provinzen im Auftreten der Föderierten zweifellos zum Vorschein gekommen war. „Der König,“ klagte er, „ist blofsgestellt worden, ohne Gewinn für seine Autorität, und den fürchterlichen Mann hat man zum Manne der Föderation, zum einzigen Manne gemacht.“ So lange dieser „fürchterliche Mann“ mit seinen Nationalgarden den König in Paris gleichsam als seinen Gefangenen behandeln konnte, liefs sich seiner Meinung nach keine Wendung zum Besseren absehen. Er hatte seit Monaten Pläne der Entfernung des Königspaares erwogen, aber stets darauf gedrungen, dafs sie nicht nach Flucht aussehen, und dafs ihr Ziel nicht die deutsche Grenze sein dürfte. Im Oktober 1789 lautete seine Warnung: „Begiebt sich der König nach Metz, so heifst das der Nation den Krieg erklären und dem Throne entsagen.“ Im Juni 1790 sprach er es mit Nachdruck aus: „Ein König, wenn er König

---

[1]) Journal et Souvenirs de St.-Girardin T. III. p. 95.

[2]) Passy: Frochot 50.

[3]) S. s. Korrespondenz mit den Schauspielern der Comédie française in der Revue rétrospective 1838. III, 280.

sein will, darf nur bei hellem Tage abreisen.“ Indem er auf diesen Gedanken zurückkam, frug er sich, ob eine Verlegung des Hofes, wäre es auch nur nach Fontainebleau, nicht durchzusetzen wäre. Er hielt es für möglich, unter Vorwissen und mit Zustimmung der Versammlung dies auszuführen. Zwar hatte sie sich nach den Oktoberereignissen von 1789 für unzertrennlich vom Monarchen erklärt. Dafs sie ihm folgen würde, war undenkbar. Die Zeiten hatten sich seit dem Oktober 1789 gewaltig geändert. Genug, wenn sie einer Reise des Hofes kein Hindernis in den Weg legte. Ludwig XVI. sollte durch eine ministerielle Botschaft mitteilen, dafs er aus Gesundheitsrücksichten und wegen der Jagden ein paar Wochen in Fontainebleau verbringen, aber so oft wie möglich nach der Hauptstadt zurückkommen wolle. Mirabeau gab an, in welchem Tone diese Botschaft abgefafst sein müfste, um Vertrauen zu erwecken. Er entwickelte, wie man den Argwohn Lafayettes einzuschläfern, ja sogar ihn zu verpflichten hätte, sich für das Gelingen der Reise zu verbürgen. Alle militärischen Vorsichtsmafsregeln waren von ihm erwogen. Er legte Gewicht darauf, dafs der König in Fontainebleau allmählich durch Linientruppen die Nationalgarden ersetzen könnte, und nannte Regimenter und Offiziere, die er für besonders verläfslich hielt.

An diesem Punkte zeigte sich das letzte politische Ziel seines Planes. Die Truppen, die der König scheinbar nur zu seinem Ehren- und Wachtdienst in seiner Nähe haben sollte, konnten den „Kern“ einer treuen stehenden Kriegsmacht bilden. Die Regierung hätte damit erhalten, woran es ihr zur Zeit fehlte. Denn von allen Seiten langten erschreckende Nachrichten über die Lockerung der Disciplin an. Das Klubwesen drang immer tiefer in die Regimenter ein. Die aufgehetzten Gemeinen jagten ihre verhafsten Offiziere weg. Ganze Garnisonen empörten sich. Der grofse Aufstand der Besatzung von Nancy, den Bouillé in Blut ersticken mufste, bewies, dafs der revolutionäre Geist selbst an den Schweizer Soldaten in französischen Diensten nicht spurlos vorübergegangen war. Mirabeau hatte oft genug vorausgesagt, dafs auch das Heer, das für unerschütterlich gehaltene Bollwerk der Monarchie, beim Zusammenbruche der alten Ordnung, nicht fest bleiben würde, weil sich alle Schäden der alten Ordnung auch hier eingefressen hatten. Aber noch verzweifelte er nicht daran, wenigstens in einem Teile der Armee den Gehorsam

herzustellen oder zu erhalten. Für die Schweizer riet er dem Könige die Ernennung eines Generalinspektors an, der sich mit den Kantonalregierungen in Verbindung setzen und jedes Element der Auflehnung ausmerzen sollte. Er glaubte, dafs La Marck der rechte Mann dafür sein würde, wenn man nicht einen Schweizer Offizier von Ruf, unter Aufsicht La Marcks, vorzöge. Aus den übrigen Regimentern hoffte er eine zuverlässige Truppenmacht, wennschon in beschränkter Zahl, unter loyalen Anführern hervorgehen zu sehen, sobald man mit der längst geplanten Umformung des Heeres nur Ernst mache. Daher sein Antrag vom 20. August in der Versammlung, das ganze alte Heer in kürzester Frist aufzulösen und bei seiner Neubildung niemanden aufzunehmen, der seine Treue nicht eidlich bekräftige. Daher sein Vorschlag, durch eine eindringliche Adresse den Soldaten sofort an seine Pflichten zu erinnern. Auch unterliefs er nicht, ein Dankesvotum der Versammlung für Bouillé und die, welche unter seiner Fahne gefochten hatten, zu befürworten, was Robespierre umsonst zu bekämpfen suchte.

Nahm man alles dies zusammen: die Truppen, die sich unvermerkt in und um Fontainebleau aufhäufen sollten, die Schweizer unter einem eingeweihten Generalinspektor, die Streitkräfte Bouillés, dem das Kommando der ganzen Ostgrenze anvertraut wurde, und was sich bei der Neubildung des Heeres an Zuverlässigkeit mit diesen Streitkräften vergleichen lassen würde, so gewann man nach Mirabeaus Rechnung eine Gesamtmacht, die in einem Bürgerkriege den Ausschlag zu Gunsten der Monarchie geben konnte. Dafs es aber zum Bürgerkriege kommen werde, stand ihm ganz fest. Als hätte er die furchtbaren Zuckungen des Jahres 1793, die Scenen der Wut und der Verzweiflung in Lyon, Toulon, Marseille, Nantes, die rauchenden Dörfer der Vendée, die verwüsteten Gehöfte der Bretagne vor sich gesehen: so bestimmt sprach er es aus, die fortschreitende Auflösung werde zum Kampfe der Bürger gegen die Bürger führen. Er fürchtete diesen Kampf nicht und fürchtete nichts von ihm für die Monarchie, wenn sie sich rechtzeitig dafür rüste und sich ehrlich mit der Beseitigung des ancien régime aussöhne. „Der Bürgerkrieg, für gewöhnlich das schrecklichste Auskunftsmittel," hatte er schon in einer geheimen Denkschrift vom 3. Juli erklärt, „bietet der Freiheit, der Verfassung, der königlichen Autorität noch Aussichten. Das Wesentlichste

dabei wäre, dafs der König sich auf die Provinzen stützte und die Staatsmacht für die Nation, nicht für einzelne, in Bewegung setzte. Der Friedensschlufs würde eine bessere Verfassung herbeiführen." „Der Bürgerkrieg," wiederholte er im August, „ist das einzige Mittel, den Menschen, den Parteien, den Meinungen wieder Leiter zu geben."

Allerdings hatte er nicht nur militärische Rüstungen des Hofes im Auge. Nach wie vor sollten energische Einwirkungen auf die öffentliche Meinung mit ihnen verbunden sein. Er forderte, dafs man sich durch gewandte Emissäre in den Provinzen eine Partei schaffe, die der hauptstädtischen Diktatur die Wage halte. Er drang auf vorsichtige Auswahl der wenigen Beamten, deren Ernennung nach der neuen gerichtlichen Organisation dem Könige noch verblieb. Besonders lenkte er die Aufmerksamkeit des Hofes auf die Provence, wo ihm Pellenc als königlicher Prokurator in Marseille ganz an seiner Stelle geschienen hätte. Endlich sollte die Herausgabe eines billigen Journales seinen Zwecken dienen. Er hoffte aufserdem, Lafayette dadurch eine Falle zu stellen. Liefs dieser sich dazu herbei, ein solches Unternehmen zuerst mit seinem Namen zu decken, übertrug er einem seiner Freunde die Redaktion und gab sich dieser, wie Mirabeau für gewifs annahm, eine Blöfse, so fiel die Schuld auf den General zurück. Das Journal wäre aber dann erst recht eine Waffe in Mirabeaus Hand geworden. Auch sonst gab er vielfache Winke, wie man es anzufangen habe, Lafayettes Popularität zu untergraben, ihm das Vertrauen der Nationalgarden zu rauben und ihm Feinde in der Masse zu erwecken. Von diesem Gesichtspunkte aus hielt er Aufläufe in Paris, wie sie fast in jeder Woche vorkamen, eher für nützlich als für schädlich. Er sehnte den Tag herbei, an dem Lafayette „auf das Volk schiefsen lassen müfste". „Von dem Augenblicke an," meinte er, „hätte er selbst sich eine tötliche Wunde beigebracht."

Man sieht, wie es in ihm arbeitet, wie ein macchiavellistischer Plan den anderen drängt, bei aller Beweglichkeit seiner Gedanken und bei aller Verwegenheit der von ihm empfohlenen Mittel der Zweck jedoch immer derselbe bleibt: „eine bessere Verteilung der Macht zu erwirken, vor allem der königlichen Autorität einen gröfseren Spielraum zu verschaffen" [1]). Es kann

[1]) Vierundzwanzigste Note für den Hof.

nicht bezweifelt werden, dafs er damit in die Wege der Centralisation zurückzulenken gedachte. Alles, was er ehemals zu Gunsten der Decentralisation Frankreichs vorgebracht hatte, war vergessen. Zwar spielte er auch jetzt noch gelegentlich mit der Idee, die einzig vollkommene Regierungsform eines grofsen Reiches sei eine Verbindung kleiner Föderativstaaten, deren Bundesknoten eine Abgeordnetenversammlung unter monarchischer Spitze ausmache[1]). Ähnlich hatte er in dem Werke über die Monarchie Friedrichs des Grofsen wider die eingebildeten Vorzüge eines umfangreichen Einheitsstaates manches zu sagen gewufst, wobei die den Physiokraten entlehnte Polemik gegen den Einflufs einer alles verzehrenden Hauptstadt ihm von Wert gewesen war. Aber er war weit entfernt davon, die praktischen Folgerungen dieser aufgeputzten Theorie für Frankreich zu ziehen. Die Departements, auch wenn nach seinem Vorschlage vom November 1789 ihrer hundertundzwanzig geworden wären, sollten nichts weniger als kleinen Föderativstaaten gleichen. Wäre dies nur entfernt seine Meinung gewesen, so hätte es ihn bekümmern müssen, dafs von einem Ersatze der alten Provinzialstände, über die man hinwegging, wie von Erhaltung und Verbesserung der Provinzialversammlungen neueren Datums keine Rede war. Statt dessen betonte er in seinen Denkschriften für den Hof nur, dafs „eine centrale Verwaltung billiger und stärker sein würde“ als die neu geschaffene, bei der alles auf frei erwählten Kollegien beruhte[2]).

Öffentlich an dem neuen Verwaltungssysteme Kritik zu üben, wagte er nicht. Nur einmal hat er in der Nationalversammlung zum Zwecke einer gewissen Verbesserung einiger Mängel dieses Systemes den Vorschlag empfohlen, die von den Aktivbürgern auf zwei Jahre durch das ganze Reich hin erkorenen Wähler sollten für sich selbst von der Bekleidung öffentlicher Ämter ausgeschlossen sein. Ohne dies Korrektiv schien ihm das Wahlsystem unvermeidlich vom „Gifte der Faktionen, Intriguen und Kabalen“ angefressen werden zu müssen. Aber seine Ansicht wurde sofort durch eine Schrift von Choderlos de Laclos, Verfasser der „Liaisons dangereuses“, Sekretär des Herzogs von Orléans und eifrigem Jakobiner, bekämpft. Sie fand auch keine

---

[1]) An La Marck 15. und 27. Januar 1790, an Mauvillon 31. Jan. 19. Oktober 1790 (S. 506. 527).

[2]) Note 28, 30, 47.

Gnade vor dem Verfassungsausschusse[1]). Wenn er sich hienach wieder in Schweigen hüllte, sobald die Risse und Sprünge des neuen Verwaltungsgebäudes immer unverkennbarer hervortraten, durfte man doch in den Tuilerieen dessen sicher sein, dafs er sein Ziel im Auge behielt, dem Könige das Wesentliche der Staatsverwaltung, und damit der Regierung, zurück zu erobern. Allein war es zu verwundern, wenn seine Ratschläge eben an der Stelle, für die sie berechnet waren, keiner Beachtung gewürdigt wurden? Sie setzten eine Verbindung von Kühnheit und Weitblick voraus, die der Königin, geschweige denn dem Könige vollkommen abging. Auch wufste Marie Antoinette sehr bald die schwachen Stellen in Mirabeaus Gewebe zu entdecken. Indem sie Mercy die Denkschrift übersandte, welche die Erhebung des Belgiers La Marck zum Posten eines General-Inspektors der Schweizer empfahl, äufserte sie, das Aktenstück sei „närrisch von einem Ende bis zum anderen und nur darauf berechnet, La Marcks Interessen zu dienen“[2]). Sie scheute vor dem heimlichen Kriege gegen Lafayette zurück. Sie wagte nicht, Mirabeau eine zweite Zusammenkunft zu gewähren. Die Reise nach Fontainebleau wurde niemals von ihr in Erwägung gezogen, und wichtiger als andere militärische Mafsregeln dünkte sie die Wiederherstellung der Gardes du Corps. Wenn sie den Inhalt der Noten Mirabeaus nicht selten bedenklich fand, so fühlte sie sich noch häufiger durch ihre Form verletzt. Dieser Ratgeber band sich nicht an die Regeln höfischer Etikette. Er sprach mit dem Realismus schonungsloser Aufrichtigkeit von der „jämmerlichen Lethargie“ des Königspaares. Er liefs das Schreckbild des Schafottes prophetisch vor ihm aufsteigen[3]). Er drohte sogar, wenn man taub für seine Warnungen sei, werde er den Dingen ihren Lauf lassen und nur das „Rette sich, wer kann“ im Auge behalten. Solche Worte hört niemand gern, am wenigsten ein gekröntes Haupt.

Marie Antoinette konnte dem ehemaligen Grafen Mirabeau, Riqueti dem Älteren, seine plebejischen Manieren nicht verzeihen.

---

[1]) Arch. parl. XVIII, 638. 7. Sept. Lettre de M. de Choderlos (ci-devant de Laclos) à M. Riquetti L'aîné (ci-devant Comte de Mirabeau) sur son opinion du 7 septembre relativement aux Électeurs. 8 S. Bibl. nationale L^{b} 39. 4054.

[2]) Arneth a. a. O. S. 134.

[3]) „La Marck .. qui ne vous quittera plus qu'à l'échafaud.“ Sechzehnte Note für den Hof.

Sie schenkte ihm niemals volles Vertrauen. Hinter seinem Rücken liefs sie sich von anderen beraten. Er glaubte zu wissen, dafs Rivarol Gehör bei ihr fand, der geistreiche Verächter der Volkshelden, welcher ihm das Zeugnis ausstellte: „Mirabeau ist für Geld jeder That fähig, selbst einer guten[1]." Er wütete darüber, dafs ein Bergasse sich als Mentor dem Hofe habe anbieten dürfen, den er schon deshalb zu den Schwachköpfen rechnete, weil er für die Heilslehren Mesmers schwärmte. Hätte er erst Kunde davon gehabt, welche Pläne man in den Tuilerieen mündlich mit dem Grafen Axel Fersen und schriftlich mit dem Baron de Breteuil schmiedete! Wie man erwog, ob nicht mit Bouillés Hilfe die Flucht an die östliche Grenze gelingen könnte! Wie man dabei auf die mittelbare Unterstützung des Auslandes, in erster Linie der östreichischen Truppen in Belgien, zählte! „Ein König darf nicht das allgemeine Mifstrauen gegen sich erregen. Er darf sich nicht in die Lage versetzen, nur mit den Waffen in der Hand in sein Land zurückkehren zu können, oder fremde Unterstützung erbetteln zu müssen." So hatte Mirabeau schon vor Jahresfrist sich hören lassen[2]). Man war auf dem besten Wege, eben der Klippe zuzusteuern, auf deren Gefährlichkeit er hingedeutet hatte.

Wie viel oder wie wenig von der Denkweise des Hofes er ahnen mochte: mitunter überkam ihn ein Gefühl davon, dafs er mit seinen Ratschlägen Zeit und Papier völlig verschwende. Aber er war gebunden. Das Gold, wodurch seine Unterstützung erkauft worden, war ihm unentbehrlich. Daher war seine Drohung, der Herrschaft den Dienst kündigen zu wollen, nur theatralisches Pathos. Nicht anders klang aus diesem Munde die gegenteilige Versicherung: „Ich werde treu bleiben bis zum Ende, weil dies meinem Charakter entspricht." Und doch war eines gewifs, dafs es ihm ernst war mit dem Bestreben, aus der grofsen Zertrümmerung des Alten eine neue starke Ordnung zu retten. Der Zweck war erhaben. Er sollte die Mittel heiligen.

---

[1]) Lescure: Rivarol S. 170. Mirabeau und Rivarol hatten sich schon früher überworfen, vermutlich weil Rivarol, gleich so vielen anderen, berechtigt war, Mirabeau eines litterarischen Diebstahles zu zeihen, s. Lescure S. 169.

[2]) Mémoire für Monsieur 15. Oktober 1789.

Neuntes Kapitel.

Untersuchung des Châtelet. Assignaten.

Ein Geheimnis, um das mehr als Zwei wissen, ist kein Geheimnis mehr. Auch Mirabeaus Verbindung mit dem Hofe blieb nicht so verborgen, wie man mitunter gemeint hat. La Marck, Mercy, der Erzbischof Fontanges waren von Anfang an in sie eingeweiht. Pellenc war bei der Abfassung der Denkschriften beteiligt[1]), Comps hatte sie zu kopieren. Kein Wunder, wenn auch andere hinter die Wahrheit kamen. Cazalès ahnte schon Ende Juni das Richtige, Vaudreuil erwähnte wenig später in seinem Briefwechsel mit dem Grafen von Artois, dafs Marie Antoinette Mirabeau gewonnen haben solle. Goltz und Staël hielten die Sache im Juli und August für ausgemacht[2]). Was Neckers Schwiegersohn in Erfahrung gebracht hatte, mufste auch Necker bekannt sein. Mirabeau selbst that sich nach seiner Art keinen Zwang an, sobald in seiner Kasse nicht mehr vollkommene Ebbe herrschte. Man war erstaunt darüber, dafs er sich in einem Hause auf der Chaussée d'Antin glänzend einrichtete, die Zahl seiner Dienerschaft vermehrte und Gastmähler gab, bei denen es verschwenderisch herging[3]). Dieser und jener seiner Gäste

[1]) Mercy an Cobenzl 3. Januar 1793 (s. o. S. 112) nennt Pellenc „le principal rédacteur des écrits de Mirabeau", vgl. Bacourt I, 120. „Pellenc était le véritable secrétaire de Mirabeau."

[2]) Bacourt I, 340, 341. Staël, Corresp. dipl. 170. Goltz, 16. Juli 1790 Arch. Berlin, Correspondance intime du comte de Vaudreuil et du comte d'Artois pendant l'émigration (1789—1815) p. p. L. Pingaud, Paris, Plon 1889, I, 247 vgl. Reg. s. v. Mirabeau.

[3]) S. die Schilderung Goranis im Anhang II. nach dessen handschriftlichen Memoiren vgl. Barère IV, 345.

wagte wohl, beim Becher auf die Quelle anzuspielen, aus welcher der Wirt geschöpft habe. Dann antwortete er mit einem vieldeutigen Lachen und mit Spöttereien über die Bewohner des Schlosses, die niemanden irre führten.

Indessen man konnte ihm nichts beweisen, und dies machte ihn sicher. Er liefs die namenlosen Pamphletisten, die ihn als verräterischen Söldling der Östreicherin denunzierten, ihr Gift verspritzen, ohne sie einer Antwort zu würdigen. Er schwieg auch auf die offenen und versteckten Beschuldigungen von Desmoulins, Fréron, Prudhomme und anderen, die mit ihrem Namen für ihre Worte eintraten. Wenn er mit einem Libelle Marats, das mafsloser war als die aller übrigen zusammengenommen, eine Ausnahme machte, so geschah es nur, um die Nationalversammlung zu bitten, sich um „den Wahnsinn des Trunkenboldes“ nicht zu kümmern. Was Marat, den Volksfreund, in grenzenlose Wut versetzt hatte, war jener Antrag Mirabeaus vom 20. August gewesen, das ganze alte Heer ohne Verzug aufzulösen und bei seiner Neubildung alle unzuverlässigen Elemente auszuscheiden. Schon die Kollegen Mirabeaus schraken vor einer solchen Überstürzung zurück. Der Courrier de Provence erhob mannigfache Bedenken gegen einen so „kühnen Vorschlag“. Marat aber drückte sich in der ihm eigenen Sprache folgendermafsen aus: „Ich sehe, wie die ganze Nation sich gegen diesen höllischen Plan erheben wird. Wenn die Schwarzen und die angefaulten Minister die Frechheit haben, ihn durchgehen zu lassen, Bürger, dann pflanzt achthundert Galgen auf, lafst alle Verräter daran baumeln und als den ersten den infamen Riqueti den Älteren.“ Malouet, der schon früher Mafsregeln befürwortet hatte, dazu bestimmt, derartige Auswüchse der Prefsfreiheit abzuschneiden, bestand auf Verfolgung Marats und der Verbreiter seines Libelles vor dem Gerichtshofe des Châtelet. Er fand jedoch bei Mirabeau, dem zunächst Beteiligten, keine Unterstützung. Wohl aber benutzte dieser den Anlafs, um daran zu erinnern, dafs es „ein viel ehrenrührigeres Libell“ als dasjenige Marats gegen ihn gebe. Und dies wollte er nicht durch den Übergang zur Tagesordnung mit Stillschweigen bedecken lassen. „Dies Libell gehört dem Manne an, vor den man die hier denunzierten Thorheiten hat bringen wollen, dem Prokurator des Châtelet.“

In der That mufste Mirabeau dringend wünschen, dafs die Untersuchung der Oktoberereignisse, mit deren blutiger Geschichte

sein Name so oft verknüpft worden war, endlich ein greifbares Ergebnis liefere. Ende November 1789 hatte das Comité des Recherches der Munizipalität von Paris „das scheufsliche Verbrechen, welches am Morgen des sechsten Oktober das Schlofs von Versailles befleckt hat", denunziert. Die Untersuchung fiel dem Gerichtshofe des Châtelet von Paris zu. Allein die Mitglieder dieser Behörde, entschlossen, dem Geheimnisse der damaligen Vorgänge auf den Grund zu kommen, dehnten ihre Untersuchung auch auf die Ereignisse des 5. Oktober und andere noch früheren Datums aus. Sie gerieten darüber in einen scharfen Federkrieg mit der Pariser Munizipalität, da diese niemals beabsichtigt hatte, andere Persönlichkeiten in den Prozefs zu verwickeln „als die unbekannten Bewaffneten", die am Morgen des sechsten ins Schlofs eingebrochen waren. Auch weigerte sie sich, bei der Ausdehnung des Prozesses durch Auslieferung von Aktenstücken oder sonstwie mitzuwirken[1]). Das Châtelet setzte inzwischen sein Verfahren fort, verhörte eine Menge von Zeugen oder liefs solche, wie den abwesenden Mounier, verhören, ging in seinen Nachforschungen bis auf die Anfänge der Revolution zurück und entsandte endlich am 7. August 1790 eine Deputation, um der Nationalversammlung in einem versiegelten Packete alle Protokolle der Untersuchung zu überreichen.

Seit Monaten hatte dieser Prozefs das Publikum in Spannung erhalten. Jedermann wufste, dafs der Herzog von Orléans und Mirabeau als Hauptschuldige belastet wurden. Die Rechte hoffte durch die Enthüllungen, für welche viele ihrer eigenen Mitglieder Material von sehr zweifelhaftem Werte geliefert hatten, Mirabeau zu vernichten. Auf der anderen Seite war man im voraus gegen eine Gerichtsbehörde eingenommen, der man vorwarf, mehrfach parteiisch zu Gunsten erklärter Anhänger der alten Ordnung der Dinge, und zu Ungunsten erklärter Verfechter der Freiheit vorgegangen zu sein. Man nannte das Châtelet spottweise „das grofse Waschhaus der Königin", vermutlich um anzudeuten, dafs es dazu berufen sei, die „Schwarzen", die Feinde der Revolution, weifs zu waschen. Eben damals glaubte man nun Umtrieben der „Schwarzen" auf die Spur gekommen zu sein, welche die öffentliche Meinung gewaltig aufregten. Ein gewisser Bonne-

[1]) S. die hierhergehörenden Aktenstücke Arch. parl. XVII, 712—717 vgl. die Sitzungsberichte vom 7. und 10. August 1790.

Savardin, dringend verdächtig, unter Vorwissen des Ministers St.-Priest mit den Emigranten zu konspirieren, war seiner Haft entsprungen. Ein Mitglied der Nationalversammlung, der Abbé Barmond, hatte ihm dabei Hilfe geleistet. Beide aber waren bei ihrer Flucht entdeckt und nach Paris zurückgebracht worden. Nach diesen Vorgängen stand eine gerichtliche Untersuchung in Aussicht, bei welcher der Hof und die Rechte fürchten mufsten, noch höher Gestellte verfolgt zu sehen als einen Abgeordneten in geistlichem Gewande. Es klingt sehr glaublich, dafs, um einen Gegenschlag zu führen und die Feinde innerhalb wie aufserhalb der Versammlung zu schrecken, das Châtelet angewiesen wurde, seine Arbeit zu beschleunigen und das Schweigen zu brechen, das es bis dahin rücksichtlich seiner Untersuchung der Oktoberereignisse bewahrt hatte[1]).

Der Sprecher jener Deputation der Gerichtsbehörde bediente sich denn auch sehr zuversichtlicher Worte. In bombastischen Redewendungen erklärte er, der Schleier solle endlich fallen, den Schuldigen endlich die Maske der Bürgertugend abgerissen werden. Er machte eine Anleihe bei Voltaires Zaïre, indem er deklamierte: „Man wird sie kennen lernen, die schaudervollen Geheimnisse." „Wie grofs war unser Schmerz," fügte er hinzu, „als wir bemerken mufsten, dafs Aussagen von Zeugen zwei Mitglieder der Nationalversammlung in diesen Prozefs verwickelten. Sie werden sich ohne Zweifel beeilen, in die Arena herabzusteigen, um ihre Unschuld triumphieren zu lassen. Aber es ist uns durch Ihre Beschlüsse unmöglich gemacht, sie vor Gericht zu fordern." Er nannte niemanden. Allein in der nächsten Nummer des offiziellen Journal de Paris waren dem Leser die Namen „Louis Philipp Joseph von Orléans und Mirabeau der Ältere" nicht vorenthalten. Die Herren vom Châtelet legten darüber grofse Entrüstung an den Tag, die von wenig Leuten für ehrlich gehalten wurde. Mirabeau hatte nicht das mindeste Interesse, eine Lanze für den Herzog von Orléans einzulegen. Im Gegenteil, seine Beziehungen zum Hofe verboten ihm dies durchaus. Auch mochte ihm besser als vielen anderen kund sein, wie viel der Herzog auf dem Gewissen hatte. Wenn die Rückkehr desselben nach Paris ihm nicht unlieb gewesen war, weil Lafayette sie nicht gewünscht hatte, so waren und blieben seine Verbindungen mit dem Prinzen, den er verachtete, abge-

[1]) So urteilt Ferrières II, 82. ein gewifs unverdächtiger Zeuge.

brochen. Aber ihn selbst sollte man nicht ungestraft angreifen. Sein Name sollte nicht durch die Geschichte der Oktobertage für immer beflekt sein. „Das Recht und der Wunsch der beschuldigten Mitglieder dieser Versammlung," sagte er scheinbar kalt, „ist ohne Zweifel, dafs alles bekannt werde."

Indessen die Frage war, in welcher Form dies geschehen sollte. Die sogenannte Unverletzlichkeit der Abgeordneten war durch ein Dekret vom 26. Juni 1790 dahin erläutert worden, dafs kein Mitglied der Versammlung vor Gericht gefordert werden könne, aufser wenn die Versammlung selbst, nach Kenntnisnahme der Akten, ihre Einwilligung zur Erhebung der Anklage gegeben habe. Auf dies Dekret bezog sich Mirabeau, indem er beantragte, das Comité des Recherches der Versammlung solle ihr über die Beschuldigungen, die gegen einige ihrer Mitglieder vorgebracht wären, Bericht erstatten, um daraufhin die Erlaubnis zur Anklage zu geben oder zu verweigern. Auf eben dieses Dekret hatte der Sprecher des Châtelet angespielt. Es war erlassen worden, als es sich darum handelte, ein bedrohtes Mitglied der Rechten zu schützen, das, freiheitsfeindlicher Umtriebe bezichtigt, auf einem Schlosse unweit Toulouse festgenommen war. Die Rechte war also in mifslicher Lage, wenn sie dem berühmtesten Mitgliede der Linken die Gunst dieses Dekretes versagen wollte. Gewährte man sie ihm aber, so war zu fürchten, dafs das verfolgte Wild der Meute entginge. Um die Wette suchten daher Maury und Cazalès nachzuweisen, dafs jenes Dekret für einen bestimmten Fall gemacht sei, hier aber das Gesetz nur Bürger kenne, aus deren Zahl den Volksvertretern kein Privileg zustehen dürfe. „Würden Sie den gestellten Antrag annehmen," sagte Cazalès, „würden Sie eine öffentliche Debatte über den Prozefs stattfinden lassen, so würden Sie die wahren Schuldigen oder die Beweisstücke verschwinden sehen. Nur das Verbrechen würde bleiben, und um so gehässiger, da es keinen Rächer gefunden hätte." Auch von anderer Seite wurde hervorgehoben, wie bedenklich für die Verfolgung der Sache es sein würde, die ganze Voruntersuchung bekannt zu machen. Man wollte zum wenigsten alle Akten, die sich nicht auf Mitglieder der Versammlung bezögen, ausgeschieden wissen. Ein Redner verlangte, dafs man in das Châtelet dringe, die Namen zu nennen. Ein anderer forderte, dafs die Träger dieser Namen, wie kurz zuvor

der eingebrachte Abbé Barmond, in sicheren Gewahrsam verbracht würden.

Mirabeau hatte jedoch einen zu guten Stand. Er überschüttete das Châtelet mit Hohn und schlug die Gegner mit ihren eigenen Waffen. „Unbegreiflich," sagte er, „dafs man in dieser Diskussion mich und die Anhänger meiner Ansicht beschuldigt, das Dunkel zu wollen, während die, welche fordern, das Geheimnis bis zu einem gewissen Zeitpunkte zu wahren, vorgeben, das Licht zu wollen." Er liefs sich gerne gefallen, dafs man das Comité des Recherches in seinem Antrage durch das Comité des Rapports ersetzte, fügte noch hinzu, dafs die Eröffnung des versiegelten Packetes vor zwei Kommissären des Châtelet geschehen, sowie, dafs ein Inventar aller Aktenstücke aufgenommen werden sollte, und hatte die Genugthuung, dafs die Versammlung nach hitziger Debatte ihm beitrat.

Jeder weitere Schritt, der in der Sache geschah, jede Erwähnung der Angelegenheit schlug zu einem Triumphe für ihn aus. Auf Andrängen des Châtelet war das Comité des Recherches der Stadt Paris von der Versammlung aufgefordert worden, nicht länger mit Auslieferung der verlangten Urkunden zu zögern. Es legte aber sofort feierliche Verwahrung gegen dies Verlangen ein, belehrte die Versammlung, dafs das Châtelet seiner Untersuchung eine ungebührliche Ausdehnung gegeben habe, und wagte das Wort, jene Behörde wolle der Revolution selbst den Prozefs machen [1]).

Nicht lange danach, am 23. August, kam der Fall jenes Abbé Barmond zur Sprache. Er war von demjenigen Mirabeaus sehr verschieden, und man konnte voraussehen, dafs die Erlaubnis, den Abbé vor Gericht zu stellen, nicht verweigert werden würde. Auch Mirabeau sprach dafür, er forderte eine „unbeugsame Strenge". Und er war seiner Sache so sicher, dafs er hinzufügte: „Ich fordere sie auch für mich . . . Ich bitte und beschwöre zugleich das Comité des Rapports, seine Arbeit über den Prozefs des sechsten Oktober zu beeilen und diese furchtbare Untersuchung des Châtelet der Welt kundzuthun, damit nach Enthüllung des Geheimnisses so vielen Unverschämtheiten ein Ziel gesetzt werde." Die Rechte hatte den Redner durch Murren

---

[1]) Arch. parl. XVII, 708. XVIII, 73.

und Schreien zu unterbrechen gesucht. Die Mehrheit klatschte und rief stürmisch Beifall, als er von der Tribüne herabstieg.

Acht Tage später liefs das Comité des Rapports die Versammlung wissen, dafs es mit der Prüfung der Akten fertig sei. Es gab zugleich der Erwägung anheim, ob sich vor der Berichterstattung nicht der Druck der Verhörsprotokolle empfehle, um die Diskussion abzukürzen. Man konnte die Mifsachtung der Behörde, deren Eigentum die Protokolle waren, nicht handgreiflicher ausdrücken. Von der Rechten wurde eingeworfen, eine Veröffentlichung der Art werde die Flucht der Schuldigen begünstigen. Diesen Einwurf wollte Mirabeau nicht gelten lassen. „Die Flucht der Zeugen," gab er unter dem Jubel der Linken verachtungsvoll zurück, „ist ebenso wahrscheinlich, wie die der Angeklagten, und doch treffen diese keine Vorsichtsmafsregeln dagegen." Aber ein anderer Grund bestimmte ihn, sich dawider aufzulehnen, dafs die Berichterstattung von der Vollendung des Druckes abhängig gemacht werde. Der Handel habe lange genug geschwebt; man dürfe die Beschuldigten nicht noch weiter dem gehässigsten Verdachte aussetzen. „Mir ist übrigens alles gleich," fügte er stolz hinzu, „da alles an den Tag kommen wird. Ich sage, mir ist alles gleich, denn ich bin nicht bescheiden genug, um nicht zu wissen, dafs mir in dem Prozesse, den man der Revolution machen will, eine Stelle gebührt." Und wieder erdröhnte der Saal von Beifallssalven.

Als er das nächste Mal auf die Untersuchung des Châtelet anspielte, rifs er auch die Gallerieen zu einer begeisterten Ovation mit fort, die der Präsident stillschweigend duldete. Und doch war der Anlafs, den der Redner benutzte, um den Gegnern seine Macht zu zeigen, ziemlich verfänglich. Kurz vor dem Föderationsfeste war nämlich ein M. de Riolles im Dauphiné verhaftet worden, bei dem man den Schlüssel einer Geheimschrift und mehrere Aktenstücke entdeckt hatte, die darauf hindeuteten, dafs man es mit einem Emissäre der Regierung zu thun habe. Er sollte die Stimmung der Provinzen erkunden, sich vergewissern, wer bei Neuwahlen von Einfluſs sein würde, wie es mit der bewaffneten Macht in einzelnen Orten stehe, und Ähnliches mehr. Sich solcher Leute zu bedienen und sie seiner Leitung zu überlassen, hatte Mirabeau dem Hofe oftmals angeraten. Auch behauptete Riolles, ein Brief, den man in seinem Gepäck gefunden hatte, sei ihm von Mirabeau, wennschon nicht in dessen Hand-

schrift, zugekommen. Nach Mirabeaus Korrespondenz mit La Marck bleibt es dunkel, ob Riolles die Wahrheit gesagt hat. Es giebt jedoch zu denken, dafs Mirabeau ihn in diesem höchst vertraulichen Briefwechsel einmal einen „Verräter" nennt[1]). Indessen noch ein anderes Schriftstück war bei der Durchsuchung von Riolles' Papieren zum Vorschein gekommen, das eine wenig schmeichelhafte Schilderung Mirabeaus enthielt. „Er ist ein Schuft," hiefs es hier unter anderem, „bereit, sich allen Parteien zu verkaufen."

Sowie am 11. September die Versammlung von diesen Dingen in Kenntnis gesetzt wurde, ersah sich Mirabeau seinen Vorteil. Er stellte nicht in Abrede, jenen Riolles gekannt zu haben, schilderte ihn aber wie eine Art von Narren und rief dabei andere Kollegen, denen der Mann auch lästig gefallen sei, zu Zeugen auf. Ohne sich weiter auf die Sache einzulassen, erinnerte er daran, dafs er immer für die Freiheit gekämpft und unter dem Despotismus gelitten habe. Der Kerker von Vincennes und „die vierundfünfzig lettres de cachet in seiner Familie, von denen siebzehn allein auf sein Teil gefallen waren", durften bei dieser Berufung auf seine Vergangenheit nicht fehlen. Dann aber kam er auf die nächste Zukunft zu sprechen. „Ich bin in einer sonderbaren Lage. Künftige Woche wird, wie das Comité des Rapports mich hoffen läfst, über eine Angelegenheit Bericht erstattet werden, in der ich die Rolle eines Verschwörers des Aufruhres spiele. Heute werde ich als ein Verschwörer der Gegenrevolution angeklagt. Erlauben Sie mir die Wahl. Verschwörung gegen Verschwörung, Prozefs gegen Prozefs, ja, wenn es sein mufs, Verurteilung gegen Verurteilung: lassen Sie mich wenigstens einen Märtyrer der Revolution sein."

Nach diesen Worten wagte niemand, Mirabeaus Namen mit dem Namen Riolles in Verbindung zu bringen. Zugleich aber hatte er sich durch die Sicherheit seines Auftretens den Boden für die Behandlung der Oktoberereignisse geebnet. Sobald man ein paar Morgensitzungen erübrigen konnte, um den Bericht des

[1]) Mirabeau an La Marck 21. November 1790 vgl. Arch. parl. XVIII, 716, 717. — Marat, der die Gelegenheit benutzt, Mirabeau zu verdächtigen, berichtet im Ami du peuple No. 221: „Parmi ces papiers on a trouvé encore une autre lettre écrite au sieur Riolles par Mirabeau l'aîné, portant promesse d'acquitter un engagement contracté par Riolles avec madame le Jai et l'annonce d'un envoi de livres." vgl. Ami du peuple No. 386.

Comité anzuhören, wurde die grofse Angelegenheit vorgenommen. Am 30. September und am 1. Oktober verlas der Berichterstatter Chabroud, ein Gerichtsbeamter aus dem Dauphiné, sein Werk, das 118 Seiten in kleinstem Drucke füllte. Auch seine Freunde konnten nicht leugnen, dafs er sich zu sehr in den Einzelheiten verloren habe. Aber sie waren sehr erbaut von der Gesinnung, die aus seinen Worten sprach, und von den Schlüssen, zu denen er gelangte. „Das Unglück des 6. Oktober" galt ihm als eine „nützliche Lehre für die Könige, die Höflinge und die Völker." Wo das Châtelet nur Schatten gesehen hatte, sah er nur Licht. Er nahm keinen Anstand, das Gericht lächerlich zu machen, und den ganzen „monströsen Prozefs" auf das Treiben einer Faktion zurückzuführen, „die sich gegen die Verfassung aufbäume." Im Namen des Ausschusses beantragte er zu dekretieren, dafs gegen Mirabeau und Orléans keine Anklage erhoben werden dürfe.

Noch am 1. Oktober fand Mirabeau Gelegenheit, ein Wort mitzusprechen. Der ehemalige Marquis de Bonnay, empört über die Verleumdungen, die Chabroud sich gegen seine alten Waffengefährten, die Gardes du Corps erlaubt hatte, nannte seinen Bericht „das Muster einer Verteidigung aller grofsen Verbrecher". Sofort stellte Mirabeau ironisch das Ansinnen an ihn, doch „gegen diese grofsen Verbrecher zu sprechen," da es Zeit sei, die Frage gründlich zu erörtern, worauf der unvorsichtige Edelmann sich wohl oder übel zu einer Entschuldigung verstehen mufste. Am nächsten Tage kam die Entscheidung. Der Herzog von Orléans war nicht erschienen. Er liefs sich durch seinen Vertrauten Biron als „Freiheitsfreund" feiern und hielt erst am 3. Oktober, als der Handel erledigt war, eine kurze heuchlerische Rechtfertigungsrede. Mirabeau aber, obgleich sehr unwohl, war an seinem Platze. Er konnte es nur als einen Gewinn betrachten, dafs der Elende ihn seinen Kampf allein ausfechten liefs. Denn sie waren für immer geschiedene Leute. Maury fühlte denn auch das Mifsliche der Sachlage heraus. Er wollte daher Mirabeau ganz aus dem Spiele lassen und die Verhandlung auf die Frage beschränken, was mit dem Herzoge geschehen solle. Aber der Stein war einmal im Rollen, er konnte ihn nicht aufhalten. Mirabeau durfte reden, durfte die günstige Stunde ausnutzen, um sich den Feinden in seiner ganzen dämonischen Gröfse zu zeigen. Er machte buchstäblich wahr, was er gelobt hatte: „als ein Ankläger des Châtelet aufzustehen, entschlossen, bis zum

Grabe es nicht mehr loszulassen". Eben dieser Gerichtshof hatte ihm vor Jahren auf Andrängen seines Vaters die volle Rechtsfähigkeit abgesprochen. Jetzt schlug die Stunde der Vergeltung.

Die Rollen waren vollständig vertauscht. So sprach kein Beschuldigter, sondern ein Rächer seiner verletzten Ehre und des verletzten öffentlichen Gewissens. Wie spielend zerriſs er das Gewebe teils leichtfertiger, teils unzutreffender Zeugnisse, das ihn verstricken sollte. Mit überzeugender Schärfe that er dar, daſs nichts von allem, was hätte bewiesen werden müssen, bewiesen worden sei. Als er schloſs: „Ja, das Geheimnis dieser teuflischen Untersuchung ist endlich enthüllt, es ist ganz dort zu finden," als er dabei die Hand gegen die Rechte ausstreckte, war des Jubels in der Versammlung und auf den Gallerieen kein Ende.

Umsonst bemühte sich Montlosier, die Sache hinauszuziehen, da der gedruckte Bericht noch nicht verteilt, noch nicht gelesen sei. Die Versammlung beschloſs, die Erhebung der Anklage gegen ihre beiden Mitglieder nicht zu gestatten, und der Rechten blieb nichts übrig als ein ohnmächtiger Protest. Die Behörde, der Mirabeau „ein Brandmal vor der Geschichte" aufzudrücken unternommen hatte, konnte sich von dem erhaltenen Schlage nicht mehr erholen. Drei Wochen später wurde dem Châtelet die Vollmacht entzogen, über Verbrechen der beleidigten Nation zu urteilen, und alle dieserhalb begonnenen Untersuchungen blieben in der Schwebe. Mirabeau selbst hatte durch den zweiten Oktober seine Stellung in jeder Weise verbessert. Daſs er einen wohlüberlegten Feldzugsplan seiner Widersacher zu Schanden gemacht hatte, war nur das, was zunächst in die Augen sprang. Er hatte dabei mit Geschick noch mehrere Nebenzwecke zu erreichen gesucht. Einmal war es ihm möglich geworden, einige Phrasen einzuflechten, die das Königspaar mit der Erinnerung an seine politische Vergangenheit versöhnen sollten. Es lag so nahe, daſs manche Zeugenaussagen dem Könige und Marie Antoinette die unbedingte Treue ihres geheimen Ratgebers noch zweifelhafter machen würden, als es ohnehin der Fall war. Denn wenn man ihn auch nicht als Teilnehmer einer Verschwörung und Helfershelfer von Mordgesellen betrachten wollte: daſs er gelegentlich für andere gearbeitet, auf andere gezählt hatte, war offenkundig, mochten diese anderen Orléans oder Provence heiſsen.

Aber er schwächte, freilich auf eine sehr kühne Weise, den Vorwurf, der ihm daraus gemacht werden konnte, ab. Der Thron galt ihm mehr als der Inhaber des Thrones. Er wies hin auf „die Nation, die sich in gewissem Sinne zum Kultus der Monarchie bekennt". Er erklärte es für ein preiswürdiges Unternehmen, ihr diese erhalten zu wollen, wenn der Monarch selbst durch einen Bund mit den Freiheitsfeinden sie gefährde. Es war zugleich eine deutliche Mahnung, sich auch künftig vor einem solchen Bunde zu hüten.

Sodann wufste er Lafayette einen scharfen Hieb zu versetzen. Der General hatte ihn hoffen lassen, er werde bei der Debatte über die Oktobereregnisse zu seinen Gunsten auftreten, wie Mirabeau seinerseits bereit gewesen war, ihn rücksichtsvoll zu behandeln. Sie hatten sich bei La Marck darüber verständigt, ohne ihrem gegenseitigen Grolle zu entsagen. Als Chabrouds Bericht verlesen wurde, fehlte jedoch Lafayette. Mirabeau sah darin einen Wortbruch und hielt sich auch nicht mehr an sein Versprechen gebunden. Er überhäufte Lafayette mit Vorwürfen wegen seines vormaligen Benehmens gegen Orléans. Er nannte ihn ungescheut den „Diktator", den „Inhaber einer Polizeigewalt, mächtiger als die des ancien régime", und rühmte sich noch gegenüber dem Grafen Ségur, Lafayettes entrüstetem Freunde, seiner „Mäfsigung".

Endlich aber, und dies war das Wichtigste: die Debatten über die Untersuchung des Châtelet hatten wieder die grofse Mehrheit der Versammlung auf seine Seite geführt. Von der äufsersten Linken her war ihm Beistand geleistet worden. Die Lameth, Barnave, Pétion stellten sich neben ihn. Die Feindschaft der letzten Monate war vergessen. Das mufste ihn auch aufserhalb der Versammlung gewaltig heben. War es denkbar, dafs ein Mann, um den sich die Häupter der Jakobiner scharten, dem Hofe verkauft sein sollte? Mufste der Argwohn der wachsamsten Volksfreunde nicht eingeschläfert werden? „O heiliger Mirabeau," rief Camille Desmoulins aus, „denn heilig bist du wieder geworden, nachdem du ein grofser Sünder gewesen, ich nehme dich beim Worte. Verfolge dies Châtelet, das ebenso infam ist wie seine falschen Zeugen; lasse es, wie du gesagt hast, nicht los bis zum Grabe, bis du im Himmel deinen Platz ge-

funden hast, neben der büfsenden Magdalena und neben dem heiligen Augustinus“ [1]).

Schon vor diesem grofsen Erfolge des zweiten Oktober hatte der künftige Kollege Magdalenas und Augustins sich ein anderes Feld ausgesucht, auf dem er die vorgeschrittensten Geister der Revolution als Führer um sich sammeln und zugleich dem verhafsten Necker eine Entscheidungsschlacht liefern konnte. Unmutig wegen der Gleichgiltigkeit, die der Hof seinen Ratschlägen entgegensetzte, hatte er einmal in einer seiner Denkschriften vom August die Worte einfliefsen lassen: Ich werde wieder anfangen, in der Versammlung zu arbeiten, weil dort der einzige Mittelpunkt der Thätigkeit ist; ich werde mich auf die Finanzfragen einlassen, weil hier am ehesten eine Krisis droht.“ In der That war die finanzielle Krisis unabwendbar, wenn sich nicht ein finanzielles Wunder ereignete. Die vierhundert Millionen Assignaten, in Scheinen von tausend bis zu zweihundert Livres, die man geschaffen hatte, waren beinahe aufgebraucht. Sie hatten dem Staate nicht aus der Not geholfen und den Umlauf von Zahlungsmitteln im Lande nur wenig befördert. Der Finanzausschufs der Versammlung kam zu dem Schlusse, man müsse mit dem Verkaufe der Nationalgüter fortfahren und gleichzeitig neue Assignaten auch zu geringerem Nennwerte als bisher ausgeben, die an Zahlungsstatt angenommen werden und zur Tilgung der öffentlichen Schuld dienen sollten. Eine Summe war nicht genannt, man sprach aber von 1800 Millionen.

Necker, dem schon bei der Ausgabe der ersten vierhundert Millionen nicht wohl gewesen war, ohne dafs er die Kraft gefunden hätte, seinem Widerwillen durch Niederlegung seines Amtes Ausdruck zu geben, liefs sich als Warner vernehmen. In einer Denkschrift entwickelte er, wie furchtbare Gefahren mit der Einführung einer ungeheuren Masse von Papiergeld verknüpft sein würden. Am 27. August, unmittelbar nach dem Vortrage des Berichterstatters des Finanzausschusses sollte seine Denkschrift verlesen werden, während Mirabeau schon das Wort verlangt hatte. Sofort bewies er Necker, dafs der Glanz seines Namens verblafst sei. Er forderte, zuerst gehört zu werden. „Eine achtzehnmonatliche Arbeit in eurer Mitte,“ sagte er ge-

---

[1]) Révol. de France No. 45, S. 275.

ringschätzig, „hat mich nicht an die ministerielle Initiative gewöhnt, und ich gestehe, es erscheint mir sonderbar, ein Mitglied der Versammlung, das die Tribüne bestiegen hat, durch eine ministerielle Denkschrift beiseite schieben zu wollen.“ Die Versammlung gab ihm Recht und lernte in ihm einen Verteidiger, ja einen begeisterten Lobredner der Assignaten kennen, wie er feuriger nicht gedacht werden konnte. Er begann zwar mit dem Eingeständnis, dies Auskunftsmittel anfangs „mit Staunen“, selbst „mit Schrecken“ betrachtet zu haben. Aber diese Gemütsstimmung war völlig verflogen. Der Redner war ganz und gar Optimist geworden, sah in unverzinslichen Assignaten das einzige Heil, häufte Beweis auf Beweis für die guten Wirkungen, die sie nach sich ziehen würden, und beschwor die Versammlung, dem Volke diese Wohlthat nicht vorzuenthalten. Hatte der Ausschufs nur allgemeine Ratschläge gegeben, so formulierte er bestimmte Anträge.

Fast einstimmig beschlofs man, der Rede durch den Druck die weiteste Verbreitung zu geben. Man brauchte sie, nach dem Courrier de Provence, nur mit Neckers Denkschrift zu vergleichen, „um zu sehen, auf welcher Seite sich die Vernunft befinde“. Die Bemerkung rührte ohne Zweifel von Clavière her, der in der That nicht wenig stolz darauf sein konnte, Mirabeau zu seiner längst feststehenden Ansicht bekehrt zu haben. Dafs aber Mirabeau fremde Ware für eigene ausgegeben, dafs er fast Wort für Wort die Arbeit eines anderen von der Tribüne herab verlesen hatte, hütete sich der damalige Leiter des Courrier de Provence auch nur mit einer Silbe anzudeuten. Bekannt mufste es ihm sein, denn dieser andere war sein gewandter Landsmann Salomon Reybaz, den Mirabeau seit dem Frühling 1790 als Gehilfen für seine „Werkstatt“ gewonnen hatte. Er hatte längst sein Auge auf den kenntnisreichen Genfer geworfen, der eine zeitlang seinen Schmeichelkünsten auswich (s. o. S. 112). Aber Mirabeau liefs nicht ab. Er zeigte sich von der liebenswürdigsten Seite, überhäufte Herrn Reybaz mit aufmunternden Lobsprüchen, stellte Frau und Fräulein Reybaz seinen Wagen zur Verfügung, schickte ihnen Bücher und Abzüge seiner Reden ins Haus, und war durch sein stürmisches Andrängen wie durch die Bescheidenheit, mit der er sein eigenes Talent herabdrückte, gleich unwiderstehlich.

Schon im Frühling hatte Reybaz ihm eine Rede über den

Cölibat ausgearbeitet, die noch in seiner Urschrift vorhanden ist und von der sich drei verschiedene Fassungen mit Verbesserungen, zum Teil von Mirabeaus Hand, in dessen Nachlasse gefunden haben. Die Rede wurde nicht gehalten, da der Gang der Debatten es hinderte[1]). Ein besseres Schicksal hatte Reybaz' Abhandlung über die Assignaten. Wir besitzen hinlängliche Mittel der Vergleichung für andere Fälle, um zu wissen, dafs Mirabeau, wie als Schriftsteller so als Redner, dem fremden Stoffe einiges vom Eigengewächs beizumischen pflegte. Die lehrhafte Darstellung durch eine rhetorische Kraftstelle unterbrechen, hie und da ein stärkeres Licht aufsetzen oder auch einen zu grellen Ton dämpfen: das war es, was er sich um so weniger versagen mochte, je genauer er die Zuhörerschaft kannte, zu der er, mit dem Manuskripte vor sich, sprach. Übrigens geht aus den Briefen und Zettelchen, die Tag für Tag zu Reybaz hinflogen, deutlich hervor, wie viel er ihm schuldete. „Ich übermittele Ihnen," schreibt er sofort nach der Sitzung, „alle Komplimente, die mir die vortreffliche Rede eingetragen hat, mit welcher Sie mich beschenkt haben." Er beklagt sich darüber, dafs die zierliche Schrift, die vermutlich von Fräulein Reybaz herrührte, „etwas zu klein" für die Verlesung von der Tribüne gewesen sei. Er entschuldigt sich, dafs er im Sprechen ein paar Worte ausgelassen habe, die im Drucke wieder vorkommen sollten. Er räumt Reybaz für die Korrektur eine „diktatorische Gewalt" ein und bittet ihn, nur ein paar Seiten, die er selbst hinzugefügt hat, „das Bürgerrecht zu gewähren".

Mit der Rede vom 27. August war der grofse Kampf eröffnet, der einen Monat hindurch die Versammlung in Atem hielt. Aber auch aufserhalb ihrer Mauern regte es sich gewaltig unter dem Schlachtrufe: für oder gegen Assignaten. Von allen Seiten kamen ihr Gutachten in diesem oder jenem Sinne zu; unzählige Flugschriften beschäftigten sich mit der Frage des Tages, und es konnte nicht fehlen, dafs Mirabeaus Name hier wie dort häufig

---

[1]) Lucas-Montigny VIII, 183 ff. Plan: 121 ff. Aulard: Les orateurs de l'assemblée constituante 143. Nach G. A. v. Halem: Blicke auf einen Teil Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs bei einer Reise vom Jahre 1790. Hamburg 1791. II, 123 hat Mirabeau „in dem Klub von 1789 etwas über die Priesterehe vorgelesen und die Klubgenossen sind mit dem Rufe von dannen gegangen: Ils se marieront, ils se marieront!"

genannt wurde. Die Sektionen der Hauptstadt, der Jakobinerklub, die radikalen Schriftsteller standen auf seiner Seite. Sie hielten ihn weder für „einen Thoren", noch für „einen Schurken" [1]). Mit dieser Gefolgschaft war er kein „Überläufer" mehr. Auch aus vielen anderen Städten behauptete er, Petitionen in grofser Zahl zu Gunsten der Assignaten erhalten zu haben, während die Gegner von der Rechten ihm vorhielten, die Unterschriften dieser Petitionen seien nicht immer echt [2]).

Die nächste Folge der wachsenden Bewegung war der Abgang Neckers. Da er die Flut nicht beschwören konnte, ergriff er, zu spät für seinen Ruhm, die Flucht vor ihr. Der Verzicht auf sein Amt gefiel, nach dem Zeugnis des englischen Gesandten, „allen Parteien" [3]). Auch mit Lafayette hatte er es verdorben, da er Einwendungen gegen das Dekret erhoben hatte, welches die Adelstitel abschaffte. Der „Baron von Coppet", wie Camille Desmoulins ihn mit Vorliebe nannte, wurde seitdem, von niemandem mehr beschützt, mit Angriffen aller Art verfolgt, durch die der letzte Rest seiner ehemals überwältigenden Popularität zerstört ward. So grofs war der Umschlag seines Geschickes, dafs die Bevölkerung von Arcis-sur-Aube ihn festhielt, als er, mit Pässen wohlversehen, sich anschickte, das undankbare Frankreich zu verlassen. Erst das Einschreiten der Versammlung machte ihm die Fortsetzung seiner Reise möglich.

Der Mann, dem Mirabeau einen unversöhnlichen Hafs geschworen, war vom Schauplatze verschwunden. Der Posten, von dem er ihn um jeden Preis zu verdrängen gesucht hatte, war frei. Aber ehe sich weiter fragen liefs, was ohne Necker aus dem Ministerium Necker werden sollte, war die Angelegenheit der Assignaten zu Ende zu bringen. Mirabeau war nicht gesonnen, die Einwürfe, welche die Gegner der Assignaten gemacht hatten, unbeantwortet zu lassen. Er scheute sich jedoch vor einer Debatte, bei der er genötigt gewesen wäre, Punkt für Punkt Rede und Antwort zu stehen. Umsonst suchte ihn Maury zu einem solchen Duell „Mann gegen Mann" zu zwingen. „Ich

---

[1]) „Riquet est un sot ou un fourbe." Mirabeau renversé ou danger prouvé des assignats. De l'imprimerie de Senties père, rue de Bussy No. 9. 8 S.

[2]) Arch. parl. XIX, 194.

[3]) Despatches of earl Gower herausgegeben von O. Browning, Cambridge 1885 S. 31.

habe," sagte der bissige Kämpe der Rechten, dem Mirabeaus Hilfstruppen bekannt sein mochten, „kein rhetorisches Prachtstück vorbereitet. Ich fordere, dafs Mirabeau die Tribüne besteige, dafs er rede, und ich werde ihm meine Einwendungen machen, auf die er antworten soll." Er drang mit diesem ungewöhnlichen Ansinnen, eine Art von parlamentarischem Verhöre einzuführen, nicht durch. Mirabeau konnte am 27. September sein zweites rhetorisches Prachtstück ohne Unterbrechung zum besten geben, und Maury mufste am folgenden Tage bedauern, statt „Europa einen interessanten Dialog bieten zu können", zum Halten eines Monologes verurteilt zu sein.

Auch das Prachtstück vom 27. September, die längste von allen Reden Mirabeaus, gehört ohne Zweifel nur zum kleinsten Teile ihm selbst an. Man mag einige physiokratische Bemerkungen über den „sterilen Umlauf des baren Geldes" zur Zeit einer „vampirischen Regierung" ausschliefslich auf seine Rechnung setzen, ebenso die schonungslosen Anzüglichkeiten, die er dem gefallenen Minister nachrief, und die Gemeinplätze, die er den Warnungen Du Ponts entgegenstellte, ohne dem alten Freunde aus vergangenen Zeiten das Zeugnis der „unerschütterlichsten Redlichkeit" zu versagen. Aber sein Briefwechsel macht es so gut wie gewifs, dafs die Arbeit im ganzen und grofsen gleich der früheren aus Reybaz' Feder geflossen ist. Seit dem Ende des Monats August ermahnt er ihn, auf eine „Replik" bedacht zu sein. Er versieht ihn durch Übersendung der Gegenschriften mit Material, giebt ihm Winke, wie dies und jenes zu sagen wäre, „ruft seinen Eifer und seine Freundschaft an", vertraut sich ganz seiner „Einsicht und seiner Geschicklichkeit". Entscheidend ist die folgende Stelle eines Briefchens vom 10. September: „Ich bitte Sie, mir so rasch wie möglich eine brauchbare Abschrift zukommen zu lassen, damit ich die Sache gut lerne." Auch suchte er bei Reybaz Hilfe, um die Behauptung zu entkräften, dafs er sich selbst untreu geworden sei[1]). Jedermann mufste

[1]) Trouvez moyen, je vous prie, de placer une noble réponse au reproche que l'on me fait d'avoir varié dans mes principes sur le papier-monnaie." Es erschien eine eigene hierauf bezügliche Druckschrift: Grande contradiction de M. de Mirabeau l'aîné ou avis aux gens de bonne foi sur les assignats. Paris, Lejay fils s. d. Der Widerspruch, in den Mirabeau mit sich geriet, wird auch gut hervorgehoben in dem Pamphlete: Les tribunes vendues à Mirabeau et à Charles Lameth ou la France

sich seines Wortes vom „Anlehen mit dem Säbel in der Hand“, von der „wandernden Pest“ erinnern, das schon ein geflügeltes geworden war. So hatte er am 1. Oktober 1789 gegen Anson jedes Papiergeld genannt, für das nicht eine Hypothek vorhanden sei, und für dessen Einlösung in barem Gelde kein bestimmter Termin gelte (s. o. S. 144). Wie wufste er mit Reybaz' Unterstützung diese Erinnerung unschädlich zu machen? „Man giebt mir Schuld,“ sagte er, „dafs ich früher eben das Papiergeld bekämpft habe, welches ich heute verteidige. . . Aber man lese Wort für Wort die Erwiderung, die ich Herrn Anson habe zu teil werden lassen, wie sie in den damaligen Journalen berichtet worden ist.“ Und nun läfst er die betreffende Stelle seiner Rede vom 1. Oktober folgen, unterdrückt aber wohlweislich, dafs er damals neben einer Hypothek, wie die Nationalgüter sie bilden sollten, auch noch die Einlösbarkeit in barem Gelde für einen bestimmten Termin gefordert hatte, wie sie für die Assignaten eben nicht vorgesehen wurde. Das nannte er „Wort für Wort“ citieren.

Wäre dieser Widerspruch mit sich selbst nur der ärgste, auf dem man ihn ertappt! Weit bedenklicher ist es, dafs bei näherem Zusehen sein Glaube an die Heilkraft des neuen Papiergeldes keineswegs so ehrlich erscheint, wie er ihn vor der Versammlung erscheinen läfst. Hier spricht er davon, dafs eine grofse Erleichterung der Steuerlast eine der schönsten Folgen der Mafsregel sein würde. In einem acht Tage später abgefafsten Gutachten für den Hof sagt er: „Das neue Regierungssystem wird kostspieliger sein als das alte; der Verkauf der Kirchengüter ist nur eine Falle[1]). Von der Tribüne herab verweist er alle die düsteren Prophezeiungen von den Gefahren der Assignatenwirtschaft in das Bereich der Hirngespinnste. Dem Könige und der Königin schreibt er im tiefsten Vertrauen: „Kann man für den Erfolg der Assignaten eintreten? Ich antworte kühnlich: nein“ [2]). Und dennoch rühmt er sich, als eine neue Ausgabe des Papiergeldes in der Höhe von achthundert Millionen und in Scheinen

---

trahie, de l'Imprimerie de Pain au Palais Royal 4. S. Arch. nat. Imprimés A. D. 1. 56. desgleichen in Du Ponts Schrift: Effets des assignats sur le prix du pain par un ami du peuple, Baudouin 1790, die am 10. September in der Versammlung verlesen wurde.

[1]) Neunundzwanzigste Note vom 6. Oktober 1790.

[2]) Einundzwanzigste Note vom 1. September 1790.

bis zu fünfzig Livres abwärts beschlossen wird, gegenüber Mauvillon, sehr viel zu diesem Ergebnisse beigetragen zu haben: „Es ist das wahre Siegel der Revolution; ich hoffe, Sie durchschauen dies ebenso wie ich.“ Ohne sich über den Wert der Bestimmung, dafs nie mehr als 1200 Millionen Assignaten umlaufen sollten, zu täuschen, fügt er hinzu: „Der Erfolg ist unberechenbar, vielleicht geht die Anarchie daraus hervor.“ — Hier gewinnt man Einblick in seine Gedankenwelt. Jeder Besitzer von Assignaten, wie jeder Käufer von Kirchengütern, das hatte er am 27. August der Versammlung zugerufen, ist ein geborener Verteidiger der Verfassung. „Das Geschick des Einzelnen,“ wiederholte er am 27. September, „wird auf diese Weise an das Geschick des Ganzen, an den Erfolg der Revolution geknüpft.“ Dies war es, was einem begeisterten Pamphletisten die Worte entlockte: „Mirabeau, unsterblicher Mirabeau, dir verdankt Frankreich die Dekretierung der Assignaten; der Bauer, der Handwerker, der kleine Rentner, der Arbeiter wird dich immer als Retter des Landes betrachten“ [1]). Dies war es auch, was die Jakobiner vor allem betonten, worin sie sich vollkommen einig mit dem „reuigen Sünder“ fühlten. Wer gegen die Assignaten ist, sagte Barnave, ist gegen die Revolution. Die Assignaten, frohlockte Duport, werden uns das Glück verschaffen, alle Franzosen zu einigen und „wenigstens auf dem Altare des Interesses Frieden schwören zu lassen“ [2]). Für diesen Preis wollte Mirabeau auch etwas „Anarchie“ mit in Kauf nehmen.

Ein Strafsenaufstand in Paris, bei dessen Bändigung Lafayettes Volkstümlichkeit verbluten würde, ein Bürgerkrieg, dazu bestimmt, die Provinzen für das Königtum unter die Waffen zu bringen, die Notenpresse, deren bequeme Arbeit den Vorteil aller an das Gelingen der Revolution binden sollte, mochte die „wandernde Pest“ des nur zu bald entwerteten Papiergeldes vorübergehend immerhin anarchische Zustände nach sich ziehen: das waren die Arzneien, von deren Anwendung Mirabeau angesichts des fiebernden Landes noch Rettung erhoffte. Man möchte das Wort, das vom Verfasser des Principe gesagt worden ist, auf ihn über-

---

[1]) L'assemblée nationale le comte de Mirabeau et la municipalité de Paris traités comme ils le méritent au sujet des assignats. Signé François. Chez Rozé et Co. Ähnlich Le Père Duchêne: Achetez-ça pour deux sous, vous rirez pour quatre! S. 7.

[2]) Arch. parl. XIX. 306, 321.

tragen. Er suchte die Heilung Frankreichs; doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt, dafs er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben. Aber eines galt ihm dabei als selbstverständlich. Der Patient mufste sich den erfahrenen und thatkräftigen Arzt gefallen lassen. Die Quacksalber mufsten seinem Bette fernbleiben. Ohne Bild gesprochen: ein starkes Ministerium, von seinem Geiste beseelt, von seinem Willen geleitet, sollte die Zügel ergreifen, um Aufstände, Bürgerkrieg, Anarchie zu benutzen, aber auch um sie zu überwinden. Neckers Sturz erschütterte die ganze Regierung. Das nächste Bestreben Mirabeaus war, sie in seinem Sinne umzugestalten.

УНИВЕРЗИТЕТСКА БИБЛИОТЕКА * БЕОГРАД *

Zehntes Kapitel.

Wiederannäherung an die Jakobiner.

Mirabeau hatte niemals der Hoffnung entsagt, das Dekret vom 7. November 1789 aufgehoben zu sehen. Im Courrier de Provence war zur Zeit, da das Blatt noch von ihm geleitet wurde, der verhängnisvolle Beschluſs mehrfach angegriffen worden[1]). Seine erste Note für den Hof stellte zur Erwägung, ob man ihn nicht bekämpfen solle. Seine Denkschriften aus dem September und Oktober kamen wiederholt auf diese Idee zurück. „Die Wahl der Minister aus der Versammlung," urteilte er, „ist für das Königreich noch vorteilhafter als für die königliche Autorität. Der König wird dabei die Gerechtigkeit, das öffentliche Wohl, die wahren Grundsätze und die Stimmen aller aufgeklärten Menschen für sich haben. Sollte die Sache scheitern, so würden die Folgen der Weigerung auf die Versammlung zurückfallen. Alle Verständigen würden ihr die Fehler eines Ministeriums anrechnen, dessen Wahl aus den Vertrauensmännern der Nation sie nicht gestattet hat. Wenn man das Gute nicht erreichen kann, so ist es schon ein Gewinn, wenn man andere dahin bringt, eine Dummheit zu machen"[2]). Mirabeau muſs damals manche Abgeordnete sondiert haben oder haben sondieren lassen, um zu erfahren, ob sie geneigt wären, die Dummheit zu machen oder nicht[3]). Es hat sich in seinem Nachlasse sogar

---

[1]) Z. B. in der Nummer XCVII, S. 23.

[2]) Sechsundzwanzigste Note vom 12. September.

[3]) Dies möchte ich aus folgender Stelle einer Rede Du Ponts schlieſsen, die am 20. Oktober im Jakobinerklub gehalten wurde: „Décret (vom 7. Nov.

eine lange Rede gefunden, wennschon nicht von seiner Hand geschrieben, die bald nach Neckers Weggang abgefafst ist, und die dazu dienen sollte, die Kassierung des „Unglücksgesetzes“ zu befürworten[1]).

Indessen ging Mirabeaus Wunsch nicht dahin, dafs das Ministerium der Zukunft lediglich aus Mitgliedern der Versammlung rekrutiert werden möchte. Clavière gehörte ihr nicht an. Und doch glaubte er ihn, „den Schöpfer der Assignaten“, „einen Menschen von fabelhafter Arbeitskraft und aufserordentlicher Findigkeit“, kurz vor Neckers Abreise als den rechten Mann für das Geschäft der Schuldentilgung empfehlen zu dürfen. Er hatte eine ganz richtige Witterung und sich nur in der Zeit verrechnet. Der spätere Minister der Gironde mufste sich noch anderthalb Jahre gedulden, ehe sich sein alter Traum verwirklichte, Verwalter der französischen Finanzen zu werden. Vorderhand gerieten sie immer mehr unter die unmittelbare Leitung der Versammlung. Die Plätze der übrigen Minister waren noch besetzt, da Neckers Kollegen keine Anstalten machten, seinem Beispiele zu folgen. Allein sie blieben nicht lange über die Unsicherheit ihrer Stellung im Dunkeln. Ein grofser Matrosenaufstand in Brest, ein Seitenstück zu den vielfachen Revolten der Landtruppen, bot eine günstige Handhabe, die Gesamtregierung anzugreifen, die man für dies neue Unheil verantwortlich machte. Mitte Oktober verständigten sich vier der wichtigsten Ausschüsse, freilich gegen eine starke Minderheit in ihrer Mitte, ein Mifstrauensvotum wider das Ministerium in der Versammlung hervorzurufen und dadurch seine Entlassung zu erzwingen. Zweien dieser Ausschüsse, dem militärischen und dem diplomatischen, gehörte Mirabeau an. Auf sein Betreiben war jenes Übereinkommen der vier Comités abgeschlossen worden[2]). Er wollte es allerdings nur als Schreckmittel benutzen, was er seinen Kollegen weislich verschwieg. Einzig La Marck und das Königspaar erhielten Einsicht in seinen Plan. Er meinte, eine schönere Gelegenheit, durch Neubildung der Exekutive „den Thron zu retten und Lafayette die Diktatur

---

1789) contre lequel plusieurs tentatives, repoussées par le patriotisme, ont été faites dans ces derniers temps auprès d'un grand nombre de l'Assemblée nationale.“ Arch. parl. XIX, 739. Auch der englische Gesandte Gower deutet in seiner Depesche vom 15. Okt. darauf hin. S. Browning S. 38.

[1]) Lucas-Montigny VIII, 126—149.

[2]) La Marck an den Grafen Mercy 28. Oktober 1790. Bacourt II, 48.

zu entreifsen", sei noch nicht dagewesen. Der Augenblick schien ihm gekommen, in dem der König die Aufhebung des Dekretes vom 7. November 1789 beantragen sollte. Er erbot sich, das Schreiben abzufassen, das dazu dienen würde, der Versammlung diesen Antrag in geeigneter Form zu unterbreiten.

Für den Fall, dafs es den gewünschten Erfolg hätte, schien Mirabeau der Weg, den man zu gehen habe, klar vorgezeichnet. Von sich selbst sah er ab, wenigstens für den Anfang. Er traute sich zu, wenn überhaupt die Regierung von Mitgliedern der Versammlung geleitet würde, unter allen Umständen auf sie einwirken zu können. Am leichtesten auf jakobinische, da er seit dem Kampfe für die Assignaten und seit der Demütigung des Châtelet die Gunst des Klubs wiedergewonnen hatte. Auch für den Hof sah er keine Gefahr dabei. „Jakobiner als Minister," meinte der feine Menschenkenner, „werden nicht mehr Jakobiner sein. Für jedermann ist eine grofse Erhöhung eine Krisis, welche die Fehler, die er hat, bessert und ihm andere zuführt, die er nicht hat. Ans Steuerruder der Regierung gestellt, so dafs er die Leiden des Reiches überblicken mufs, wird auch der wütendste Demagoge das Ungenügende der königlichen Macht erkennen. Je mehr es ihm schmeichelt, sein Werk zu befestigen, desto mehr Sorgfalt wird er daran wenden, es zu verbessern. Seine Partei würde, um ihm treu zu bleiben, bald ihre Grundsätze mildern .. und ohne es zu wollen und ohne es zu wissen, würde sie nicht mehr dieselbe bleiben." Er fand es ganz zweckmäfsig, mit den Führern der Jakobiner einige Männer des Klubs von 1789 zu verbinden, was eine Aussöhnung und Verschmelzung beider Gesellschaften voraussetzte. Die Mixtur würde dadurch, seinem Ausdruck nach, „milder" werden, etwa so wie „bei der Mischung von Wein und Wasser".

War aber keine Aufhebung des Beschlusses vom 7. November 1789 zu erwarten, so wollte er um jeden Preis vermieden wissen, ein Ministerium aus Lafayettes Hand zu empfangen. Man erinnert sich, dafs er darin nur eine Befestigung der Macht des „Hausmeiers" sah, und nicht mit Unrecht. Er machte einzelne Persönlichkeiten namhaft, die aufserhalb der Versammlung stehend, ohne zur unmittelbaren Gefolgschaft Lafayettes zu gehören, in Frage kommen könnten. Es waren keine „Wundermänner"; einigen wufste er sogar Böses nachzusagen, besonders Rochambeau, dem er, um ihn unschädlich zu machen, mit dem Kriegs-

ministerium eine Last aufzuladen gedachte, die ihn zu Boden drücken sollte. Aber, alles in allem, schienen sie ihm gut genug, die Maschine provisorisch in Gang zu erhalten, vorausgesetzt, dafs er in der Versammlung Fühlung mit ihnen hätte. Daran aber konnte es nicht fehlen, wenn sich seine Hoffnung verwirklichte: dafs den Ministern wenigstens künftig bei Behandlung von Gegenständen der Verwaltung Sitz und Stimme gewährt würde.

Was auch geschehen mochte: das Wichtigste war, dafs der König dem von den Ausschüssen vorbereiteten Streiche zuvorkam. Sofortige Entlassung der Minister und sofortige Mitteilung dieser Thatsache an die Versammlung: das allein konnte, wie die Dinge standen, der Monarchie zum Vorteile gereichen. „Nachgeben, ohne den Schein des Gehorchens auf sich zu nehmen, das mufs in Zeiten der Schwäche die Politik der Regierung sein.“ Mirabeau wollte für jetzt nicht, dafs durch einen Beschlufs der Versammlung ein Präzedenzfall geschaffen würde. Denn er fürchtete, die Folge möchte sein, der Versammlung auch bei der Ernennung neuer Minister einen gewissen Einfluſs zugestehen zu müssen. Es lag nahe, an England zu denken, wo man um Präzedenzfälle ohne die befürchtete Folge nicht verlegen war. Aber er wies die Vergleichung ab. „In einem Staate mit befestigter Verfassung, wo die königliche Autorität eine unerschütterliche Grundlage, die öffentliche Meinung einen bestimmten Lauf, die Exekutivgewalt grofse Mittel hat, auf sie einzuwirken: in einem solchen Staate mag es als ein Recht des gesetzgebenden Körpers betrachtet werden, die Entlassung der Minister zu fordern. Ich finde in einem solchen Staate fast gar nichts dagegen einzuwenden, vielmehr diese Machtvollkommenheit ganz übereinstimmend mit den wahren Grundsätzen ... Wird aber dieses Recht in Zeiten der Revolution beansprucht, wenn die erhitzten Köpfe alles zu unternehmen fähig sind, in einem von Faktionen zerrissenen Staate, wo noch nichts fertig ist und die königliche Autorität nur auf den gebrechlichsten Stützen ruht, so sehe ich darin den Keim des gröfsten Unheils.“

Fünfviertel Jahre zuvor, unmittelbar nach der Erstürmung der Bastille, hatte derselbe Mirabeau, und mit ausdrücklicher Berufung auf englische Zustände, die Versammlung dazu fortzureifsen gesucht, die Entlassung des Ministeriums Breteuil-Foulon zu fordern. Aber damals war nur die erste Bresche in den Wall

der Monarchie gebrochen. Jetzt drohte ihr die Gefahr, aus ihren letzten Verschanzungen verdrängt zu werden. Damals sprach er nur als Führer der Opposition. Jetzt fühlte er die Verantwortung eines geheimen Mentors des Königtumes. Der ganze Wandel der Zeiten und seiner Stellung kam in dem Widerspruche des Mirabeau von 1790 gegen den Mirabeau von 1789 zum Ausdruck.

Als er seine Mahnungen in die Tuilerieen gelangen liefs, war er von einer furchtbaren Gallen-Kolik gepackt. Er mufste von seinem Bette aus diktieren und fühlte sich nach einem an Reybaz gerichteten Briefe „wie ein Sterbender". Aber er raffte sich auf, um am 19. Oktober nicht zu fehlen, da Menou an diesem Tage namens der vier Ausschüsse über die Angelegenheit von Brest Bericht erstatten sollte. Der Hof hatte nichts von sich hören lassen. Marie Antoinette konnte ihr Mifstrauen gegen den stürmischen Ratgeber nicht los werden. Sie fand sich durch die von ihm eingesandte Rede über die Untersuchung des Châtelet verletzt, obwohl er sich so viel Mühe gegeben hatte, seine früheren Intriguen und seine gegenwärtige Dienstbeflissenheit in Einklang zu bringen[1]). Sie mufste über seine Empfehlung der Jakobiner sehr stutzig werden, da diese sie als Fremde und Feindin des Volkes am heftigsten angriffen. So war denn weder ein Schritt gethan, die Aufhebung des Beschlusses vom 7. November 1789 zu veranlassen, noch auch den Ministern klar zu machen, dafs ihres Bleibens nicht länger sein dürfe.

Mit der Aufhebung jenes Beschlusses hätte es freilich in jedem Falle sehr mifslich gestanden. Darüber wurde Mirabeau durch zahlreiche Äufserungen seiner Genossen ins klare gesetzt. Gleich der Berichterstatter Menou liefs einfliefsen: „Ein Dekret schliefst die Mitglieder der Versammlung vom Ministerium aus. Es mufs aufrecht erhalten werden, denn es ist das Palladium der Freiheit." Er wurde durch Stimmen von der Rechten wie von der Linken unterstützt. Der ehemalige Marquis de Bouthillier erinnerte daran, jenes „weise Dekret sei durch allzu deutliche Anmafsungen seiner Zeit hervorgerufen", und behauptete, die unerlaubte Forderung des Rücktrittes der Minister sei nur der erste Schritt zu seiner Aufhebung. Brevet, der umgekehrt jene Forderung von ganzem Herzen billigte, war doch auch von der Weisheit des Dekretes durchdrungen und bereit, es „zwanzigmal

[1]) Arneth S. 139.

zu bestätigen", wenn ehrgeizige Intriguanten der Versammlung „sich mit Hoffnungen auf Stellen in einem neuen Ministerium tragen sollten". Barnave und der Abbé Jacquemart, obwohl sonst Antipoden, standen hier auf gleichem Boden. „Verlieren wir nicht die Frucht des denkwürdigen Dekretes," sagte dieser, „hüten wir uns vor gehässigem Verdachte." „Das Dekret," verkündigte jener, „ist unwandelbar; jedermann weifs, dafs wir nie davon abgehen werden."

Das Palladium der Freiheit war demnach nicht anzutasten. Kam es zu einem neuen Ministerium, so konnte es nur aufserhalb der Versammlung gesucht werden, und, wie der Berichterstatter für gewifs annahm, nur unter „Freunden der Verfassung". Als solche wollte er die gegenwärtigen Inhaber der Regierung nicht gelten lassen. Die Ereignisse von Brest, erklärte er, hätten die vier Ausschüsse zu einer Prüfung der gesamten inneren Lage veranlafst, und diese habe zu der Erkenntnis geführt, dafs den höchsten Agenten der Exekutive die nötige Thatkraft, oder der nötige gute Wille zur Durchführung der erlassenen Dekrete und der öffentlichen Ordnung abgehe. Der Schlufs war der Antrag: dem Könige durch den Präsidenten vorstellen zu lassen, das Mifstrauen des Volkes gegen die Minister hindere die Erhaltung der Ruhe und die Vollendung der Verfassung.

Die Redner der Rechten waren weit entfernt davon, sich für die Minister zu begeistern. Cazalès warf ihnen vor, dafs sie den „Despotismus der Versammlung" hätten aufkommen lassen. Aber eben weil er die Macht dieser Versammlung nicht noch gröfser werden lassen wollte, widersetzte er sich mit seinen Gesinnungsgenossen der Absicht, nach dem Antrage der vier Ausschüsse auf den König einen Druck auszuüben. Da die Männer von der politischen Färbung Malouets dies gleichfalls für unpassend hielten und Lafayette, ungewifs, ob er bei der Entlassung der Minister gewinnen würde, neutral blieb, so konnte der Antrag der vier Ausschüsse die Mehrheit nicht auf sich vereinigen. Er fiel am 20. Oktober, aber die Majorität, die ihn abwies, betrug nur ein paar Dutzend Stimmen. Kein Einsichtiger konnte dies als einen Sieg betrachten. Die Minister selbst täuschten sich nicht über das Unhaltbare ihrer Stellung. In den Klubs, in den Sektionen, in der Presse wurde gegen sie gewütet. Vier von ihnen boten dem Könige sofort ihre Entlassung an. Aber

nur einer, der Marineminister, der sich durch die vorausgegangenen Debatten am tiefsten getroffen fühlte, räumte noch gegen Ende Oktober seinen Posten. Sein Nachfolger Fleurieu hatte zwar auch auf den von Mirabeau entworfenen Ministerlisten figuriert. Er hätte aber doch einen anderen vorgezogen, da er Fleurieu für einen Anhänger Lafayettes hielt.

Das Königtum erlitt durch diese Vorgänge eine schwere Schädigung. Statt von sich aus die Regierung in volkstümlichem Sinne zu erneuern, liefs der Monarch ihre Zerbröckelung durch innere Einflüsse zu und scheute sich davor, auf einmal reine Bahn zu machen. Schon warfen einzelne Wortführer der öffentlichen Meinung die Frage auf, ob es gerecht sei, dafs ein Einzelner dem Willen von Millionen widerstrebe. „Entweder," so liefs sich Brissot in seiner Sektion vernehmen, „mufs man den Despotismus wieder aufrichten, oder der Delegierte des Volkes mufs diesem, seinem Souverän, welcher gesprochen hat, nachgeben[1])." Es war nicht denkbar, dafs der König dem Drucke sehr lange Widerstand zu leisten vermöchte. Entliefs er nach ein paar Wochen die übrigen angegriffenen Minister, so empfing seine Würde den stärksten Stofs. Was früher freiwillige Nachgiebigkeit gewesen wäre, wurde nun erzwungener Gehorsam.

Mirabeau hatte alles dies vorausgesehen, aber umsonst zur Fassung kühner Entschlüsse hingedrängt. Unwillig über die Mifsachtung, die er immer aufs neue an höchster Stelle erfuhr, war er darauf bedacht, ohne den Vorteil des Hofes aufser acht zu lassen, doch auch seinen eigenen Vorteil zu wahren: den radikalen Bestrebungen möglichst sich anzubequemen, was denn zugleich den unleugbaren Nutzen hatte, alte und neue Verdächtigungen, so wohl begründet sie waren, niederzuschlagen. Dies erklärt sein Benehmen im letzten Drittel des Oktober. Am ersten Tage der Debatte über die Vorkommnisse von Brest machte er sich durch Unterbrechungen bemerklich, die vornehmlich gegen Cazalès gerichtet waren. Am zweiten stimmte er beim Namensaufruf gegen die Minister, ohne jedoch das Wort wider sie genommen zu haben. Abends erschien er bei den Jakobinern, erfuhr dort, dafs man durchs ganze Land einen Petitionssturm gegen jeden einzelnen Minister entfesseln wollte und gewann vielseitige Zustimmung, als er die heftigsten Redner des Klubs

[1]) Courrier de Provence No. CCX.

scheinbar noch übertrumpfte durch die Bemerkung, man solle die unfähigen Leiter der Regierung nur ihrer eigenen Schwäche überlassen, das sei das sicherste Mittel ihres Ruines[1]).

Den folgenden Tag bot sich ihm eine erwünschte Gelegenheit, einmal wieder in der Versammlung den revolutionären Stürmer und Dränger herauszukehren. Aus Anlafs der Brester Unruhen war von den vier Ausschüssen beantragt worden, die bisher übliche weifse Flagge auf der Kriegsflotte wie bei den Landtruppen durch die Trikolore zu ersetzen. Die Rechte sah darin eine Mifsachtung des alten auf allen Meeren bekannten Symboles französischen Ruhmes. Eines ihrer Mitglieder, der Marquis de Foucault, nannte die dreifarbige Fahne ein „Spielzeug für Kinder“ und warnte die Versammlung vor der Verlockung, „die Mode mitzumachen“. Da brach Mirabeau los, zürnend, niederschmetternd, zermalmend, wie man ihn lange nicht gehört hatte. Er prophezeite den neuen nationalen Farben, dafs sie die Achtung der Welt erwerben würden, und nannte die alten, für welche sich nur Verschwörer begeistern könnten, die der Gegenrevolution. Ein paar Wochen früher, gab er zu verstehen, würde ein Verächter der Trikolore mit seinem Kopfe haben büfsen müssen. Beständig von höhnischen und empörten Zwischenrufen der Rechten unterbrochen, schleuderte er ihr, unter dem Jubel der Linken, die Drohung zu, sie solle sich nicht beikommen lassen, im Gefühle vermeintlicher Sicherheit einzuschlafen, denn das Erwachen werde furchtbar sein.

Der Lärm wurde noch gröfser, als Guilhermy, ein Adliger von altem Schlage, seiner Entrüstung über diese Sprache Luft machte. Man wollte gehört haben, dafs er Mirabeau „einen Schurken und Mörder“ genannt habe, und das Ergebnis der erbitterten Verhandlung war seine Verurteilung zu drei Tagen parlamentarischer Haft. Mirabeau ging frei aus. Während der Sitzung wurden der Volksmasse auf der Strafse aus den Fenstern Zettel herabgeworfen, welche die unverblümte Aufforderung enthielten, ihren Liebling an dem verstockten Aristokraten zu rächen.

---

[1]) Eine gute Ergänzung der Notizen bei Bacourt bietet G. A. von Halem: Blicke auf einen Teil Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs bey einer Reise vom Jahre 1790. Hamburg 1791, II, 71—78. Der deutsche Reisende wohnte dieser Sitzung des Klubs bei und hörte Mirabeau sprechen. — In der Nationalversammlung flüsterte ihm, wie er S. 59 erzählt, sein Nachbar zu: „Point d'argent, point de Mirabeau.“

Nach der Sitzung waren die radikalen Zeitungen und Wochenblätter des Lobes ihres „göttlichen Mirabeau“ voll[1]). Eben damals hatte der Maler Boze zwischen den allegorischen Figuren Frankreichs und der Freiheit den Redner Mirabeau lebenswahr dargestellt. Man las mit Vergnügen im Moniteur, dafs man auf einen Kupferstich des Gemäldes subskribieren könne. Welcher „gute Patriot“ hätte sich nicht dazu gedrängt, sich auf diese Weise das Andenken an „die patriotische Hingebung des berühmten Abgeordneten zu sichern“. Dafs der berühmte Abgeordnete selbst den betreffenden Artikel für den Moniteur geschrieben hatte, konnten seine Bewunderer freilich nicht ahnen[2]).

Er gab ihnen in der nächsten Zeit noch mehrfach reichlichen Stoff zu einer billigen Apotheose. Als am 30. Oktober über Offiziere der Garnison von Belfort Klage geführt wurde, die sich mit dem Rufe „es lebe der König, nieder mit der Nation“ gegen friedliche Bürger vergangen haben sollten, setzte er eine Verschärfung des Dekretes durch, das zur Beratung stand. Die Leute, welche die Nationalfarben als Spielzeug behandeln wollten, sagte er, sollten lernen, dafs eine Revolution kein Kinderspiel ist.

Am 6. November sprach er in eben diesem aufreizenden Tone. Es handelte sich um Beschwerden einer corsicanischen Deputation gegen zwei Abgeordnete der Insel, die als schlechte Patrioten und Aristokraten denunziert wurden. Der eine war jener Buttafuoco, den Mirabeau einst in Corsica kennen und schätzen gelernt hatte, der andere der Abbé Peretti, zu dem er in keinem persönlichen Verhältnisse stand. Die Rechte wandte sich heftig gegen dies Vorgehen der Wähler von Corsica. Ein Tumult erfolgte, in dem Maury einen der Gegner, der ihm die Tribüne streitig machen wollte, mit Gewalt hinunterstofsen mufste, als Mirabeau dazu gelangte, ein paar Privatbriefe Perettis zu verlesen, deren Inhalt die erhobenen Anklagen glaublich machen sollte. Ein Landsmann Perettis hatte sie ihm zugesteckt. Die

---

[1]) Vgl. zu den Arch. parl. und Révol. de France No. 49 noch „Papiers d'un émigré, lettres et notes extraites du portefeuille du baron de Guilhermy“. Paris, Plon 1886. S. 21.

[2]) Über das Bild von Boze s. Mémoires, journal et souvenirs de St.-Girardin III, 113 und Lucas-Montigny VIII, 511. Vgl. den Artikel im Moniteur 22. Okt. 1790 (auch im Journal de Paris 1790, 13. Nov. Supplément); Mirabeaus Autorschaft ergiebt sich aus Plan S. 87.

Parteifreunde des Abbé waren aufser sich. Ihre Verwünschungen und Beleidigungen rissen auch Mirabeau fort[1]). Er spottete ihrer Ohnmacht, die nur mit Schmähschriften arbeiten könne, während ihm und seinen Gesinnungsgenossen „manche Phalanx“ zur Verfügung stehe.

Wenn man dahin kam, an die rohe Kraft der Massen zu appellieren, so durfte sich niemand darüber wundern, dafs sie auch ungerufen als Bundesgenossin und Rächerin sich aufdrängte. Ein Beispiel dafür erlebte man noch in der ersten Hälfte des November, als Charles Lameth in einem Duelle von dem Sohne des Marschalls de Castries verwundet worden war. Seit einiger Zeit schien ein System darin zu liegen, die Führer der Linken zum Zweikampfe zu reizen. Mirabeau war entschlossen, sich auf diese Art von seinen politischen Gegnern nicht zur Rechenschaft ziehen zu lassen. Er soll einmal den tobenden Widersachern in der Versammlung zugerufen haben: „Meine Herren, ich habe immer einen Stock für Unverschämte, und eine Pistole für Meuchelmörder.“ Anders nach mehrfachen vergeblichen Provokationen Lameth, dessen Verwundung umsomehr Aufsehen machte, da das leichtgläubige Volk es sich nicht ausreden liefs, die Klinge seines Gegners sei in Gift getaucht gewesen. Wutentflammt wälzten sich wilde Haufen in der Frühe des 13. November gegen das Hotel Castries, drangen durch das Thor ein und richteten im Inneren eine Verwüstung an, die Lafayette mit den spät anrückenden Nationalgarden nicht mehr hindern konnte. Er mufste sogar hören, sein Kopf stehe auf dem Spiele, wenn nur ein Schufs falle[2]).

Die Nationalversammlung wurde noch während des Auflaufes in ihrer Morgensitzung von diesen Vorgängen benachrichtigt, that jedoch keine weiteren Schritte, als sie vernahm, dafs die Ruhe wiederhergestellt sei. In ihrer Abendsitzung kam sie aber

---

[1]) Das ganz vergessene, sehr merkwürdige Buch „Bruchstücke aus den Papieren eines Augenzeugen und unparteiischen Beobachters der französischen Revolution“ 1794 s. l., welches, wie ich demnächst in der deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft nachweisen zu können hoffe, aus K. E. Ölsners Papieren stammt, enthält S. 158 die Notiz, Peretti habe Mirabeau „ein Stilet in den Rücken zu bohren gesucht“ und hätte es gethan, „wenn Reubel nicht zwischen den Redner und den korsikanischen Priester trat.“ Ähnlich G. A. v. Halem, welcher der Sitzung beiwohnte, a. a. O. II, 309: „Peretti,“ so heifst es, „soll hierauf ein Messer gegen ihn gezogen haben“ u. s. w.

[2]) Staël: Correspondance dipl. S. 179.

wieder auf die Sache zurück. Ein Bataillon der Nationalgarde verlangte durch eine Deputation den Erlafs eines scharfen Dekretes wider jeden, der einen Volksvertreter zum Duelle herausfordern würde. Der Sprecher der Deputation liefs es nicht an Ausfällen gegen de Castries fehlen. Als lauter Beifall ertönte, rief ein Mitglied der Rechten dazwischen: „Nur Schurken können Beifall klatschen," welche Beleidigung durch mehrtägige Gefängnishaft gesühnt werden sollte. Das gab das Signal zu einem neuen Tumulte, in dem gehässige Beschuldigungen herüber und hinüber flogen. Man konnte die Anklage hören, das Volk werde aufgewiegelt und zu Ausschreitungen angetrieben, wie man sie soeben bei der Verwüstung des Hotel Castries gesehen hatte. In dem allgemeinen Getümmel kam endlich Mirabeau zum Worte. Malouet trat es ihm ab, nachdem er von ihm das Versprechen erhalten hatte, nicht für, sondern gegen die Aufrührer reden zu wollen. Sei es aber, dafs dies Versprechen nicht ehrlich gemeint gewesen war, sei es, dafs Mirabeau bei den Unterbrechungen, die er erfuhr, sich selbst vergafs: genug, er schwelgte förmlich darin, der Zügellosigkeit der Versammlung, die nur zu viel Nachsicht „gegen eine Handvoll frecher Verschwörer übe", die Ehrenhaftigkeit des Volkes gegenüberzustellen, das selbst „in den Augenblicken eines edelmütigen Zornes", inmitten der Zerstörung „eines geächteten Hauses", keinen Dieb unter sich geduldet und das Bild des Königs verschont habe[1]). Umsonst verlangte man von der Rechten, dafs auch ihm, dem Lobredner eines Strafsenkrawalles, eine Strafe zudiktiert werde. Er ging triumphierend von dannen. Als er sich ein paar Abende darauf in einer abgelegenen Loge der Comédie française blicken liefs, wo die Wiederaufführung von Voltaires Brutus wie ein Tendenzstück neuesten Datums auf die empfängliche Zuhörerschaft wirkte, ruhte das Publikum nicht, bis er einen anderen besser sichtbaren Platz einnahm. Die Bürger wollten, wie der Moniteur berichtete, „einen der unerschrockensten Apostel der Freiheit" ganz in der Nähe betrachten können.

Der Gesamteindruck aller dieser Vorgänge des Oktober und

---

[1]) Vgl. zu Malouets Angaben in seinen Mémoires II, 4 die kritischen Bemerkungen von Städtler II, 346—348. Über Mirabeaus Rede in der Lameth-Castries'schen Angelegenheit bei den Jakobinern am Abend des 12. November s. G. A. v. Halem (der Ohrenzeuge war) a. a. O. II, 234 ff.

November auf die Königin mufste höchst ungünstig sein. Welches Zutrauen konnte ein Mann einflöfsen, der in geheimen Denkschriften seine loyale Gesinnung immer aufs neue versicherte und von der Tribüne herab der Empörung das Wort redete! Auch La Marck unterliefs es nicht, sich bitterlich über ihn zu beklagen. Er war allerdings weit entfernt davon, an einen Wechsel seiner monarchischen Grundanschauung zu glauben. Aber er fand es schwer, einen so „stürmischen Charakter" zu überwachen, ihn auf den rechten Weg zurückzuführen, „wenn er sich selbst entschlüpfte", und ihn nur einzelne Tage lang in derselben Richtung festzuhalten. Diese Klagen schüttete er wieder holt in das Herz des Grafen Mercy aus, der seit dem Anfange des Oktober Paris verlassen hatte. Mercy sollte am Haager Kongresse teilnehmen, auf dem es sich darum handelte, die Wiedereroberung Belgiens zu regeln. Seine Entfernung wurde von La Marck sehr schmerzlich empfunden, weil er ihn als einen unentbehrlichen Bundesgenossen bei seiner eignen Mittelstellung zwischen dem Hofe und Mirabeau betrachtete. Dieser selbst bekam von ihm nicht selten Vorwürfe zu hören. Die Ermahnungen, sich zu mäfsigen, „aus der Sphäre eines Faktionshauptes herauszutreten", die Gefühle der Tuilerieen zu schonen, trafen um nichts weniger tief, wenn auch der Mahner versicherte, dafs es ihm nur auf den Ruhm und das Wohl seines Freundes ankomme.

Mirabeau suchte sich auf alle Weise zu rechtfertigen. Er erklärte, dafs er dem Hofe eben dann am besten zu dienen glaube, wenn er sich aus seiner Popularität eine unzerbrechliche Waffe schmiede. Er forderte, dafs man zwischen der Maske, die er anlegen müsse, um das kaum wiedererworbene Vertrauen der Radikalen nicht zu verscherzen und zwischen seinem wahren Gesichte unterscheide. „Man mufs sich verstellen," meinte er, „wenn man die fehlende Kraft durch Geschicklichkeit ersetzen will, so wie man in einem Sturme genötigt ist, zu lavieren." Wenn er die Ehrfurcht des Volkes gegenüber dem Bilde des Königs hervorgehoben hatte, so wollte er sich dies besonders zum Verdienste angerechnet wissen. Er gab es für eine politische Feinheit aus, dem ganzen Lande dadurch klar gemacht zu haben, wie selbst der Pöbel von Paris seine Feinde nicht mit seinem Monarchen verwechsele. Wenn er sich den Tadel zuzog, durch seine Hetzreden neue Aufstände zu ermutigen, so wollte er darin an sich nichts Bedenkliches erblicken. Im Gegenteile hoffte er,

dafs dadurch die Masse der königstreuen Bürger aus ihrer Apathie aufgerüttelt und dazu gebracht werden würde, die Fehler der Verfassung durch Stärkung der Exekutive zu verbessern.

Er blieb seiner alten Methode darin ganz treu, dafs er in seiner ganzen Beweisführung die Spitze vornehmlich wieder gegen Lafayette richtete. „Dieser tiefe Politiker und vollendete Soldat, der mit 40000 Mann nicht einmal dreifsig Briganten im Zaume halten kann", würde nach seiner Meinung bei neuen Plünderungsscenen am meisten an Ansehen einbüfsen müssen. Nichts aber wäre mehr zu wünschen als dies. „Die gegenwärtigen Gefahren des Königs und meine furchtbare Angst vor der Zukunft haben ihren Hauptgrund in dem Dasein dieses Mannes ... Will man ein zweites Mal ein Wunder der Vorsehung erwarten und sich, wie in Versailles, auf seinen Mut und seine Versprechungen verlassen? ... Ein Mensch, der ruhig zusieht, wenn ein Haus verwüstet wird, würde nicht mehr Kraft entwickeln und nicht mehr Einfluſs ausüben, wenn es sich darum handelte, den König zu retten." Wurde die erste Hälfte dieser Prophezeiung Lafayette nicht gerecht, so hat sich die zweite im Verlaufe der Ereignisse vollauf bestätigt. Wenn irgend etwas, so rechtfertigt diese scharfe Vorausberechnung der Zukunft in den Augen der Nachlebenden Mirabeaus unausgesetztes Bestreben, Lafayette von dem Piedestal herabzustofsen, auf das er nicht sowohl sich gestellt hatte, als gestellt worden war. Er bemerkte mit Freuden, wie „der Held zweier Welten" von den radikalen Tagesschriftstellern immer verächtlicher behandelt wurde. Es gehörte nicht zu den Seltenheiten, dafs man Lafayette als den „Sultan von Paris", als den künftigen „Monk der Revolution" bezeichnete. Nichts schadete ihm mehr als der Verdacht, er wolle bei einer Neubildung der Haustruppe des Königs ein Corps von „Janitscharen" schaffen, wie Prudhomme sich ausdrückte. Mirabeau hoffte, dafs es gelingen würde, Charles Lameth, dessen Popularität seit seiner Verwundung unermefslich gewachsen war, gegen ihn auszuspielen. Bei den bevorstehenden Debatten über die Organisation der bewaffneten Macht, in denen die Frage nach Zweck und Ordnung der Nationalgarden einen breiten Raum einnehmen mufste, gedachte er Lafayettes Gewalt für immer ein Ende zu machen. Er wollte den Satz durchfechten, dafs der Kommandant der Nationalgarde nicht Abgeordneter sein dürfe, was eine Art von Rache für das Dekret vom 7. November 1789 gewesen wäre

„Ich bin," liefs er La Marck wissen, „über ein Dekret mit mir im reinen; ich werde diesen Lafayette entthronen." Zugleich beschwor er Reybaz, „ihm seine Rede zu machen", da ihm selbst die Zeit fehle. „Ich habe," schrieb er ihm, „die Bildung der Nationalgarden veranlafst, und das ist mein Hauptanteil an dieser grofsen Revolution, aber ich würde das Reich nur in Anarchie gestürzt haben, wenn ich sie nicht organisierte. Ich lege daher sehr grofsen Wert darauf, in dieser Sache mit der ganzen Macht des Talentes und der Vernunft ausgerüstet zu sein." Reybaz mufs indessen Mirabeaus Wunsch nicht erfüllt haben, was dazu beitrug, ihn schweigen zu lassen.

Heimlich agitierte er aber um so eifriger gegen den General und liefs dabei auch den Hof, wo man noch immer Bedenken trug, mit Lafayette zu brechen, nicht aufser Rechnung. Die stärkste Karte spielte er aus, indem er Lafayettes Namen mit dem der verworfenen, ehemals entsprungenen Lamotte in Verbindung brachte, deren Erscheinung Marie Antoinette den ganzen Skandal der Halsbandgeschichte vor die Seele führen mufste. Mirabeau hatte die Lamotte, wie er nicht verhehlte, schon ein Jahr zuvor gesehen, als sie mit ihrem Manne ungestraft von England herübergekommen war. Der Wunsch einer Revision des berüchtigten Prozesses konnte den Vorwand der Reise bilden. In der That war es aber dem sauberen Paare darauf angekommen, eine in London von ihm zusammengebraute Schmachschrift, die sogenannten Memoiren der Lamotte, so teuer als möglich an den Hof zu verkaufen. Daneben mochte die Hoffnung mitgespielt haben, dafs hoch- oder niedriggeborene Feinde der Königin sie als Werkzeuge gebrauchen und bezahlen würden. Verdienten die Jahrzehnte nachher geschriebenen Denkwürdigkeiten Lamottes irgend welchen Glauben, so hätte sich Mirabeau damals, und zwar im Interesse Monsieurs, sehr tief mit ihm eingelassen. Wie dem auch sein mag: in seinen Gutachten für den Hof findet sich begreiflicherweise keine Andeutung so verfänglicher Vorgänge. Im Gegenteile rühmt er sich, im Jahre 1789 geraten zu haben, die Behörden wegen ihrer Pflichtvergessenheit vor der Nationalversammlung zur Verantwortung zu ziehen. Zugleich behauptet er, dafs Lafayette „aus Schwäche, oder um diese Brandfackel noch bereit zu halten", dagegen gewesen sei [1]).

---

[1]) Es bleibt vieles in der Sache dunkel. Mirabeau sagt in seiner vierzigsten Note vom 11. Nov. 1790: „J'avais vu Madame Lamotte il y a un an",

Neuerdings wollte er nun in Erfahrung gebracht haben, daſs die Lamotte sich wieder in Paris eingeschlichen habe. Auch zu anderen war dies Gerücht gedrungen. Mit ihnen hielt er dafür, es sei ernstlich auf eine Revision des Prozesses der Lamotte abgesehen. Was für Folgen sich daran schlieſsen würden, war unberechenbar. Er lieſs durchblicken, daſs die Frage einer Scheidung des Königs, einer Regentschaft, ja des Wechsels der Dynastie oder selbst der Regierungsform, aufgeworfen werden möchte, wenn sich alle die alten Verleumdungen gegen die Königin wieder hervorwagen dürften. Er hielt die Lamotte von denen für vorgeschoben, die in der Königin „wegen der Festigkeit ihres Charakters und der Feinheit ihres Geistes“ das Haupthindernis für die Durchführung ihrer Pläne sähen. Und, wenn man ihm Glauben schenkte, so stand Lafayette als verkappter Republikaner an ihrer Spitze. „Ich zweifle nicht daran,“ äuſserte er, „daſs die Lamotte durch ihn hierher gezogen oder für ihn hier ist.“ Hätte der Herzog von Orléans seine Hand dabei im Spiele, so wäre er nur Lafayettes Agent.

Man würde nicht begreifen, wie Mirabeau es wagen konnte, den Augen Marie Antoinettes so viel ungeheuerliche Behauptungen zu unterbreiten, wenn nicht La Marck, der häufig Zutritt im Schlosse hatte, in einem Briefe an den Grafen Mercy zu erzählen wüſste, Lafayette habe die Königin in einer Konferenz mit der Bemerkung erschreckt, es sei im Werke, ihre Scheidung zu erzwingen, und sie müsse sich auf eine Anklage wegen Ehebruches gefaſst machen[1]). Hat Lafayette dies Thema wirklich berührt, so wird er nur warnend auf drohende Gefahren hingewiesen haben. Mirabeau aber genügte das, um den General selber der

---

und doch behauptet Lamotte (Mémoires inédits du comte de Lamotte-Valois p. p. Louis Lacour 1858) sowohl 1789 wie 1790 allein in Paris gewesen zu sein. Auf vielfache Unrichtigkeiten dieser Memoiren hat bereits Campardon: Marie Antoinette et le procès du collier 1863 hingewiesen.

[1]) La Marck an Mercy 9. Nov. 1790 (Bacourt II, 57). Auch Staël (a. a. O. S. 177) berichtet schon am 27. Oktober: „De la Motte avec sa femme est ici et l'on paraît vouloir demander à l'Assemblée la révision de son procès et qu'elle demande à être entendue à la barre. On veut employer contre la reine tout ce que la méchanceté la plus noire pourra imaginer. On croit que bientôt il sera question du divorce et que les plus noirs projets sont cachés sous cette motion.“ Die einzige anzuführende Stelle in Lafayettes Memoiren (Brief von Ende Nov. 1790), die ich finde III, 157, lautet: „Madame Lamothe est arrivée et M. le duc d'Orléans en prend soin“.

Schuld zu zeihen, dafs er diese Gefahren hinterlistig heraufbeschwöre. Allein er machte nicht den beabsichtigten Eindruck damit. Zwar liefs ihn Marie Antoinette aufs neue ihrer Zufriedenheit versichern, aber die Furcht des Königspaares vor dem „Hausmeier“ war so grofs, dafs er nicht aufhörte, eine entscheidende Einwirkung auszuüben.

Dies trat vor allem bei der Neubildung des Ministeriums zu Tage, die sich Ende November nicht länger vermeiden liefs. Der letzte und nachdrücklichste Anstofs dazu war durch eine Deputation der achtundvierzig Sektionen von Paris gegeben worden, die am 10. November vor der Nationalversammlung erschien, um sie anzuspornen, vom König unweigerlich die Entlassung der verhafsten drei Minister Champion de Cicé, Latour Du Pin und St. Priest zu fordern und ihnen den Prozefs zu machen. Sprecher dieser Deputation war Danton, der damals schon zu den Helden der Masse gehörte. Es ist sehr wahrscheinlich, dafs Mirabeau von früher Beziehungen zu dem Haupte der Cordeliers hatte. Später wufste er genau zu sagen, für welche Summe der Hof gesucht hatte, den Mann zu kaufen [1]). Allein mit dem Auftreten Dantons vom 10. November 1790 hatte er nichts zu schaffen. Was er am meisten gefürchtet hatte, trat ein. Der König, aufs härteste bedrängt, nahm den Schein des Gehorchens auf sich. Die neuen Männer, die er in seinen Rat rief, Duport-Dutertre als Grofssiegelbewahrer und Duportail für das Kriegswesen waren sehr radikal gesinnt, aber von geringer Bedeutung, so dafs es wenig Wert hatte, mit ihnen die Probe darauf zu machen, ob Jakobiner als Minister noch Jakobiner sein würden. Aufserdem aber: es war nicht geschehen ohne Lafayettes Einverständnis [2]). Man durfte erwarten, dafs St. Priest früher oder später einen Ersatzmann finden würde, dem gleichfalls die Billigung des Generals so wenig fehlen würde, wie die des Klubs. Der einzige Montmorin, der Minister des Auswärtigen, welcher aus der alten Regierung übrig blieb, hielt sich nur deshalb, weil er nicht einer gleich starken Feindschaft der Linken begegnete wie

---

[1]) Mirabeau an La Marck 10. März 1790. Mirabeaus und Dantons Bekanntschaft wird bezeugt von Desmoulins: Révolutions No. 72. S. 310.

[2]) La Marck an Mercy 21. Nov. 1790. Auch Gower berichtet 26. November 1790. „The opinion of M. La Fayette has evidently had great weight in the appointment of the present ministry.“

seine Kollegen, und weil Lafayette ihn stützte[1]). In dem neuen Ministerium saſs also, wie Mirabeau klagte, auch nicht ein Mann, der als Bindeglied zwischen ihm und dem Königtume hätte dienen können. Daſs Duport-Dutertre ihm ehemals als Advokat persönlich nahe getreten war (s. o. Bd. I, S. 165), änderte nichts an dieser Thatsache. Er war wieder um eine Enttäuschung reicher.

Dazu kam aber, daſs er in eben diesen Tagen während der kirchenpolitischen Debatten mit einer Schärfe das Wort nahm, die Ludwig XVI. ihm niemals verzeihen konnte. Denn in dieser Sache war zwischen dem König und der Revolution keine Versöhnung möglich. Dazu gedrängt, den schwersten Fehler der konstituierenden Versammlung mit seinem Namen zu decken, raffte er sich aus der gewohnten Trägheit des Denkens und Handelns zu einem ungeahnt zähen, heimlichen Widerstande auf, den er nicht nur für erlaubt, sondern für geboten hielt, um eine unfreiwillige Verschuldung am Heiligsten reuevoll zu sühnen.

Die Männer der französischen Revolution pflegten sich häufig auf die Heroen der englischen Revolution zu berufen. Auch Mirabeau hatte gelegentlich mit Miltons Worten zu seinem Jahrhundert gesprochen. Hier aber trat der tiefe Unterschied zwischen Independenten und Voltairianern zu Tage. Milton hatte einst gegen das „Mietlingswesen in der Kirche“ geeifert. Mirabeau hatte umgekehrt das Stichwort ausgegeben, die „Diener der Moral“ seien „Besoldete der Nation“. Der privilegierte Stand des Klerus sollte verschwinden, um Beamten des Staates Platz zu machen. Wenn nun in diesem Staate alles auf die Souveränität der Aktivbürger zurückging, so war es nur folgerichtig, auch diese Klasse von Staatsbeamten einzig aus der nämlichen Quelle abzuleiten. Auf diesem Prinzipe ruhte die neue Kirchenverfassung mit ihren Eingriffen in die Obergewalt des Papsttums und mit ihrer Zerreiſsung der bestehenden Diözesen. Mochten die Väter dieser Kirchenverfassung noch so oft versichern und noch so fest überzeugt davon sein, nur das weltliche Gebiet zu berühren: sie nahmen es dennoch auf sich, Millionen von gläubigen Katholiken Vorschriften zu machen, die

---

[1]) La Marck wird, wie auch sonst, durch seine Erinnerung betrogen, wenn er (Bacourt I, 150) erzählt: „Le comte de Mirabeau s'était abstenu de parler (20. Okt. 1790) par considération pour M. de Montmorin.“ Mirabeau wünschte vielmehr damals, Montmorin um jeden Preis zu beseitigen. S. Note 38 für den Hof, vom 28. Okt., vgl. Lafayette III, 150.

sie, wenn anders sie gläubige Katholiken bleiben wollten, niemals befolgen durften. Mirabeau hat an den heifsen Verhandlungen über die Civilkonstitution des Klerus keinen Anteil genommen. Auch seine Denkschriften aus dem Sommer 1790 lassen nicht erkennen, wie er über dies verhängnisvolle Werk dachte. Indessen bewies sein Verhalten in der Frage von Avignon wenigstens so viel, dafs er einen Bruch mit Rom nicht übereilt wissen wollte. Er setzte den Gelüsten nach Annexion dieser päpstlichen Enklave des Königreiches einen Dämpfer auf. Als Mitglied des diplomatischen Ausschusses beantragte er am 20. November allerdings, Truppen zum Schutze bedrohter französischer Interessen dorthin zu senden, hingegen die Entscheidung wegen der Bitte um Einverleibung ins Königreich zu vertagen.

Sechs Tage später verlas er aber eine Rede, die jeden, der im Papste das Oberhaupt seiner Kirche verehrte, mit Abscheu erfüllen mufste. Man sah schon, wohin die Civilkonstitution des Klerus führen würde: zur Kirchenspaltung und zum Widerstande der Gläubigen. Die Mehrzahl der Geistlichen war entschlossen, sich der von der Kurie verworfenen Neuordnung des Kirchenwesens nicht zu fügen, und ihre Gemeinden standen grofsenteils hinter ihnen. Mirabeau sah in den Protesten, die eingelaufen waren, und in der gedruckten Verteidigung der Bischöfe nur Zeichen der „Intrigue, Kabale und Heuchelei". Es verlohnt sich nicht, dem Gange seiner mit kirchengeschichtlichen Citaten gespickten Rede zu folgen, da sie wesentlich fremdes Fabrikat war. Halb und halb gab er dies selbst zu verstehen, wenn er die Bemerkung einflocht, er sei in der Theologie nicht bewandert, habe sich aber von unterrichteten und gutgesinnten Geistlichen gesprächsweise belehren lassen. Er hätte nicht nötig gehabt, von der Mehrzahl zu sprechen. Aber er durfte nicht verraten, dafs ein einziger „unterrichteter und gutgesinnter Geistlicher" ihm geradezu seine Rede gemacht und zum unbeschränkten Gebrauche überlassen hatte, wie Du Roveray, Pellenc, Reybaz und andere sonst in anderen Fällen. Es war der Abbé Lamourette, später konstitutioneller Bischof von Lyon, Mitglied der Nationalversammlung und durch seine Schriften, in denen er die Grundsätze der neuen Verfassung vom Standpunkte der Religion aus zu rechtfertigen suchte, in weiten Kreisen bekannt. Der Courrier de Provence hatte erst kürzlich Auszüge aus den „bürgerlichen Predigten" des patriotischen Lazaristen gebracht und ihn höchlich

dafür belobt, daſs er „die ewigen Wahrheiten der Politik in den heiligen Hallen ertönen lasse“. Mirabeau sah ihn dann und wann unter seinen Tischgenossen und wuſste auf gewohnte Art Kapital aus dieser Bekanntschaft zu schlagen. Als Lamourette 1794 vom Revolutionstribunale zum Tode verurteilt wurde, bekannte er, daſs er einer von Mirabeaus Mitarbeitern gewesen sei[1]).

War Mirabeau an der Rede des 26. November also unschuldig, so ist der Dekretentwurf, mit dem er sie schloſs, auf seine eigene Rechnung zu setzen. Er unterschied sich von dem Dekretentwurfe Voidels, des Berichterstatters der Ausschüsse, in einem, freilich dem wichtigsten Punkte. Nach Voidel sollte jeder Geistliche, vom Bischof bis zum Landpfarrer, binnen acht Tagen, und wenn er nicht in seiner Diözese oder Pfarrei, aber in Frankreich weile, binnen vier Wochen einen Eid auf die Civilverfassung ableisten, widrigenfalls er seiner Stelle für verlustig erklärt und bei Fortsetzung kirchlicher Amtshandlungen als Störer der öffentlichen Ruhe verfolgt werden würde. Solche Fristbestimmungen fehlten in Mirabeaus Entwurf. Auch war in diesem keineswegs von einem Eide auf die neue Kirchenverfassung, sondern nur allgemein vom „Bürgereide“ die Rede, den jeder Kleriker, der zur Abnahme der Ohrenbeichte bestimmt wäre, vor der Munizipalbehörde leisten sollte. Übrigens enthielt auch Mirabeaus Entwurf sehr scharfe Drohungen für die Widersacher der neuen Kirchenverfassung.

Bei alledem glaubte er ihn in einem Briefe an La Marck als die „friedlichste und versöhnlichste Maſsregel“ bezeichnen zu dürfen, die sich nach der Lage der Dinge erdenken lasse. „Dem widerspenstigen Kleriker,“ fügte er hinzu, „bleibt dabei noch eine Ausflucht ... Will man uns in einen Religionskrieg stürzen, so muſs ich mich dem widersetzen.“ Daſs seine von Lamourette soufflierten Worte nichts weniger als friedlich und versöhnlich klangen, konnte er jedoch nicht leugnen. Allein er hoffte, die Eingeweihten würden so viel vom „A-B-C“ der parlamentarischen Taktik verstehen, zwischen einer Rede und einem Gesetzesvorschlage zu unterscheiden. Als Redner wollte er sich „der Tonart

---

[1]) S. über Lamourette: Dumont 262, Städtler II, 378. Wenn es im Courrier de Provence CCXXIV, 429 heiſst: „L'éloquent discours de M. de Mirabeau, qu'il a fait dans la tribune“, worauf Lucas-Montigny Gewicht legt, so beweist dies selbstverständlich gar nichts für Mirabeaus Autorschaft.

der tumultuarischen Versammlung anbequemen". Als Gesetzgeber wollte er ihr ein milderes Dekret abschmeicheln, als dasjenige Voidels war.

Er verrechnete sich, und zwar in doppelter Weise. Die Versammlung jauchzte seiner Rede zu, aber sie verwarf sein Dekret. Die Eingeweihten sahen über dieses Dekret hinweg und hielten sich nur an seine Rede. Der Erzbischof von Toulouse, durch dessen Hand die Summen liefen, die Mirabeau aus den Tuilerieen zu gute kamen, fand die rhetorischen Kraftstellen vom 26. November „beim Lesen noch abscheulicher als beim Anhören". Er hatte selbst „Betrachtungen über die Grenzen der geistlichen und weltlichen Gewalt" auf den Tisch des Hauses niedergelegt, in denen er zu ganz anderen Schlüssen kam als die Compagnons Lamourette-Mirabeau[1]). Im Schlosse war die Entrüstung grenzenlos. Sogar La Marck glaubte der Königin nicht unter die Augen treten zu dürfen, obwohl er Mercy versprochen hatte, sie recht oft zu sehen und ihr Mut zu machen.

Bei den Jakobinern andererseits strahlte Mirabeaus Gestirn im hellsten Glanze. Die guten Royalisten wurden nicht müde, darüber zu spotten, dafs sie seine alten Sünden so ganz vergessen hätten[2]). Als die Klubisten der Nationalversammlung den Antrag unterbreiteten, das Ballhaus in Versailles als ein Nationaldenkmal zu erhalten und ein Gemälde Davids entgegenzunehmen, das den historischen Schwur des 20. Juni verherrlichen sollte: da war es Mirabeau, den die Gesellschaft der Verfassungsfreunde mit der Abfassung einer würdigen Adresse betraute[3]). Am 6. November vor der Nationalversammlung verlesen, machte sie einen tiefen Eindruck und wurde nach ihrem Beschlusse veröffentlicht. Am 30. November wählten die Klubisten ihn sogar zu ihrem Präsidenten, welche Würde nach den Statuten immer von Monat zu Monat vergeben wurde. Er verfehlte nicht, in seiner Eröffnungsrede den Patrioten durch die Blume einige Wahrheiten zu sagen. „Alle Franzosen," rief er ihnen zu, „sind

---

[1]) Arch. parl. XXI, 16—20.

[2]) S. z. B. Le Retour de Mir***** aux Jacobins. Imitation du chant cinquième de la Pucelle, 8 S. Bibl. nationale.

[3]) Courrier de Provence CCXIV. La Marck an Mercy 9. Nov. 1790. Eine Beschreibung der betreffenden Sitzung des Klubs bei G. A. v. Halem a. a. O. II, 109—117.

Stützen der Freiheit, und nur noch eines bleibt übrig: sie auch zu Stützen des Friedens, zu Feinden der Zügellosigkeit zu machen“ [1]). Aber bei Hofe beachtete man weniger seine Worte als die Gesellschaft, in der er sie fallen liefs.

Nach allem, was in den letzten Wochen vorgegangen war, schien es kaum denkbar, dafs man aus der Tasche des Monarchen einen Mann noch länger bezahlen würde, dessen „Manie, der Popularität nachzujagen“, als unheilbar betrachtet wurde. Mirabeau selbst hatte schon daran gedacht, die unfruchtbare Vielgeschäftigkeit, zu der er in Paris verurteilt war, mit nützlichem Wirken in der Provence zu vertauschen. Was anderswo die Bande der Ordnung zu zerreifsen drohte, wirkte dort unter der heifsblütigen Bevölkerung des Südens am heftigsten. Das Verschwinden der Provinzialverfassung, die Teilung der Provinz in drei Departements, die Bildung der neuen Behörden, der Sturz des Parlamentes: alles das war von Zuckungen der Anarchie begleitet. In Marseille zumal hörten die Wirren nicht auf. Waren es nicht „Patrioten“ und „Aristokraten“, die sich befehdeten, so war es die Nationalgarde und die Munizipalität. Mirabeau schwebten die Triumphe vor, die er während des Wahlkampfes dort gefeiert hatte. Er wollte sich seinen Landsleuten wieder zeigen und verschwor sich gegenüber La Marck, auch auf diesem Boden unter dem „Banner der legitimen Autorität“ zu fechten, „oder zu sterben“. Da ward ihm ganz unerwartet von einem der nominellen Leiter der Regierung ein Antrag gemacht, der ihm noch die Möglichkeit einer Einwirkung auf die Staatsmaschine im Mittelpunkte des Reiches eröffnete. Als Mitglied der Konstituante auf immer ausgeschlossen vom Ministerium, wurde er wenigstens endlich erster geheimer Berater und Alliierter eines Ministers.

---

[1]) Journal des amis de la constitution No. 2, S. 94.

Elftes Kapitel.

Verbindung mit Montmorin.

Mirabeau hätte sich alles andere eher träumen lassen, als von Montmorin, dem einzigen Mitgliede des Ministeriums Necker, das sich zu behaupten wufste, umworben zu werden. Er war gegen den Grafen Montmorin aus persönlichen und politischen Gründen eingenommen. Im Herbste 1789 war sein letzter Versuch der Annäherung an den Leiter des Auswärtigen gescheitert. Seitdem hatte er in Montmorin, nicht mit Unrecht, nur Schwäche und ein ängstliches Bemühen gesehen, Lafayette nicht zu mifsfallen. Eben deshalb war ihm das Verbleiben dieses Ministers sehr zuwider. Er gab der Königin Mittel und Wege an, wie man ihn abschütteln könne, und war entschlossen, ihn bis aufs äufserste zu bekämpfen.

Inzwischen ging mit Montmorin eine Sinnesänderung vor sich. Da er sah, wie wenig Lafayette der Mann sei, eine fortgesetzte Minderung der monarchischen Gewalt zu hindern, und da seine neuen Kollegen ihn durch ihre Schroffheit erschreckten, blickte er sich nach einem sicheren Halt um. Er mufste sich der früheren Anerbietungen Mirabeaus erinnern. Wie viel er von Mirabeaus Verhältnis zu La Marck und von seiner Korrespondenz mit dem Hofe gewufst oder geahnt hat, steht dahin. Jedenfalls war ihm nicht ganz verborgen geblieben, dafs Mirabeau durch La Marck Verbindungen mit Marie Antoinette habe, und er zögerte nicht, La Marcks Vermittlung

in Anspruch zu nehmen. Ende November[1]) erschienen bei diesem zwei Abgesandte des Ministers, die sich in sein Vertrauen einzudrängen gesucht hatten, und deren Botendienste er nicht von sich weisen mochte. Der eine war Duquesnoy, Abgeordneter für Bar-le-Duc, ein talentvoller Advokat, der in der Nationalversammlung allmählich von extremen Ansichten zu gemäfsigten übergegangen war. Ihm schlofs sich jener Talon an, der schon nach den Oktoberereignissen des vorausgegangenen Jahres bei Mirabeaus Versuchen, ein parlamentarisches starkes Ministerium zu bilden, die Hand im Spiele gehabt und seit er seine Stelle beim Châtelet aufgegeben hatte, noch mehr darauf brannte, an der Spitze des Staates mitthätig zu sein. Beide Männer versicherten La Marck, Montmorin wünsche „eine Koalition" mit Mirabeau zu schliefsen, und dieser Plan sei für Lafayette ein tiefes Geheimnis.

Der vorsichtige La Marck wollte erst Marie Antoinette sondieren. Denn er wufste, dafs die Königin dem Grafen Montmorin, den sie so lange als Spion und Handlanger Lafayettes zu betrachten gewohnt war, nicht leicht trauen würde. Mit dem Hinweise darauf, dafs Mercy den Minister immer geschätzt habe, suchte er ihre Bedenken zu überwinden. Bis dahin hatte Mirabeau zugewartet. Es schien ihm ohnehin politisch, sich suchen zu lassen, und die Gesellschaft Talons behagte ihm sehr übel[2]). Er trug ihm nämlich einige gehässige Anspielungen nach, die er am 15. Mai 1790 als damaliger Beamter des Châtelet vor der Nationalversammlung gewagt hatte. Bei Hofe hatte er ihn auf alle Weise schlecht gemacht, um zu verhindern, dafs er die Stelle des Siegelbewahrers erlange, und ihm Fähigkeit wie Zuverlässigkeit gleicher Weise abgesprochen. Erst nachdem Montmorin zweimal vergeblich um seinen Besuch gebeten hatte, stellte er sich am späten Abend des 5. Dezember bei ihm ein.

Er kam aus einer stürmischen Sitzung des Jakobinerklubs, in der er mit Robespierre hart zusammengestofsen war. Er hatte längst durchschaut, was diesem kalten Fanatiker später dazu

---

[1]) La Marcks Angabe „Vers la fin du mois d'octobre" (Bacourt I, 156) wird durch seine eigene Korrespondenz widerlegt.

[2]) S. Talons Rede vom 15. Mai 1790 Arch. parl. XV, 523 vgl. Mirabeaus fünfte Note für den Hof vom 28. Juni 1790 und Marie Antoinette an Mercy 29. Juni 1790 bei Arneth S. 132.

verhalf, der entsetzten Welt ein unvergefsliches Schauspiel zu bieten. „Dieser Mensch," urteilte er über ihn, „glaubt alles, was er sagt." In der Versammlung war er ihm mehrfach entgegengetreten und hatte gelegentlich ironisch angedeutet, dafs sein Verstand und sein Patriotismus nicht auf gleicher Höhe stünden [1]). In seiner Würde als Präsident des Klubs benutzte er sehr herrisch einen der ersten Anlässe, dem „unverständigen Patrioten" ein Tadelsvotum zu erteilen. Allerdings gab es keinen kleinen Aufruhr. Die „republikanischen Seelen" nahmen die Redefreiheit Robespierres in Schutz, und nur das Auftreten Charles Lameths, der seit seinem Duelle den Arm noch in der Binde trug, stellte die Ruhe wieder her. Jedenfalls hätte Mirabeau dem Minister, zu dem er sich schlich, gleich an diesem Beispiele klar machen können, wie er seine Stellung als Präsident des Klubs zu verwerten gedenke [2]).

Was er seinerseits in der Stille der Winternacht von dem redseligen und geängstigten Montmorin vernahm, liefs ihm keinen Zweifel darüber, dafs er es ehrlich meine. Der Minister äufserte sich so geringschätzig wie nur möglich über Lafayette. Er bat gleichsam um Verzeihung dafür, dafs er sich so lange ablehnend gegen „das erste Talent der Versammlung" verhalten habe. Mit dem Geständnis, in Verfassungsfragen schlecht bewandert zu sein, verband er die Bitte, ihm das Vertrauen der Königin zurückzugewinnen. Sie wieder „populär zu machen", auf die öffentliche Meinung in den Provinzen einzuwirken, vor allem aber die Nationalversammlung „ohne Erschütterung endigen zu lassen" und über die Wahlen für eine neue Versammlung zu wachen: das war es, wofür er sich Mirabeaus Rat und Hilfe erbat. Er wünschte, dafs dieser einen ausführlichen Plan zur Erreichung dieser Zwecke ausarbeite.

---

[1]) 3. Mai 1790 als Robespierre die Permanenz der Distriktsversammlungen von Paris forderte.

[2]) Über die Sitzung des 5. Dezember bei den Jakobinern s. Marat: l'Ami du peuple No. 306; C. Desmoulins: Révolutions No. 55, S. 111—117. Die Arch. parl. XXI. 238—250 enthalten die Rede über die Organisation der Nationalgarde, die Robespierre in der Nationalversammlung vom 5. Dezember hatte verlesen wollen. Die im Klub verlesene, die Mirabeaus Kritik veranlafste, ist vermutlich die gleiche. Übrigens ergeben die Verhandlungen der Nationalversammlung vom 6. Dezember, dafs Robespierres Auftreten im Klub nicht wirkungslos blieb, vgl. Courrier de Provence No. CCXXVIII.

Manches in seinen Redewendungen war sichtlich darauf berechnet, durch Mirabeau vor die Augen der Königin gebracht zu werden, und dieser beeilte sich denn auch, ihr genaue Rechenschaft von der wichtigen Unterhaltung abzulegen. Er verschwieg ihr nicht, dafs noch nicht viel gewonnen sei. Was Montmorin zu bieten hatte, war wenig. Er selbst nicht der Mann, in der Stunde der Gefahr durch verblüffende Kühnheit zu imponieren. Von seinen Kollegen nicht einer auf seiner Seite. Seine Hilfstruppen von zweifelhaftem Werte und wenig zahlreich. Zwar behauptete er, abgesehen von Duquesnoy, über einige hervorragende Mitglieder der Versammlung, wie Talleyrand, Chapelier, Thouret „verfügen" zu können. Auch hatte er schon mit Barnave angeknüpft, dessen Gewinnung wegen seiner Stellung im Jakobinerklub ein grofser Erfolg gewesen wäre. Aber er war seiner durchaus nicht sicher und klagte darüber, was für seine Denkungsart sehr bezeichnend war, dafs er noch nicht einmal Gelegenheit gefunden habe, ihm „Geld anbieten zu lassen".

Auch sonst blieb manche Zweideutigkeit und Schwierigkeit bestehen. Mirabeau versprach allerdings, ohne Wissen der Königin Montmorin nichts Schriftliches mitzuteilen. Aber er stellte die starke und unerfüllbare Forderung, dafs der König kein Wort davon erfahre. Marie Antoinette ihrerseits schenkte Montmorin kein volles Vertrauen und war, wie La Marck klagte, immer nur mit halbem Ohre bei den wichtigsten Verhandlungen. Neben Konferenzen und schriftlichem Verkehre Mirabeaus mit Montmorin liefen Besprechungen La Marcks mit der Königin, von denen wieder der Minister nichts wissen sollte. Kurz, dem Bündnisse, zu dem dieser bei seiner Verhandlung mit Mirabeau sich erboten hatte, fehlte der rechte Zusammenhang. Das Ganze glich nach La Marcks Ausdruck „einem neugeborenen Kinde, dem man Zeit lassen müsse, zu wachsen".

Indessen machte sich Mirabeau ans Werk, jenen Plan auszuarbeiten, den Montmorin ihm abverlangt hatte. Er wurde stückweise, so wie ein Abschnitt in dem bekannten „Atelier" fertig war, dem Minister, und durch La Marck der Königin mitgeteilt, bis am 23. Dezember die Schlufssendung erfolgen konnte. Erwägt man, wie kurz bemessen die Zeit der Abfassung dieser umfangreichsten aller Denkschriften Mirabeaus erscheint, und wie manches andere Geschäft ihn aufserdem in Anspruch nahm, so wird die Vermutung sich aufdrängen, dafs er auch hierbei nicht

auf sich allein angewiesen war. In der That weifs man, dafs Pellenc, sein vertrautester und begabtester Sekretär, dieses und jenes der Mirabeauschen Gutachten niedergeschrieben hat. Man kennt sein ursprüngliches Manuskript, mit Korrekturen Mirabeaus bedeckt[1]). Nicht anders wird es sich mit der siebenundvierzigsten Note verhalten, deren Entwurf sich unter dem Titel „Überblick der Lage Frankreichs und der Mittel, die Freiheit des Volkes mit der königlichen Autorität zu versöhnen", in La Marcks Papieren vorgefunden hat. Hier lernt man den Plan, den Mirabeau zu bieten wufste, kennen, in vielem nur eine genauere Ausführung früherer Ratschläge und Ansichten, die aber noch nie so systematisch von ihm entwickelt worden waren.

Es war nichts Neues, wenn er das Königtum beschwor, an gewissen Grundlagen der Verfassung nie und nimmer zu rütteln. Abschaffung der Privilegien und Feudalrechte, Vernichtung der alten politischen Korporationen, wie der Parlamente, Gleichheit der Auflagen, Steuerbewilligung und Kontrolle des Staatshaushaltes durch den gesetzgebenden Körper, Verantwortlichkeit aller Beamten, Zugänglichkeit aller öffentlichen Stellen für alle Bürger, Freiheit der Presse und der Religionsgemeinschaften: diese „Wohlthaten der Revolution", mochten sie ihrer zerstörenden oder ihrer schaffenden Kraft zu danken sein, sollte die Monarchie ein- für allemal als „unwiderruflich" betrachten. Sie sollte jeden Schein einer Hinneigung zu den Lobrednern des ancien régime vermeiden und sich ehrlich mit der Idee aussöhnen, „alles, was das Glück des Volkes vermehre, sei auch für sie selbst von Nutzen".

Zu gleicher Zeit aber sollte sie alles daran setzen, sich wieder Autorität zu verschaffen, um durch Bildung einer starken ausführenden Gewalt „der Anarchie einen Damm entgegenzuwerfen". Hier deckte Mirabeau den grofsen Widerspruch auf, der das Werk der Konstituante durchzog. Auf der einen Seite ein erbliches Königtum, dessen Inhaber zum Nichtsthun verurteilt war. Auf der anderen Seite eine Regierungsmaschine, die ein ganz republikanisches Gepräge trug. Unter monarchischer Spitze eine Reihe von Verwaltungskörpern, die aus freien Wahlen von vier Millionen Bürgern hervorgingen. Statt „wahrer Agenten der

---

[1]) S. Städtlers Bemerkung III, 58 zur 51. Note vom 16. Februar 1791, die in Bacourts französischer Originalausgabe unvollständig ist. Vgl. o. S. 183 Anmerkung 1.

Exekutive mit einfachen und durchgreifenden Mitteln“: beratende, vielköpfige, kurzlebige Behörden in Departement, Distrikt, Municipalität, die starke Reibungen untereinander und mit ihren Auftraggebern auch beim besten Willen nicht vermeiden konnten. „Niemand,“ wie er früher gesagt hatte, „zum Gehorchen, jeder zum Kommandieren aufgelegt,“ die „guten Bürger“ nur zu leicht versucht, sich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen, den „Aufwieglern“ der weiteste Spielraum eröffnet[1]). Denn alles in plötzlichem Sprunge vom Gestern zum Heute, ohne mildernden Übergang, nach Jahrhunderte langer Angewöhnung der Centralisation, unter einem Volke, in dem es in den unteren Schichten mit der Kenntnis des Lesens und Schreibens eben so übel aussah wie mit Zucht und Ehrbarkeit in den höchsten.

Von zwei Dingen eines: Entweder man hielt die Franzosen der damaligen Zeit für reif und für geneigt, die Nordamerikaner Europas zu werden: dann war die monarchische Firma ihres neuen Verfassungsgebäudes zu löschen. Oder man betrachtete jene Meinung als eine Schwärmerei: dann mufste dem verantwortlichen Ministerium des Königs die Möglichkeit gegeben werden, zu regieren. Auch dies war oft genug von Mirabeau ausgesprochen worden. Es bildete von jeher das Grundthema seiner Gutachten. Eine Revision der Verfassung im angedeuteten Sinne hatte er selbst um den Preis eines Bürgerkrieges nicht für zu teuer erkauft erachtet.

Was aber noch niemals so genau wie hier ausgeführt worden war, ist die Methode, wie jene Revision vorbereitet und durchgesetzt werden könne. Eines stand fest: sie durfte nicht als eine aufgedrungene Gabe aus der Hand des Königs kommen, sondern die Volksvertretung selbst mufste für sie gewonnen werden. Frug sich aber, ob die augenblicklich tagende Versammlung oder eine folgende, so entschied sich Mirabeau für das zweite. Noch im September hatte er gehofft, Berichterstatter des verstärkten Verfassungsausschusses zu werden und als solcher dem erstrebten Ziele näher zu kommen. Aber er wurde nicht einmal in den Ausschufs gewählt, was er einem Wortbruche Lafayettes glaubte zuschreiben zu müssen[2]). Eine Mehrheit der Konstituante für die geplante Revision zu gewinnen, hielt er hienach an sich

---

[1]) Note 27 für den Hof.

[2]) Note 28 für den Hof. 28. Sept. 1790 vgl. Arch. parl. XIX, 147. 247.

kaum für denkbar. Sollte es doch gelingen, so würde die dem Volke verhafste Rechte ihren Kern ausmachen, was denn bei Neuwahlen zum Ausbruche furchtbarer Erbitterung führen müfste. Vor allem aber schien ihm die öffentliche Meinung noch nicht hinlänglich vorbereitet, die Revision mit äufserstem Nachdrucke zu fordern und zu schützen. Er hielt den Erben der unumschränkten Königsgewalt eine förmliche Vorlesung, oder, wenn man will, ein Repetitorium über die Notwendigkeit, in Zukunft immer mit dieser Grofsmacht zu rechnen. Viele Seiten seiner Denkschrift beschäftigen sich ausschliefslich mit Aufzählung der Mittel, ihre Schwankungen zu verfolgen und Gewalt über sie zu gewinnen.

Für Paris wollte er sich Talon als brauchbares Werkzeug gefallen lassen. Da Sémonville gleichfalls mit Lafayette gebrochen hatte und unzertrennlich von Talon war, so empfahl er, ihn diesem beizufügen. Er verachtete zwar den einen wie den anderen, aber als gemeine Handlanger waren sie ihm eben recht. Beide sollten an der Spitze einer zahlreichen geheimen Polizei Montmorin täglich über die Nationalversammlung, die Klubs, die Physiognomie der Kaffees und Theater, das Benehmen Lafayettes, die Stimmung der Nationalgarde, Vorfälle im Gerichtssaale und im Schofse der Behörden u. s. w. Mitteilung machen und von ihm Gelder und Instruktionen empfangen. Ein genaues Schema für die Art und Weise ihrer Berichterstattung war beigefügt. In den Departements sollten zwei Klassen von reisenden Agenten dieselben Dienste leisten. Die Angehörigen der einen, dazu bestimmt, die der anderen zu beaufsichtigen, diese mit der Einwirkung auf einzelne bedeutende Persönlichkeiten, Wahlversammlungen, Verwaltungskörper betraut, jene mit der Einsendung von Stimmungsberichten und der Ausfüllung von Fragebogen, keiner dem anderen bekannt, die Korrespondenz mit den gröfsten Vorsichtsmafsregeln umgeben. Der gesamte Stoff brieflicher Nachrichten sollte in der Hand eines einzigen Eingeweihten zusammenlaufen. Er wufste keinen Zuverlässigeren für diesen Vertrauensposten vorzuschlagen als den bewährten Pellenc. Endlich war noch ein geheimes Prefsbureau einzurichten, um durch Gedrucktes verschiedenster Art, Journale, Zeitschriften, Flugblätter und umfangreiche Werke, Einflufs auszuüben. Für die Oberleitung dieses Prefsbureaus schlug er Clermont-Tonnerre vor, der als

gemäfsigter Royalist in jeder Weise gute Bürgschaften zu bieten schien und als Hauptstifter des Klubs der „Freunde monarchischer Verfassung“ den Jakobinern entgegenzuarbeiten suchte. Er allein sollte mit Montmorin in Verbindung treten, vom ganzen übrigen Plane aber ebensowenig etwas erfahren wie Talon oder Sémonville.

Inzwischen galt es, die nächste Aufgabe zu lösen: gegenüber der Nationalversammlung einen bestimmten Gang einzuhalten. Mirabeau hatte es gelegentlich schon für einen Gewinn ausgegeben, wenn man die Versammlung dahin bringen könne, „eine Dummheit zu machen“. Jetzt aber wollte er sie regelrecht von einer Dummheit zur anderen treiben, „um die Zahl der Unzufriedenen zu vermehren“ und dadurch das Verlangen nach Revision der Verfassung unwiderstehlich zu machen. Die Versammlung anreizen, Paris im Gegensatze zum Lande zu begünstigen, sie zu stacheln, die Verwaltung des Reiches immer mehr umzuwälzen und alle Macht an sich zu reifsen, mit einem Worte, ihr „den Kredit zu rauben“ und zugleich die gröfste Willfährigkeit in Durchführung der einschneidenden Änderungen an den Tag zu legen, an Popularität mit ihr wetteifern, „sie durch Verstellung und Schmeicheleien ruinieren“: das sollte in Zukunft die Richtschnur derer sein, die einzig von einer vernünftigen Nachfolgerin der Konstituante Heilung des angerichteten Schadens erwarteten. Zu diesem Zwecke durfte sie sich aber nicht zu früh trennen. Das Gefühl der Erbitterung über den Mangel einer starken Exekutive, über die Unsicherheit, Rechtsverwirrung und vor allem über die Last der neuen Steuern sollte noch während ihres Zusammenseins bis ins kleinste Dorf dringen. Sie sollte sich unter den Verwünschungen des Volkes langsam verbluten, während das Königspaar durch häufiges Erscheinen in der Öffentlichkeit, Besuch von Hospitälern, Armenanstalten, Werkstätten an Beliebtheit gewinnen würde.

Sodann dürfte die erste Legislative durch keinen bindenden Artikel an freier Kritik und Änderung der Verfassung behindert sein. Sie sollte an einem Orte tagen, wo ihre Unabhängigkeit und die Freiheit des Königs besser gesichert wären als in Paris. Endlich müfste der Nationalversammlung ein Dekret abgerungen werden, wonach kein Volksvertreter aufserhalb seines Departements gewählt werden dürfte. Denn dadurch würde man für die nächste Versammlung es der hauptstädtischen Demagogie unmöglich machen, „den rechtschaffensten Bürgern den Rang ab-

zulaufen". Noch wirksamer wäre es, die Mitglieder der Konstituante selbst von der nächsten Wahl auszuschliefsen, da sie bei einer Revision ihres Werkes „Richter und Partei zugleich wären". Den gleichen Gedanken hatte schon Cazalès in einem Antrage vom 17. Februar 1790 geäufsert. Die Konstituante hat bekanntlich später, wennschon aus anderen Motiven, diesen selbstmörderischen Beschluſs gefafst. Aber nicht jeder, der ihn bitter tadelt, weifs, dafs Mirabeau ihn herbeigesehnt hatte. Er wollte auch „sich zum Opfer bringen", — wenn es ein Opfer war, künftig auf den Bänken der Abgeordneten zu fehlen, um vielleicht im Rate der Minister Platz zu nehmen.

Um die Versammlung ganz und gar auf die gewollte Bahn zu treiben, sollten zwölf aus ihrer Mitte, den Verfasser des grofsen Planes eingeschlossen, in beständiger Verbindung mit Montmorin bleiben. Cazalès auf der Rechten, Barnave auf der Linken, bildeten die Endpunkte dieser unsichtbaren Kette, deren Glieder, ihnen selbst unbewufst, am besten durch Duquesnoy in Berührung erhalten werden zu können schienen. Talleyrand, Chapelier, Thouret, d'André waren, aufser den Genannten, die bedeutendsten. Auch hier aber galt es, gleichsam Sonderverträge abzuschliefsen, jeden auf eigene Art zu behandeln, keine Gruppe ahnen zu lassen, dafs sie mit der anderen am gleichen Strange ziehe, und vor allem Mirabeaus Einverständnis vor jedem der Beteiligten zu verschweigen. Er allein und Montmorin kannten das ganze Triebwerk. Beide sollten in nächtlichen Konferenzen fortwährend das Spiel der Maschine überwachen und sich in die wichtigsten Arbeiten teilen. Auf Mirabeaus Part kam seiner Idee nach vorzüglich die Entwerfung der Programme und Instruktionen für das Prefsbureau, für Duquesnoy und für die Emissäre.

Wer die früheren Denkschriften Mirabeaus kennt, wird noch eine, und die wichtigste Erwägung vermissen: wie die Befreiung des Königs aus seiner Zwangslage in Paris zu bewerkstelligen sei. Die Frage war nicht vergessen, aber ihre Beantwortung hatte Zeit. Vorläufig kam es darauf an, den Mechanismus in Betrieb zu setzen, den sein Erfinder als „letztes Auskunftsmittel" inmitten der furchtbarsten Gefahren betrachtete. „Verwirft man dies," rief er aus, „oder versagt es, so wird bald ein Todtenschleier das ganze Reich bedecken. Was wird alsdann sein Schicksal sein? Wohin wird dies vom Blitz getroffene, vom Sturme gepeitschte Schiff verschlagen werden? Ich weifs es nicht. Ent-

komme ich selbst aber dem allgemeinen Schiffbruch, so werde ich mit Stolz in meiner Einsamkeit sagen: „Ich setzte mich dem Untergange aus, sie alle zu retten. Sie aber wollten nicht gerettet werden.“

Man kann sich nicht darüber täuschen: Mirabeau ist weit entfernt davon, den Erfolg seines Planes verbürgen zu wollen. Er hält es nicht für ausgeschlossen, dafs er „versagt“, selbst wenn man um die Ausführung bemüht ist. Er weifs, wie viel unsichere Faktoren bei seiner Rechnung in Frage kommen. Nicht optimistischer konnten andere urteilen. La Marck fand den Plan zu sehr ausgedehnt und zu sehr verwickelt, und wollte zufrieden sein, wenn man nur einige nebensächliche Vorteile erreiche. Mercy, dem eine Abschrift von Mirabeaus Aufsatz nach Brüssel übersandt wurde, meinte, seine Vorschläge seien vortrefflich in der Theorie, aber äufserst schwer zu verwirklichen, besonders deshalb, weil er eine Masse ausgezeichneter und fügsamer Mitarbeiter voraussetze.

Ein Einwand anderer Art wird von La Marck wenigstens angedeutet, wenn er meint, Mirabeau wolle in die Zeiten der Fronde zurücklenken. Er konnte noch nicht von Napoleon und Fouché sprechen, aber er konnte den Kardinal von Retz zur Vergleichung heranziehen. In Wahrheit: es sind die alten verächtlichen Künste, durch welche Mirabeau, der gefeierte Volksmann, zu wirken gedachte. Den einen durch Geld, den anderen durch Auszeichnungen erkaufen, gedungene Spione unter unschuldiger Maske in Vereine und Versammlungen einschmuggeln, Druckschriften von bestimmter Tendenz unentgeltlich an alle Buchhändler der Provinz versenden, einzelne Journalisten bestechen und ganze Journale in den Geheimdienst der höchsten Gewalt stellen, mit einem Worte, wie Mirabeau selbst es hier ausdrückt, „das Volk korrumpieren“: dies gab er für „die einzige Kraftquelle der Verwaltung“ aus, einerlei, ob „die Theorie der Regierung“ demokratisch oder nicht demokratisch wäre. Diese „Korruption des Volkes“ erforderte ungeheure Summen, über die der Volksvertretung niemals Rechenschaft abgelegt werden durfte. Nicht jeder war so teuer wie ein Mirabeau, aber billigen Kaufes kam man keinesfalls ab. Allein für die geheime Polizei verlangte Talon 240 000 Livres monatlich. Das geheime Preſsbureau mufste gleichfalls ein Erkleckliches verschlingen. Jeder Reisende der einen Klasse sollte nach Mirabeaus eigenem Anschlage tausend

Livres, jeder der anderen dreitausend Livres monatlich erhalten. Und bei alledem war man nicht sicher, wo die Grenze gezogen werden könne. Man hatte, wie La Marck sehr richtig bemerkte, mit Leuten zu thun, die darauf aus wären, „sich mit Gold auszustopfen". Sie waren in der Regel keine Gentlemen und konnten den Preis beliebig steigern, um sich ihr Schweigen bezahlen zu lassen. Wie bald mufste die Civilliste, die allein zur Verfügung stand, erschöpft sein. Mirabeau ging über alles dies verächtlich und sorglos hinweg. Was frühere Machthaber durchgeführt hatten, ehe es eine Verfassung gab, hielt er für erlaubt und erreichbar der Verfassung zum Trotz. Wenn Brissot später von ihm sagte: „Er wollte die Freiheit durch den Despotismus aufrichten," so steckt mehr als ein Körnchen Wahrheit darin. Und eben deshalb durfte Madame de Rémusat so viele Jahre nachher der Bewunderung ihres Sohnes, mit einer Erinnerung an Racine, entgegenhalten, dafs „Jehu kein aufrichtiges Herz und keine reinen Hände gehabt hatte" [1]). Die Hausgenossin des ersten Konsuls und Kaisers wufste aus Erfahrung, dafs sich die Freiheit durch den Despotismus nimmermehr pflanzen läfst.

Wenn irgend etwas in Mirabeaus Augen den Versuch rechtfertigte, „die Berechnungen des Staatsmannes und die Mittel der Intrigue, den Mut grofser Bürger und die Kühnheit von Schurken ineinanderzuschlingen", so war es der Notstand desjenigen Reichsteiles, den er am genauesten kannte. Im Süden schien ohne die Künste und Gewaltkuren des Despotismus alles aus Rand und Band gehen zu müssen. Während die Emigranten von Turin aus Verschwörungen in Lyon anzuzetteln suchten, gewann der politische Fanatismus, genährt von den Zweigvereinen der Jakobiner, in den Städten der Provence immer gröfseren Spielraum. Ein entsetzlicher Vorfall wurde aus Aix, dem Wahlorte Mirabeaus, gemeldet, und er selbst verlas in der Versammlung den erschütternden Bericht des hilflosen Departements-Präsidenten. Schon seit geraumer Zeit war die Spannung in dieser Stadt sehr grofs. Als ehemaliger Sitz des Parlamentes zählte sie nicht wenig Anhänger des Alten, deren Klub von „Freunden der Ordnung und des Friedens" durch einen „Klub der Verfassungs-

---

[1]) Brissot: „C'était avec le despotisme qu'il voulait ressusciter la liberté!" (Patriote Français 1791. 7. Mai No. 637). Correspondance de Madame de Rémusat IV, 273.

freunde“ und eine ihm geistesverwandte Gesellschaft der „antipolitischen Brüder“ bekämpft wurde. Offiziere eines Regimentes, das in der Stadt garnisonierte, standen auf Seite der „Aristokraten“; es kam zum Handgemenge, zu Pistolenschüssen, und es schien ratsam, um ein Blutbad zu vermeiden, das Regiment zu entfernen. Kaum aber war es abgezogen, als am 14. Dezember der Pöbel in seinem Wahne seine Opfer forderte. Die neuen Behörden waren völlig machtlos, ein paar hundert Mann Nationalgarden und Truppen, die sie von Marseille herbeicitiert hatten, gingen in dem wilden Haufen unter, die Gefängnisse wurden erbrochen und die Unglücklichen ohne Erbarmen aufgehängt. Unter ihnen war der Mirabeau wohlbekannte, treffliche Pascalis, ehemaliger Advokat am Parlamente, den man kurz zuvor als Hauptgegner der Umwandlung aller alten provençalischen Einrichtungen in Haft genommen hatte[1]). Manche abschreckende Einzelheit war noch verschwiegen. „Die Geschichte von Aix,“ schrieb Mirabeau an La Marck, „ist viel scheufslicher, als man weifs, und zwei Drittel des Königreiches sind ungefähr im gleichen Zustande.“ Eine bessere thatsächliche Illustration seiner Schilderung der elenden Exekutivgewalt konnte es nicht geben.

Indessen was er in einer geheimen Denkschrift Marie Antoinette und Montmorin vorgetragen hatte, durfte er in der Versammlung nicht äufsern. Hier mufste er sogar, um nicht aus der Rolle zu fallen, die neuen Verwaltungskörper gegen Maurys beifsende Kritik in Schutz nehmen. In der That war es weit weniger die Schwäche der einzelnen Persönlichkeiten als der gesamten Institution, was man zu beklagen hatte. Mirabeau schlug daher namens der Abgeordneten der Provence am 20. Dezember als provisorische Mafsregel vor, um im ganzen Departement der Rhonemündungen die Ruhe wieder herzustellen, den König zu bitten, eine genügende Zahl von Linientruppen dorthin abgehen zu lassen und gleichzeitig drei Civilkommissäre nach Aix zu entsenden, die ausschliefslich mit dem Rechte betraut sein sollten, die bewaffnete Macht zu requirieren. Dies letzte hiefs nichts anderes, als den eben erwählten Behörden auf unbestimmte Zeit ein Recht nehmen, das sich in ihren zitternden Händen als wertlos ergeben hatte. Den Civilkommissären, an deren Spitze Mira-

---

[1]) S. neben den Arch. parl. die Darstellung von C. de Ribbe: Pascalis. 1854.

beau ohne Zweifel sich selbst gestellt dachte, sollte eine diktatorische Gewalt eingeräumt werden. Schon seine Kollegen in der Kommission der provençalischen Abgeordneten waren nicht alle dafür gewonnen worden. In der Versammlung warnte Charles Lameth vor einer Erklärung des Mifstrauens gegenüber den Behörden und sprach sich überhaupt gegen die Notwendigkeit der Entsendung von Kommissären aus. Genug, Mirabeau konnte seinen Vorschlag nur dadurch retten, dafs er die Mitwirkung von drei Mitgliedern der Verwaltungskörper bei der Verfügung über die bewaffnete Macht zugestand.

Auch so noch mochte es verlockend erscheinen, als Retter und Friedensstifter im Süden aufzutreten, und dies um so mehr, nachdem der Rückhalt an Montmorin gewonnen worden war. Auf alle Fälle sicherte sich Mirabeau die Möglichkeit, jeden Augenblick reisen zu können, indem er am 22. Dezember einen vierwöchentlichen Urlaub bei der Versammlung nahm. An eben diesem Tage sah er sich wieder darum betrogen, ihr Präsident zu werden, was nicht wenig zur Einreichung seines Urlaubsgesuches beitrug. Gleichzeitig fühlte er sich in Marseille nötiger als je, da die Stadt „nahe daran sei, für Frankreich verloren zu gehen und sich als Republik zu erklären". Vielleicht dachte er auch daran, einen Aufenthalt in der Provence zur Versöhnung mit seiner Frau zu benutzen, wie seine Schwester, Madame Du Saillant, sie schon seit mehr als Jahresfrist anzubahnen gesucht hatte[1]).

Wie dem auch gewesen sein mag: Mirabeaus Schritt erregte bedeutendes Aufsehen. Der schwedische Gesandte gab in seinen Depeschen die Gerüchte wieder, die sich daran knüpften. Nach einigen wollte Mirabeau das Feuer in der Provence erst recht anfachen und die Dinge zum Bürgerkriege treiben. Nach anderen, die ihm Schuld gaben, „seine Partei verraten und von allen Seiten Geld genommen zu haben", wollte er den Ausbruch einer Katastrophe nicht auf dem glühenden Boden von Paris erwarten. Die Pariser selbst gehörten jedenfalls nicht zu den Mifstrauischen. Einige Sektionen ersuchten ihn dringend, den Schauplatz seiner Triumphe nicht zu verlassen. Der Jakobinerklub that das Gleiche, und wie der kundige Deutsche, Konrad

---

[1]) Lucas-Montigny VIII, 236. Bacourt I, 290 und Städtlers Bemerkungen I, 411.

Engelbert Oelsner, einem seiner Freunde berichtete, unterstützte selbst Barnave diese Forderung mit vieler Beredsamkeit[1]).

Mirabeau würde sich dadurch nicht zum Bleiben haben bestimmen lassen, wenn nicht auch Montmorin und der Hof es für gut befunden hätten, ihn vorläufig nicht von ihrer Seite zu lassen. Auch bot der Minister alles auf, Mirabeau einen Lieblingswunsch zu erfüllen. Anfang Januar hatte wieder der übliche vierzehntägige Wechsel der Präsidentschaft der Versammlung stattzufinden. Es gab eine Anzahl von Abgeordneten, von denen angenommen werden durfte, dafs sie einen Wink Montmorins, wie des Erzbischofs von Toulouse, verstehen und ihren Widerwillen gegen Mirabeau, als Präsidenten, überwinden würden. In der That fehlten ihm am dritten Januar nur drei Stimmen, um gewählt zu werden. Für eines der nächsten Male konnte er seiner Sache sicher sein. Er blieb also und benutzte seine Stellung in der Versammlung dazu, sie zu „ruinieren“ und ihr den „Kredit zu rauben“, wie das sein grofser Plan sorgfältig entwickelt hatte.

Allerdings mufs man sich auch dabei an Widersprüchen in seinen Worten und Handlungen nicht stofsen. Er durfte nicht zu weit gehen, falls er sich nicht verraten wollte. Wenn er durch aufreizende Vorschläge absichtlich tiefe Wunden schlug und die anderen zu ähnlichem Vorgehen ermutigte, war er genötigt, um den Schein zu wahren, hie und da doch auch einen kleinen Balsam zu empfehlen. Vor allem hatte er immer daran zu denken, dafs er auf der Tribüne ein anderer sein müsse als im mündlichen und schriftlichen Verkehre mit seinen Brotherren.

Sein zweideutiges Verhalten beim Fortgange der kirchenpolitischen Angelegenheiten bietet den besten Kommentar dazu. Der eingeschüchterte König hatte endlich am 26. Dezember das Dekret sanktioniert, welches das Verbleiben der Geistlichen in ihren Stellen von der Ableistung des Eides auf die Civilverfassung des Klerus abhängig machte. Er wufste, dafs dies den Bruch mit Rom bedeutete. Als er seine Unterschrift gegeben hatte, rief er aus: „Lieber möchte ich König von Metz sein als König von Frankreich unter solchen Umständen, aber es wird

---

[1]) Briefe des nachmaligen königl. preufsischen Legationsrates K. E. (hier fälschlich „Karl Ernst“ genannt) Oelsner an den Herzogl. Oldenburg. Justizrat G. A. v. Halem von Paris aus geschrieben 1790—1792, herausgegeben von Merzdorf. Berlin, Springer. 1858. S. 22.

bald ein Ende nehmen.“ Wenn irgend etwas, so trieb ihn dieser Gewissenszwang den Fremden in die Arme. Mirabeau hatte sich, wie erzählt, der Fassung des Dekretes widersetzt und ihr eine andere, die ihm die Spitze abbrechen sollte, unterzuschieben gesucht. Seine Diplomatie war wirkungslos geblieben, aber er hielt die Augen offen, um wenigstens eine unerlaubte Auslegung des sanktionierten Beschlusses zu hindern. Nach einem Anschlag an den Strafsenecken von Paris konnte es scheinen, als solle dem Klerus nicht einmal die Wahl zwischen Amt und Eid gelassen, sondern in jedem Falle bei Strafe der Schwur abverlangt werden. Am 4. Januar 1791 brachte Mirabeau die Sache zur Sprache und forderte Abhilfe. Es war derselbe Tag, an dem der Termin für die Entscheidung derjenigen geistlichen Mitglieder der Versammlung, die den Eid noch nicht geleistet hatten, ablief. Ein paar Worte Baillys, des Maire von Paris, klärten darüber auf, dafs, was Mirabeau rügte, auf einem redaktionellen Versehen eines Beamten im Justizministerium beruhe, und die Angelegenheit war damit erledigt.

Bei weitem wichtiger aber war es, ob die noch widerstrebenden Mitglieder des geistlichen Standes das Beispiel der Eidesleistung befolgen würden, welches ihnen zuerst der Abbé Grégoire gegeben hatte. Nicht wenige Pfarrer hatten sich ihm angeschlossen, von den Bischöfen aber nur zwei: Talleyrand und Gobel. Umsonst suchte Grégoire die Bedenken der Unversöhnlichen zu überwinden. Umsonst sprang Mirabeau ihm bei mit der Mahnung, die Fackel der Zwietracht nicht anzuzünden. Als es zu einer letzten Aufforderung des Präsidenten kam, von der Tribüne herab den Eid zu leisten, legte ein einziger Pfarrer ihn ohne Vorbehalt ab. Noch einmal kam es zu einem heftigen Wortkampfe, da die Rechte eine ausdrückliche Erklärung des Inhaltes, man habe mit der Civilverfassung des Klerus nur das weltliche Gebiet treffen wollen, und danach eine Einschränkung des geforderten Eides, verlangte. Mirabeau wies dies Ansinnen als überflüssig ab. Er drang darauf, dafs man Ernst damit mache, das Dekret auszuführen.

Sein Vorgehen scheint La Marck nicht verständlich gewesen zu sein. Er frug ihn am nächsten Tage, warum er nicht „seinem Plane“ gefolgt sei und „die Versammlung sich habe anspiefsen lassen“. „Die Versammlung,“ erwiderte ihm Mirabeau, „ist angespiefst ... Wenn sie glaubt, dafs die Absetzung von zwanzig-

tausend Pfarrern keine Wirkung im Lande hervorbringen werde, so trägt sie eine seltsame Brille.“ Mit anderen Worten: er sah voraus, dafs Tausende von Pfarrern den Eid nicht leisten würden, und es war ihm sehr erwünscht, wenn dadurch der Unwille weiter, gutgläubiger Volkskreise gegen die Gesetzgeber sich steigerte. Eben diesen Ideengang entwickelte eine seiner Denkschriften für den Hof, die das Datum des 21. Januar trägt. Man kann, sagte er hier mit deutlichen Worten, keine günstigere Gelegenheit finden, die Popularität des Königs auf Kosten der Versammlung zu verstärken. Zu dem Ende mufs man eine möglichst grofse Zahl von Geistlichen im Amte veranlassen, den Eid zu verweigern, die Aktivbürger in den Pfarreien anstacheln, keine Neuwahlen vorzunehmen, die Versammlung zu gewaltsamen Mafsregeln gegen diese Pfarreien reizen, verhindern, dafs sie Palliativmittel anwende. Zugleich mufs man alle Vorschläge zu den Dekreten vorlegen, die sich auf die Religion beziehen, insbesondere die Diskussion über die Lage der Juden im Elsafs, über den Cölibat und die Ehescheidung hervorrufen, „damit das Feuer nicht aus Mangel an Brennstoff erlösche“. Man mufs eine Debatte über die bischöfliche Weihe eröffnen, sich jeder Adresse widersetzen, worin die Erklärung stände, die Versammlung habe das Geistliche nicht antasten wollen, und wenn es zur Anwendung von Gewalt käme, Petitionen in den Departements provocieren, um sich ihr zu widersetzen.

Sollte Mirabeau aber kein Gefühl dafür gehabt haben, wie gefährlich dieses Spielen mit dem Feuer werden konnte? Sollte er nicht darauf gesonnen haben, wie man es wieder zu dämpfen vermöge, ehe es über alle menschliche Berechnung hinauswachse? Er schrak nicht zurück vor einem Bürgerkriege, aber er wollte ihn nicht zu einem Religionskriege ausarten lassen. So hatte er La Marck geschrieben, als er bestrebt gewesen war, das Dekret, welches den Eid auferlegte, scheitern zu lassen. Wie er auch über die Einzelheiten der von Staatswegen aufgezwungenen Kirchenverfassung denken mochte: dies Dekret vom 27. November mufste seiner Meinung nach früher oder später aufgehoben werden. Wiederholt kam er in seinen geheimen Denkschriften für den Hof auf die Notwendigkeit zurück, durch irgend einen Abgeordneten einen dahin zielenden Antrag stellen zu lassen, wäre es auch nur, um die Frage beständig offen zu halten. Erfolgten

Neuwahlen, so gewann man dadurch einen Sammelpunkt mehr für die Gemäfsigten.

Allerdings liefs die Art, wie er in der Versammlung operierte, seine wahren Absichten nicht erraten. Dem äufseren Anscheine nach war niemand bereitwilliger als er, an der Forderung des Eides festzuhalten, und die Verwickelungen, die daraus erwachsen mufsten, anderweitig zu lösen. Am 7. Januar sprach er mit auffallender Salbung davon, dafs man verpflichtet sei, dem Volke „den Genufs seines Glaubens, seines Kultus und seiner Hoffnungen“ zu sichern. „Es wäre schmerzlich, hören zu müssen, dafs inmitten unserer Städte die christliche Einwohnerschaft vergeblich nach ihrem Priester, Führer und Seelenhirten ausblickt, dafs der Bebauer des Feldes ins Grab steigen soll, ohne den Trost, den sein naiver Glaube so hoch hält, seinen letzten Seufzer durch die Religion segnen zu lassen.“ Er schlug daher vor, den Kreis der pastoralen Kandidaten zu erweitern. Nach der bürgerlichen Verfassung des Klerus konnte z. B. niemand zum Bischof gewählt werden, der nicht mindestens fünfzehn Jahre ein geistliches Amt in der Diözese bekleidet hatte, niemand eine Pfarre erhalten, der nicht ebenfalls innerhalb der Diözese mindestens fünf Jahre Vikar gewesen war. Mirabeau wollte die Strenge dieser Beschränkungen gemildert wissen, liefs sich die Zufügung noch weitergehender Amendements der Linken gerne gefallen und hatte nur Sophismen gegen den Vorwurf der Rechten, dafs er selbst ein Gesetz ändere, dessen Beschwörung eben erst gefordert worden war.

In der gleichen Sitzung war der Antrag angenommen worden, durch den Ausschufs für die kirchlichen Angelegenheiten eine Adresse ausarbeiten zu lassen, um das Volk über die Bedeutung der bürgerlichen Verfassung des Klerus aufzuklären. Mirabeau war zwar nicht Mitglied des Ausschusses, aber er machte sich mit Lamourettes Hilfe sofort ans Werk, um dem Ausschusse ein Schriftstück, wie es seinen Plänen entsprach, zu unterbreiten. Es war so ausfallend gegen den Primat des Papstes und gegen die „Prälaten und Priester, die den Geist der Empörung und Wut anfachen“, dafs es nur dazu dienen konnte, dem Feuer neuen Brennstoff zuzuführen. Der Erzbischof von Toulouse, welcher durch Mirabeau vom ersten Entwurfe wie von der letzten Fassung Kenntnis erhielt, verhehlte ihm denn auch nicht, dafs er darin keineswegs „eine Grundlage der Versöhnung“ entdecken könne. So hoch

dieser Prälat im Vertrauen der Königin stand, war er doch, wie man hieraus ersieht, in Mirabeaus grofsen Plan nicht eingeweiht, der eben das Gegenteil einer Versöhnung der Gemüter mit dem Vorgehen der Versammlung bezweckte. In dieser selbst lärmte die Rechte gewaltig, als Mirabeau am 14. Januar seine vom kirchlichen Ausschusse mit einigen Abänderungen genehmigte Adresse verlas[1]). Eine Anzahl von Klerikern, Abbé Maury an der Spitze, verliefs empört den Saal, während Mirabeau noch auf der Tribüne stand. Aber auch von der Linken erhob sich ein unerwarteter Einspruch. Als der Redner gemäfs seiner Vorlage sich zu den Sätzen verstieg: „Was war Frankreich vor ein paar Monaten? ... Wir waren eine Nation ohne Vaterland, ein Volk ohne Regierung, eine Kirche ohne Charakter und ohne Leitung", da rief Camus, einer der vornehmsten Schöpfer der Civilkonstitution des Klerus, aus: „Das kann man nicht anhören, das ist abscheulich." Dem gelehrten Kenner des kanonischen Rechtes waren diese Übertreibungen denn doch zu arg. Er forderte Aufhebung der Sitzung, Zurückverweisung der Adresse an den Ausschufs. Ein Tumult erfolgte, der Mirabeaus Stimme erstickte. Er konnte seine Vorlesung nicht zu Ende führen, bekam sogar den Vorwurf zu hören, dafs er ohne Wissen des Ausschusses den Text der Adresse nachträglich verändert habe, und wufste nichts anderes zu thun, als unter lebhaftem Proteste sein Manuskript beim Bureau der Versammlung niederzulegen.

Grollend zog er sich von den weiteren Arbeiten des kirchlichen Ausschusses zurück, der seinerseits im Einverständnisse mit mehreren anderen Comités am 21. Januar eine neue Adresse vorlegte. Äufserst mild und vorsichtig war sie in der Form das genaue Gegenteil derjenigen von Lamourette-Mirabeau. Auch enthielt sie die ausdrückliche Erklärung, es sei den Gesetzgebern nie in den Sinn gekommen, das Geistliche antasten zu wollen. Endlich gab sie zu verstehen, ein unbeeidigter Priester dürfe im Amte bleiben, bis er einen Nachfolger habe. Beides lief ganz und gar Mirabeaus versteckter Kriegführung wider die Konstituante entgegen, da es dazu dienen konnte, ihren sinkenden

---

[1]) Der Sachverhalt ergiebt sich aus den Arch. parl., woselbst XXII, 233, Mirabeaus Vorwort zu dem von ihm veranstalteten Drucke seiner Adresse, dem Courrier de Provence und dem Briefwechsel bei Bacourt. Daselbst La Marcks Zeugnis für Lamourettes Autorschaft der Adresse.

Kredit zu heben. Allein er mufste die Annahme der neuen Adresse, die Sonntags nach dem Gottesdienste in jeder Gemeinde verlesen werden sollte, geschehen lassen und sich damit begnügen, seinen Entwurf als gesonderte Druckschrift zu veröffentlichen. La Marck nahm die Niederlage, die sein Freund bei Beratung der Adresse erlitten hatte, nicht leicht. Indessen bewies ihm schon eine der nächsten Sitzungen, dafs Mirabeaus Ansehen in der Versammlung nicht darunter gelitten hatte.

Man verhandelte am 26. Januar darüber, wie am zweckmäfsigsten bei der Neubesetzung der geistlichen Stellen zu verfahren sei, die durch die Eidesweigerung der bisherigen Inhaber erledigt wären. Die Rechte, vom vorliegenden Entwurfe eines Dekretes weit abschweifend, ging dabei auf die ganze Tiefe der unversöhnlichen Gegensätze zurück. Zumal Cazalès erschöpfte sich in Anstrengungen, der Lehre Gehör zu verschaffen, dafs, wenn die allgemeine Kirche gesprochen habe, keinem Katholiken ein Zweifel erlaubt sei. „Es handelt sich um die Ausführung eines Gesetzes," rief einer von der Linken, „wir wollen keinen Katechismus hören." „Machen Sie nur so weiter," warf Maury dazwischen, „wir brauchen dies Dekret[1]), noch zwei oder drei derart, und alles wird zu Ende gehen." Mirabeau mufste sich durch das verwegene Wort getroffen fühlen. Diese diabolische Logik war ja die seinige, nur dafs er nicht wagen durfte, sich öffentlich zu ihr zu bekennen. Sobald er in dem wachsenden Lärme zum Sprechen kam, wandte er sich mit Heftigkeit gegen einen Pessimismus, den er doch von Grund seines Herzens aus teilte. Das Wort Maurys nannte er „tiefsinnig und unvorsichtig zugleich". „Man malt uns," fügte er hinzu, „die Zukunft möglichst schwarz. Diese Unglückspropheten verwechseln vielleicht ihre Wünsche mit ihren Erwartungen." Lauter Jubel belohnte ihn, und von den Jubelnden ahnte keiner, wie sehr er seiner selbst spotte.

Alles in allem durfte Mirabeau mit seiner Lage bei weitem zufriedener sein, als einige Wochen zuvor. Montmorin schien sich ihm völlig hinzugeben, ohne dafs seine Popularität unter dem geheimen Verkehre mit dem Minister gelitten hätte. Bei den Jakobinern genofs er noch immer grofses Ansehen. So lange er dem Klub präsidierte, hatte er es benutzt, um Lafayette so viel wie

---

[1]) Bacourt bezieht dies irrtümlich auf das Dekret vom 27. November 1790.

möglich zu schaden, was jedenfalls ungefährlicher war, als Robespierre den Mund zu verbieten. Barère erinnerte sich noch lange nachher, wie eines Abends im Klub mehrere Exemplare eines Almanaches vorgelegt wurden, der Lafayette als Kommandanten der Nationalgarde gewidmet war. In der Widmung war keiner seiner Titel vergessen. Mirabeau las sie der Reihe nach vor und fügte mit boshaftem Lächeln hinzu: „Zum Glück fehlt noch der Titel Majordomus.“ Auch als er sein Präsidium niedergelegt hatte, hingen die Klubisten noch an seinem Munde und waren, wie er sich schmeichelte, bereit, alle ihre Mannschaft aufzubieten, um ihm zur Präsidentschaft der Versammlung zu verhelfen[1]). Dieser entging ihm allerdings noch einmal. Der Erkorene des 17. Januar war der Abbé Grégoire. Von der Linken glaubten ihm viele eine Belohnung dafür zu schulden, dafs er zuerst den Eid auf die Kirchenverfassung geleistet hatte, und die Rechte konnte sich nicht dazu entschliefsen, für Mirabeau zu stimmen, da sie in den letzten Debatten so oft von ihm gereizt worden war.

Aber eine Würde anderer Art wurde ihm an demselben Tage zu teil. Das Bataillon Nationalgarde der Sektion von Paris, in welcher er wohnte, wählte ihn zum Kommandanten. „Sie werden uns führen,“ redete die Bürgergarde ihn an, „Sie werden uns auf dem Wege der Ehre und Freiheit aufrecht halten. Sie werden auch unser Präsident sein. Seit lange haben Sie das Präsidium verdient .. Seien Sie unser Kommandant, ohne aufzuhören, unser Kamerad zu bleiben. Wir werden Ihre Verteidiger und Freunde sein.“

Mirabeau nahm mit bezeichnenden Dankesworten an: „..Ein Bürger bleibt immer in der Schuld seines Vaterlandes. Wir haben alle unsere Lehrzeit durchzumachen, die Reihe ist jetzt an mir .. Auf Ihre Lobeserhebungen könnte ich besser antworten, wenn ich sie verdient hätte. Ich habe nur meine Pflicht gethan, und die Gesellschaft schuldet mir nichts. Die Verleumdung ist der Preis meiner Anstrengungen .. Ich habe nur den Wunsch zu dienen gekannt, nie den, belohnt zu werden.“ Er machte den einzigen Vorbehalt, dafs man ihm erlaube, seinen Posten niederzulegen, wenn er für ein anderes Amt erwählt würde, für das

---

[1]) Barère: Mémoires IV, 347, s. auch l'Orateur du peuple, Band 4, No. LIX, S. 475, wo der Almanach als „almanach militaire“ bezeichnet wird. Mirabeau an La Marck 17. Januar 1791, Bacourt II, 101.

er sich „weniger ungeeignet“ fühlen und dessen Annahme sich mit dem des Bataillonskommandanten nicht vertragen würde.

Mirabeau glaubte zu wissen, dafs Lafayette seiner Wahl entgegengearbeitet habe. Aber dies war nur ein Grund mehr für ihn, dem Rufe der Nationalgarde zu folgen. Ein damals erscheinendes Witzblatt sprach es offen aus, dafs der neue Bataillonskommandant dem General auf die Finger sehen würde. „Statt ihm Weihrauch unter die Nase zu halten, wird er jeden seiner Schritte überwachen[1]).“ „Ich erblickte,“ schrieb Mirabeau selbst dem Königspaare, „in dieser Stelle ein sicheres Mittel, die Bühne zu ersteigen, um das Spiel des Maschinisten hinter dem Vorhange zu erspähen . . Hätte Herr von Lafayette lauter solche Kommandanten wie mich, so würde die Pariser Armee zwar nicht ohne General, aber der General bald ohne Armee sein.“ Er malte aus, wie er auch „in der Uniform von den Prärogativen der Monarchie werde sprechen können“, wie er bei seinem Dienste im Schlosse Gelegenheit finden werde, den Dauphin bei einem Spaziergange zu begleiten und dabei der Königin mündlich einen Wink zu geben oder ein Wort von ihr zu hören. „Gewohnt, mehrere Dinge auf einmal zu thun, weshalb ich sie, wie man sagen wird, sehr schlecht mache, könnte ich in derselben Zeit Ball spielen, Kegel schieben, und der Dauphin würde dabei nichts verlieren.“ Ein paar Tage nachher bezog er in der That zum Staunen des englischen Gesandten die Wache in den Tuilerieen, ohne dafs ihn unsers Wissens die Königin eines Gespräches, oder der Dauphin der Teilnahme am Ball- und Kegelspiele gewürdigt hätte[2]).

Inzwischen hatte sich ihm, wie er es halb und halb erwartet,

---

[1]) Je m'en fous. No. 123 Mirabeau nommé commandant de bataillon s. Deschiens: Bibliographie des Journaux S. 184, vgl. Journal des amis de la constitution No. 8. S. 383. Umgekehrt versicherte Marat die Pariser im Ami du peuple No. 346, 20. Januar 1791: Lafayette wolle, da er seinen Sturz voraussehe, Riquetti zu seinem Nachfolger machen, „qui puisse vous faire massacrer“.

[2]) Despatches of Lord Gower 23. Jan. 1791, im Gegensatze zu dem Berichte des preufsischen Gesandten vom 24. Jan. 1791 Arch. Berlin: „J'eus l'honneur de mander dernièrement que la reine était sur le point d'essuyer l'humiliation que le comte de Mirabeau garde sa personne en qualité de commandant de bataillon de gardes nationales. Elle a évité ce déboire par la démission que le comte de M. a donné de ce grade deux jours après l'avoir pris et cela pour se donner une place dans l'administration du département de Paris.“ vgl. La Marck an Mercy 26. Jan. 1791.

noch ein anderer Wirkungskreis eröffnet. Seit Anfang Januar waren die Wähler des neu eingerichteten Departements von Paris mit der Wahl ihrer sechsunddreifsig Administratoren beschäftigt. Drei Tage nach Mirabeaus Ernennung zum Bataillonskommandanten ging als vierzehnter sein Name aus der Urne hervor. Sein nächster Vormann war Talleyrand, zu den folgenden gehörten Danton, Sièyes, Alexander Lameth. Wurde er Mitglied oder etwa gar Präsident des Direktoriums, das die laufenden Geschäfte zu besorgen hatte, so war ihm ein Eingreifen an entscheidender Stelle möglich. Noch begehrenswerter mufste ihm der Posten des Procureur-Général-Syndic erscheinen, der für vier Jahre lang von den Wählern vergeben wurde. In jedem Falle durfte er hoffen, auch auf die Munizipalbehörden von Paris Einflufs auszuüben, bedrohte Punkte zu schützen, demagogische Intriguen zu zerschneiden und wilden Ausbrüchen der Volkswut entgegenzuarbeiten, die nirgendwo so gefährlich waren wie auf diesem vulkanischen Boden.

Gegen Ende des Monats Januar erreichte er denn auch das so lange vergeblich erstrebte Ziel in der Nationalversammlung. Am neunundzwanzigsten erwählte sie ihn mit überwältigender Majorität zu ihrem Präsidenten. Er hatte an eben diesem Tage durch eine lange Rede über die Tabakssteuer einen sehr tiefen Eindruck gemacht, und der augenblickliche Erfolg war um so gröfser, da er hier ausnahmsweise gegen die herrschende physiokratische Strömung ankämpfte[1]). Man durfte ihm den längst verdienten Lohn nicht versagen. Die Rechte war vom Erzbischofe von Toulouse bearbeitet worden, die Linke hielt es für unschicklich, ihn nochmals zu umgehen. Im Gegensatze zu seinen Vorgängern nahm er ohne dankende Ansprache den Präsidentensessel ein, was der eine als Zeichen des Stolzes, der andere als Zeichen der Bescheidenheit auslegen mochte. So häufte sich binnen kurzem eine Ehre nach der anderen auf seinem Haupte. „Seine Popularität," hatte La Marck eben erst an Mercy geschrieben, „ist merklich gewachsen, und dies beunruhigt mich. Denn sollte er je an der Regierung verzweifeln und seinen Ruhm nur in

[1]) S. alles hierauf Bezügliche bei Stourm II, 371—379. Arch. parl. XVIII, 740—742, XXII. 553 ff. 750 ff., ebenda XX, 456—459 als Anhang zur Sitzung vom 15. November 1790 Reflexionen von Clavière über die gleiche Frage. Vielleicht hatte er Mirabeaus Rede entworfen.

jene Popularität setzen, so wird er daran nicht satt werden können.“ Ein paar Tage später ergänzte er diese Worte durch das Geständnis: „Man darf sich nicht verhehlen, dafs dieser Mann durch seine Talente und durch seine Verwegenheit in einer Revolution, die dem seinigen verwandte Charaktere gemacht haben, immer ein grofses Gewicht besitzen wird. So schwer es auch sein mag, mit ihm zu regieren, so scheint es mir unmöglich, gegen ihn zu regieren. Ich glaube daher noch immer, man habe, als man sich seiner Mitwirkung versicherte, den weisesten Teil ergriffen.“

La Marck durfte ruhig sein. Es war Mirabeau Ernst mit dem, was er durch Ränke und Listen anzubahnen suchte: Herstellung einer starken Regierung, die, wie er seine Nation und seine Zeit beurteilte, nur die der monarchischen Centralisation sein konnte. Jakobiner und Nationalgardist, Mitglied der Departementsverwaltung und Präsident der Versammlung war und blieb er mit allen seinen revolutionären Antrieben und selbstsüchtigen Wünschen der Gleiche. Aber eines war unbedingt nötig, sollte der künstliche Bau seiner Pläne nicht zusammenbrechen, noch ehe die Ausführung begann. Frankreich mufste in Frieden bleiben mit seinen Nachbarn. Man hat Mirabeaus Ansichten über die auswärtige Politik der Epoche im Zusammenhange zu betrachten, wenn man seine staatsmännische Bedeutung ganz und gar würdigen will.

Zwölftes Kapitel.

Mirabeau und die auswärtige Politik.

Die auswärtige Politik war für die Mehrzahl der Nationalversammlung ein unbekanntes Land. Handelte es sich um das Verhältnis Frankreichs zu den Mächten Europas, so wurden die meisten nicht sowohl durch klare Erwägungen als durch dunkle Gefühle bestimmt. In diesen waltete aber eine wunderliche Mischung, kosmopolitischer Begeisterung und nationaler Überhebung, zuversichtlichen Glaubens an die bevorstehende Verbrüderung der Völker und glühenden Hasses der freiheitsfeindlichen Gewalthaber, edelmütigen Dranges eine Aera ewigen Friedens einzuleiten und überlieferter Antriebe der Thatenlust und Herrschsucht. Es war unvermeidlich, dafs dies zu Widersprüchen von Worten und Handlungen führte. Man verzichtete feierlich auf jede Eroberung und ersehnte doch die Ausdehnung des französischen Machtgebietes. Man brach den Stab über die „Staatsraison", die ehemals Gemeinwesen zerrissen und zusammengeschweifst habe, berief sich aber auf das „natürliche Recht", welches erlaube, bedrückte Nachbarn von der Tyrannei ihrer Herren zu erlösen. Die revolutionäre Propaganda erschien als heilige Pflicht. Begegnete sie auf der anderen Seite einem Widerstande, dem es nicht an Ermutigung fehlte, oder gar der Versuchung, Frankreichs Wirren eigensüchtig auszunutzen, so rückte die Aussicht auf einen kriegerischen Zusammenstofs immer näher.

Mirabeau hatte dies längst eingesehen. Was den meisten seiner Genossen abging, war nach dem Zugeständnisse des Erz-

bischofs von Toulouse seine „Glanzseite“. Er hatte vor vielen in der Versammlung den Vorteil voraus, ein wenig hinter die Kulissen der Weltbühne geblickt zu haben. Er kannte die Schleichwege der Diplomatie und hatte nicht umsonst in Holland, England, Deutschland Naturell, Interessen und Regierungsweise fremder Völker studiert. Vor allem täuschte er sich nicht über die Art seines eigenen Volkes. In einer seiner Denkschriften, die durch La Marck dem Kaiser Leopold übersandt wurde, liest man: „Burke hat gesagt, Frankreich sei für die auswärtige Politik nur eine grofse Leere. Burke hat eine grofse Dummheit gesagt. Diese Leere ist ein Vulkan, dessen unterirdische Bewegungen und dessen bevorstehende Ausbrüche man nie aus dem Auge verlieren darf[1])“. Er sprach so, nicht um zu schrecken, sondern um zu warnen. Denn wenn die Lava sich über bisher friedliche Nachbargebiete ergiefsen konnte, mufste es zu „unberechenbaren Erschütterungen“ kommen, deren erste „zahllose folgende von unbestimmmter Gröfse und Dauer“ nach sich ziehen würde.

Aber nicht nur der anderen wegen bangte ihm vor einem Kriege, sondern vor allem wegen Frankreichs. So lange es in den Wehen seiner Wiedergeburt lag, erschienen ihm Verwickelungen mit dem Auslande unheilvoller als irgend etwas sonst. Zwei Jahre vor dem Losbrechen der Revolution hatte er an Mauvillon geschrieben: „Ich bin von jeher der Ansicht gewesen, dafs die Dinge in Frankreich schlecht gehen, so lange der Minister des Auswärtigen der Hauptminister ist.“ Um wie viel fester mufste er sich mit dieser Überzeugung durchdringen, wenn alles darauf ankam, den Neubau einer Verfassung unter dem Wüten innerer Stürme aufzurichten. In seinem Journale wurde, als er noch an der Redaktion beteiligt war, dem aufreizenden Argwohne gegen „Erbfeinde“ der Nation keine Nahrung gegeben. Er warnte vielmehr in den Spalten des Courrier de Provence davor, „sich die Phantasie mit Schreckensgerüchten aufregen zu lassen und wie kleine Kinder mit Wollust Schauermärchen zu lauschen“ [2]).

---

[1]) Arch. étrang. Mss. français 587 vollständiger als der Abdruck bei Lucas-Montigny VIII, 153—156. Das dem Manuskripte beigefügte Datum „10. Mai 1790“ ist falsch. Wie sich aus Städtler II, 199, 200, 203—207 ergiebt, hat La Marck die Denkschrift im September 1790 dem Grafen Mercy mitgegeben.

[2]) Courrier de Provence XXI, 1.

Auch als Freihändler mufste er eine Politik des Friedens befürworten. Wenn er, den väterlichen Lehren treu, in der grofsen Debatte über den Betrieb des ostindischen Handels die Anhänger des Monopoles und der Schutzzölle bekämpfte, machte er geltend, dafs man auf seine Weise „einer friedlichen Allianz aller Völker" sich annähern könne[1]). Wenn er sich mit Lafayettes Treiben niemals aussöhnen konnte, so lag der Grund auch darin, dafs er dessen offenkundige Gelüste, gegen gekrönte Häupter und für die Demokraten jenseits der Grenzen die Waffen zu ergreifen, in tiefster Seele mifsbilligte.

Die einzigen Eroberungen der Revolution, die für absehbare Zeit seinen Wünschen entsprachen, waren moralische, und für diese fehlte, seiner Ansicht nach, noch die wichtigste Vorbedingung. Erst wenn Frankreich „eine gute, ausgereifte Verfassung" hätte, könnte es einen „unwiderstehlichen Einfluſs auf alle Regierungen Europas" ausüben. Er hielt es für wahrscheinlich, dafs dann sogar Belgien und „das ganze Rheinufer" freiwillig in Form einer Föderation sich Frankreich anzuschliefsen suchen würden. Denn auch in Deutschland sah er „die Köpfe in Erregung". Und wennschon er vorauszusagen wagte, die Explosion werde dort viel später vor sich gehen als bei seinen lebhaften Landsleuten, so glaubte er doch darüber sicher zu sein, dafs der Funke in solide brennbare Stoffe fallen und „kein bloſses Strohfeuer" entzünden werde[2]). Was aber auch die Zukunft in ihrem Schofse bergen mochte: Frankreich sollte nur durch sein Beispiel wirken, aber sich hüten, die fremden Regierungen zu reizen.

Er hatte aus seiner Verurteilung einer revolutionären Missionsthätigkeit, die nur zu leicht die ernstesten Konflikte hervorrufen konnte, niemals ein Hehl gemacht. In der „patriotischen Gesellschaft von 1789" hatte er unmittelbar nach ihrer Gründung eine Tendenz bekämpft, welche der Gesellschaft den Spitznamen des „Klubs der Propaganda" eintrug[3]). Leider ist uns

---

[1]) Arch. parl. XVI, 557, 28. Juni 1790.

[2]) An Mauvillon S. 506, 490 (31. Januar 1790, 3. Dezember 1789), an La Marck 15. Januar 1790.

[3]) Zinkeisen I, 306, nach Droz, III, 201. Gower bemerkt in seiner Depesche vom 2. Juli 1790: „La Société de 1790 (irrig statt 1789) has a correspondence with people of the same way of thinking in most parts of Europe".

eine Rede, die er am 21. Mai 1790 in einer Vorstandssitzung dieses Klubs gehalten haben soll, nicht aufbewahrt, wohl aber die Antwort, die Duport ihr zu teil werden liefs. Aus ihr erkennt man das Ziel von Mirabeaus Worten. Er hatte zwar die Revolution als „das Erwachen der Freiheit für alle Völker Europas und als den Schlummer des Todes für die Könige" bezeichnet. Er hatte sich zu dem Glauben bekannt, das Volk werde überall dem Beispiele Frankreichs folgen und den Sieg der demokratischen Ideen herbeiführen. Aber er hatte zugleich gefordert, man solle sich nur „mit sich selbst beschäftigen und sich allein damit abgeben, die Verfassung auf unerschütterlichen Grundlagen zu befestigen". Duport mifsbilligte diese „defensive" Haltung aufs äufserste. Er erklärte, dafs sie die Regierungen ringsum zu dem Versuche ermutigen würde, das Werk der Revolution in Frankreich selbst zu vernichten. Als das beste Mittel dagegen erschien ihm der Angriff, wäre es auch zunächst nur durch schriftliche und mündliche Aufwiegelung ihrer Unterthanen. Er zählte die Länder auf, wo man am ehesten auf deren Sympathieen und auf die Schwäche der Obrigkeiten rechnen könne. Er sprach von den „grausamen Chimären", von den „lächerlichen und falschen Hypothesen des Grafen Mirabeau". Er liefs sogar das Wort fallen: „Wenn ich hier versichern höre, dafs wir von der Lethargie der Könige nichts zu fürchten haben, so ist mir das nur ein Beweis dafür, dafs Verräter in unserer Mitte weilen" [1]).

---

[1]) Alles dies, meines Wissens noch niemals Erwähnte, entnehme ich der Druckschrift: „Discours prononcé au comité de la Propagande par M. Duport le 21 mai 1790. Paris 1790, 27 S. Von S. 17—27 eine „Liste des honorables membres qui composent le Club de la Propagande lequel s'assemble rue de Richelieu No. 26 à Paris", datiert „Paris 20 juin 1790" (Stadtbibliothek Zürich, Mélanges Helvétiques T. XVI. Gal. XVIII. 1622). Dafs unter dem „Club de la Propagande" der „Klub von 1789" zu verstehen ist, kann nicht bezweifelt werden. Der hier gebrauchte Spitzname „Club de la Propagande" beweist aber, abgesehen von anderem, dafs keine offizielle Veröffentlichung der „Gesellschaft von 1789" vorliegt. Daher mag sich erklären, dafs hier der Anfang der Gesellschaft auf ein früheres Datum verlegt wird, als sich rechtfertigen läfst (S. 17 „Le 23 mars 1790, il y avait en caisse 150000 livres", vgl. o. S. 155). Duports Rede findet sich auch in der Schrift: Dénonciation à toutes les Puissances de l'Europe d'un Plan de Conjuration contre sa Tranquillité Générale suivie d'un discours prononcé au Club de la Propagande le 21. Mai 1790, abgedruckt in Spittler und Meiners: Histor. Magazin VII. Band 4 Stück S. 715—739.

Man mufs, um diese scharfen Ausdrücke Duports zu verstehen, sich erinnern, dafs an eben dem 21. Mai 1790, auf welchen im Ausschusse des Klubs von 1789 sein Wortgefecht mit Mirabeau fiel, dieser in der Nationalversammlung, bei Gelegenheit der Debatte über das Recht des Krieges und Friedens, von Duports Freund Barnave den furchtbarsten Angriff erfahren hatte. Seitdem war Mirabeaus Verhalten gegenüber dem Auslande verdächtig. Man warf ihm vor, dafs er die Sache der Belgier preisgebe, die berechtigt gewesen wären, sich auf Frankreichs Hilfe gegen Leopold zu verlassen. Man streute aus, dafs er, „der vertraute Freund La Marcks, 100 000 Thaler vom Grafen Mercy empfangen habe", um zu Östreichs Vorteil gegen französische Intervention zu wirken. Es gab Pamphletisten, die sich so weit verstiegen, ihn für einen Söldling William Pitts auszugeben. Er hatte lange Zeit zwei Männer — Dumont und Du Roveray — an sich gekettet, die man als „Pensionäre Englands" bezeichnete[1]). Er war als entschiedener Gegner des Negerhandels bekannt und setzte sich dadurch der Anklage aus, „für Gold" auf den Ruin der französischen Kolonieen zu Gunsten der englischen hinzuarbeiten[2]).

Er mochte so kindische Äufserungen der Parteiwut belächeln. Allein sie enthielten immerhin eine Mahnung zur Vorsicht. Seit der grofsen Debatte über das Recht des Krieges und Friedens war die Stimmung gegenüber dem Auslande je mehr und mehr gereizt geworden. Kaum hatte man Ende Juli 1790 erfahren, eine östreichische Truppe solle französisches Gebiet passieren dürfen, um sich gegen die Aufständischen in Belgien zu wenden, als der Sturm losgebrochen war. Nicht nur

---

[1]) Révol. de France No. 51, S. 545—550 No. 72, 329. Lettres aux commettans du comte de Mirabeau p. 58.

[2]) Vieles hierauf Bezügliche, darunter ein Brief Mirabeaus an Wilbertorce und der vielleicht von Brissot herrührende Entwurf einer grofsen Rede bei Lucas-Montigny VII, 103—209, vgl. Courrier de Provence CLXX. CCV. CCVIII. — Mirabeaus Korrespondenz mit Clarkson in dessen History of the abolition of the slave trade, s. Lecky: History of England in the eighteenth century VI, 293. — „Tu ne voulais l'abolition de la traite des Nègres . . que parce qu'on t'avait promis de l'or." Trahison découverte du comte de Mirabeau S. 5.

die Minister bekamen wegen ihrer eigenmächtigen Handlungsweise bittere Worte zu hören, sondern die fremden Mächte wurden der allerschwärzesten Absichten bezichtigt. In der Versammlung liefs d'Aiguillon das Schreckbild geheimer Unterhandlungen Englands, Spaniens, Sardiniens, Östreichs, Preufsens „gegen die Revolution" aufsteigen. In den Klubs wie in der Tagespresse wurde der Bund der gekrönten Tyrannen gegen das freie französische Volk eine stehende Phrase. Mirabeau hatte damals die Aufregung durch eine geschickte Ablenkung zu sänftigen gesucht. Er hatte auf ein angebliches hochverräterisches Manifest des emigrierten Prinzen von Condé hingewiesen und gefordert, dafs seine Güter eingezogen werden sollten, wenn er nicht binnen drei Wochen seine Urheberschaft ableugne. Allein er verfehlte seinen Zweck. Die Mehrheit war der Ansicht Robespierres, dafs man eher auf Mittel denken müsse, der gesamten „Liga der Feinde" zu widerstehen als einen Einzelnen zu treffen.

Indessen hatte die damalige Debatte den Anstofs zur Bildung eines diplomatischen Ausschusses gegeben, in dem man Mirabeau nicht entbehren wollte. Der Kaiser hatte sich bei seinem Ersuchen, den Durchmarsch von Truppen nicht hindern zu wollen, auf alte Verträge berufen. Es gab, wie man vernahm, noch andere Traktate der Art. Überhaupt aber wollte man nicht länger im Dunkel darüber bleiben, wieweit Frankreich auswärtigen Mächten und wieweit diese Frankreich verpflichtet wären. Schon am 24. Mai 1790, im Anschlufse an die Debatte über das Recht des Krieges und Friedens, hatte Mirabeau selbst auf die Notwendigkeit einer solchen Prüfung hingewiesen. Das Comité, dem sie oblag, am 1. August erwählt, enthielt aufser ihm Fréteau, Du Châtelet, Barnave, Menou, d'André: Männer, die teilweise weit weniger versöhnlich gegen das Ausland gestimmt waren als er. Schon dies mochte ihn veranlassen, sich fleifsiger an den Arbeiten des Comité zu beteiligen, als an denen anderer Ausschüsse, denen er angehörte. Er dachte nämlich im ganzen über die Comités der Versammlung sehr ungünstig, indem er verkannte, was allein durch Sammlung und Sichtung eines unermefslichen Materiales in ihnen geleistet wurde. Daher trifft man z. B. in den Papieren des „Comité des lettres de cachet", dem er aus eigener Erfahrung so manches zu berichten gehabt

hätte, nur gelegentlich seinen Namen an[1]). Im Comité diplomatique dagegen nahm er, ohne Zweifel um Unheil zu verhüten, ein gutes Teil der Last auf seine Schultern.

Alsbald war ihm die Aufgabe zugefallen, in einer Frage von gröfster Tragweite als Berichterstatter aufzutreten. Spanien hatte, als jener Zwist mit England wegen des Nootkasundes entbrannte, in der That, wie erwartet, die Hilfe Frankreichs und zwar sehr dringlich, angerufen. Es stützte sich dabei auf den bourbonischen Familienbund von 1761, dessen Wortlaut allerdings Frankreich keine Wahl liefs. Allein eben weil jener Bund sich als eine Allianz von zwei dynastischen Häusern, statt von zwei Nationen darstellte, und weil er nicht blofs zum Zwecke gegenseitigen Schutzes, sondern auch zum Zwecke gemeinsamen Angriffes geschlossen worden war, hatte er seine anfängliche Beliebtheit in Frankreich längst eingebüfst. Es gab heifsblütige Politiker, die ihn einfach für hinfällig erklären wollten, weil er sich mit dem aufgeklärten Zeitgeiste schlechterdings nicht vertrage. Der spanischen Regierung war diese Stimmung nicht unbekannt. Sie hatte daher ihrem Hilfsgesuche die Drohung hinzugefügt, wenn man sich nicht ganz an den Pakt von 1761 halte, werde sie sich nach anderen Freunden umsehen, mit anderen Worten sich England in die Arme werfen. Einen Ausweg aus dieser mifslichen Lage hatte Mirabeau in seinem geheimen Briefwechsel mit La Marck und dem Hofe angegeben, noch ehe der diplomatische Ausschufs die Sache in Angriff nahm. Er hatte sofortige Absendung eines Unterhändlers nach Madrid angeraten, um eine

[1]) Das einzige Zeugnis seiner Thätigkeit in diesem Comité ist ein kürzlich im Archive der Bank von Frankreich aufgefundener, und vom Vicomte de Begouen in der Revue d'économie politique 1887 I, 471—512 abgedruckter, aber allem Anscheine nach nie erstatteter „Rapport sur le régime des prisons" (bezeichnend von Mirabeau „maisons d'amélioration" genannt), der dem Februar oder März 1790 angehören mufs. Nur die Korrekturen am Rande des Manuskriptes dieses Rapport, voll zukunftsreicher Gedanken, sind von Mirabeaus Hand. Ganze Sätze sind den „Observations d'un voyageur Anglais sur la maison de force Bicêtre" entnommen, welche, wie der Vicomte de Begouen verkennt, nicht Mirabeau, sondern Romilly zu danken sind (s. o. Bd. I. 255). Auch macht die Korrespondenz Mirabeaus mit Reybaz (s. Plan S. 52, 53) es wahrscheinlich, dafs dieser an dem Rapport mitgearbeitet hat. In der Revue d'écon. pol. wird a. a. O. noch ein etwas gereizter Briefwechsel Mirabeaus mit seinen Kollegen des Comité des lettres de cachet mitgeteilt. Leider fehlen die Protokolle seiner Sitzungen in den acht höchst interessanten Cartons Arch nat. D. VI 1—8.

neue Redaktion des Vertrages zu begehren und diese alsdann von der Versammlung ratifizieren zu lassen. Wochenlang hatte er sich bemüht, diesem Gedanken Eingang zu verschaffen, hatte diesen und jenen, den Grafen Ségur, den jungen Custine und andere für die wichtige Mission empfohlen, ohne dafs man es für gut befunden hätte, seinem Rate zu folgen.

So war der 25. August herangekommen, an dem er im Namen des diplomatischen Ausschusses seinen Bericht abstatten mufste. Friedlicher, als es hier geschah, vermochte man sich nicht zu äufsern. Niemand konnte ahnen, dafs in Mirabeaus Werkstatt kürzlich eine Rede entworfen worden war, deren Grundthema die „ewige Feindschaft Englands" bildete. Er fand sie dem Momente ganz und gar nicht angemessen und liefs sie unvollendet in seinem Schreibtische schlummern[1]). Er sprach mit Abscheu von der „Geifsel des Krieges". Selbst bei einem gerechten Kriege sah er „unermefsliches Unheil" voraus, und hielt es für das gröfste, dafs er „die Augen der Bürger von der Verfassung ablenken, und somit vom einzigen Gegenstande ihrer Wünsche und Hoffnungen entfernen würde". „Warum," klagte er, „zwingt die Notwendigkeit den Frieden zu sichern, die Völker dazu, sich in Verteidigungsanstalten zu ruinieren." „Wir betrachten kein Volk als unseren Feind," rief er aus. Er schlofs ausdrücklich auch England in diesen Freundschaftsbund ein, „unseren älteren Bruder in Sachen der Freiheit . ., der mit uns im Despotismus und seinen Agenten gemeinsame Gegner hat". Da indessen „die Hoffnung der Philosophie noch nicht verwirklicht" . ., „die Verbrüderung des Menschengeschlechtes" noch eine Frage der Zukunft sei, so dürfe Frankreich mit seinen über den Erdball zerstreuten Kolonieen den edelmütigen Alliierten, als welchen Spanien sich erwiesen, nicht zurückstofsen. Nur dafs der Bund mit Spanien in einen rein defensiven verwandelt und zu einem nationalen Vertrage gestempelt werden sollte. Das gleiche Stichwort hatte er schon im September 1789 ausgegeben (s. o. S. 74). Er wollte diese Idee sogar verallgemeinern. Der König sollte nach einem Dekrete der Versammlung allen in Frage kommenden Mächten erklären, „da Gerechtigkeit und Friedensliebe die Grundlage der französischen Verfassung ausmachen, erkennt die Nation in früher abgeschlossenen Verträgen nur die Bestimmungen an,

[1]) Lucas-Montigny VII, 383—430, vgl. 246. Leider sagt er nicht, welche Teile dieses Entwurfes von Mirabeaus Hand herrühren.

welche sich auf Verteidigung und Handel beziehen". So rasch liefs sich jedoch die Versammlung nicht fortreifsen. Sie beschränkte ihre Entscheidung, allerdings ganz im Sinne des Vorschlages ihres diplomatischen Ausschusses, auf den vorliegenden Fall.

Man bemerkt auch hier in Mirabeaus Worten das Fortwirken der ökonomistischen Anregungen. Es war kein Zufall, dafs sich seine Ausführungen ganz und gar mit einer Abhandlung Du Ponts deckten, die schon dem Protokolle der Sitzung vom 3. August angehängt war[1]). Auch dieser Schüler des „Menschenfreundes" und Turgots war bei seiner Kritik des bourbonischen Familienpaktes dahin gelangt, zu fordern, dafs man ihn im Geiste der „politischen Philosophie" verändere. Auch er wollte nicht Verträge zwischen Kabinetten, sondern nur zwischen Völkern anerkennen. Von diesen Nationalverträgen wollte er aber nur die Defensivartikel und die Handelsbestimmungen, genauere Prüfung vorbehalten, bestehen lassen, die Offensivartikel dagegen streichen. „Denn alle Nationen," sagte er, „machen nur eine allgemeine, wennschon noch ungeregelte Gesellschaft aus. Jede hat ein Interesse daran, dafs keine die andere unterdrücke, und wenn sich Streitigkeiten erheben, haben die Unbeteiligten ein Interesse daran, sie auf freundschaftliche und unblutige Weise geschlichtet zu sehen." Es war nur folgerichtig, wenn Du Pont Abstand davon nahm, eine sofortige weitere Rüstung Frankreichs zu befürworten. Denn wenn irgend etwas, so konnte diese, ernstlich betrieben, eine unblutige Schlichtung des spanisch-englischen Streites verhindern. Hier war Mirabeau genötigt, sich von ihm zu trennen, sei es, weil er der öffentlichen Meinung entgegenkommen wollte, sei es, weil er nur Mundstück des diplomatischen Ausschusses war. Er forderte, „angesichts des Wachstumes der Streitkräfte anderer Staaten", dafs die französische Kriegsmarine um dreifsig Linienschiffe nebst der entsprechenden Zahl von Fregatten und kleineren Fahrzeugen verstärkt werde. Die Versammlung ging sogar in ihren Beschlüssen darüber noch hinaus, indem sie die Zahl der geforderten Linienschiffe auf fünfundvierzig erhöhte.

Das hatte nun freilich einen sehr kriegerischen Anschein. In der That aber war es nicht so ernst gemeint. Der englische

---

[1]) Arch. parl. XVII, 586—599.

Gesandte erfuhr im Vertrauen vom Minister des Auswärtigen, dafs die Rüstungen „so langsam wie möglich“ betrieben werden sollten. Der traurige Zustand der Finanzen kam dieser Saumseligkeit zu Hilfe. Die Nationalversammlung war zu sehr mit den inneren Angelegenheiten beschäftigt, als dafs sie Neigung gehabt hätte, die Regierung zu drängen. Im diplomatischen Ausschusse aber versäumte Mirabeau nichts, um den Eifer seiner Kollegen zu zügeln. Wie wenig kannten ihn die radikalen Journalisten, die „den Menschen ohne Scham und ohne Gewissensbisse, den Ulysses der Versammlung, den Henker der Verfassung“ mit Vorwürfen überschütteten. Er konnte es ihnen niemals recht machen. Den einen Tag war er ihnen zu demütig, den anderen zu herausfordernd gegenüber dem Auslande. „Dieser Proteus,“ liefs Fréron sich damals vernehmen, „der nach Belieben alle Gestalten annimmt, bald mutiger Leu, bald kriechende Schlange, dieser Sykophant voll von Kniffen und Schlichen: er hat sich von den Ministern bestechen lassen, um uns in einen Krieg zu treiben, der unsere Assignaten, unsere Güter, unseren Handel, unsere Hoffnungen, unsere Freiheit, unser Blut verschlingen wird. Verräter, infamer Thersites, ich weihe dich dem Fluche deiner Zeitgenossen und dem Abscheu der Nachwelt[1].“ Weit richtiger urteilte nachmals von seinem Standpunkte aus Dubois-Crancé wenn er von Mirabeau sagte: „Er hat den diplomatischen Ausschufs gelähmt[2].“

Eine wichtige Spur dieser seiner „lähmenden“ Thätigkeit in der spanisch-englischen Streitsache hat sich erhalten. William Pitt, dem die Bedeutung des Berichterstatters des diplomatischen Auschusses nicht entgangen war, hoffte durch Hugh Elliot, Mirabeaus Jugendfreund, auf ihn einwirken zu können. Spanien, durch die Zögerungen Frankreichs aufgebracht, war im Begriffe, sich den englischen Forderungen wegen des Nootkasundes zu unterwerfen. Es galt also, der spanischen Regierung nicht in letzter Stunde Ermutigungen Frankreichs zu teil werden zu lassen und zugleich jedes Mifstrauen in die Absichten Englands zu

[1]) L'orateur du peuple Bd. II., No. XIX. S. 150, ähnlich Marat, über den „infernal Riqueti“ im Ami du peuple No. 204, S. 5. Bemerkenswert ist auch ein früherer Angriff im Journal du Diable No. 27: „Mirabeau commence à déplaire au diable“, Bibl. der Stadt Paris 9982 und das Pamphlet Nouvelle trahison de Riquetti l'aîné ci-devant dit Mirabeau et des ministériels 8 S. ebenda 7693.

[2]) Jung: Dubois-Crancé 1884 I, 103.

zerstreuen. Denn die Meinung, Pitt habe es auf einen grofsen Schlag gegen Frankreich abgesehen, war weit verbreitet, und auch Mirabeau war nicht frei von Argwohn[1]). Elliot, erst kürzlich von seinem Gesandtschaftsposten in Kopenhagen nach Hause zurückgekehrt, begab sich während des Herbstes in vertraulicher Mission nach Paris, sah dort Mirabeau, fand sich mit ihm und anderen Politikern von Einfluſs an La Marcks Tafel zusammen und endigte sein Geschäft zur vollen Zufriedenheit seines Auftraggebers[2]). Inzwischen hatte sich Spanien mit England vertragen, der Ton der Unterhandlungen zwischen Paris und London ward milder, die Rüstungen wurden abgestellt, der Friede, wenn auch auf Kosten des französischen Stolzes, blieb gesichert. War auf diese Weise die Gefahr eines Zusammenstoſses im Westen geschwunden, so war auch das bedrohliche Kriegsgewölk im Osten in der Auflösung begriffen.

Als Leopold von Toskana die Erbschaft seines Bruders Joseph antrat, schien der Bruch der Kaiserhöfe und Preuſsens samt seiner Klientel von Polen, Türken und Schweden unmittelbar bevorzustehen. Leopold wandte sich an die Seemächte mit der Erklärung, wenn man ihn zum Kampfe zwinge, werde er Frankreichs Allianz durch Abtretung eines Teiles von Belgien erkaufen müssen. Andrerseits arbeitete der preuſsische Gesandte in Paris auf alle Weise den Absichten Leopolds entgegen, wobei er durch den tief eingewurzelten Haſs gegen die habsburgische Politik unterstützt wurde. Fiel der erste Kanonenschuſs, so war es sehr fraglich, ob Frankreich neutral bleiben könne. Indessen die Spannung löste sich durch die Verhandlungen von Reichenbach. Friedrich Wilhelm II. legte die Waffen nieder, Hertzbergs Vergröſserungspläne zerrannen in nichts. Die nächste Folge war, daſs die Türkei einen ihrer Gegner das Feld räumen sah, Schweden zur Nachgiebigkeit gegen Ruſsland gezwungen wurde, Leopold wie in Ungarn, so in Belgien, die Hände frei bekam. Auch von dieser Seite war vorläufig keine Störung des Friedens mehr zu fürchten.

---

[1]) S. die von Lucas-Montigny VIII, 40—55 mitgeteilte Denkschrift.

[2]) Memoir of Hugh Elliot S. IX und 335. Despatches of Lord Gower S. 38. Sorel II, 147. Bacourt II, 13, 35. Daſs Elliots Verhandlungen mit Mirabeau und anderen nicht geheim blieben, geht aus No. XX des Orateur du peuple Bd. IV S. 159, und aus den Depeschen des preuſsischen Gesandten 1790, 20. 22. Oktober, 19. November, Archiv Berlin, hervor.

Wenn dies Ergebnis einen Triumph Östreichs bedeutete, und wenn Mirabeau sehnlich wünschte, daſs im Osten wie im Westen das Feuer gelöscht sein möge, so war er deshalb nichts weniger als ein östreichischer Parteigänger geworden. Die Zeiten konnten freilich nicht wiederkehren, da er sich für ein Bündnis Frankreichs mit Preuſsen und England, welches seine Spitze gegen das Haus Habsburg richten sollte, begeistert hatte (s. Bd. I, S. 202). Aber es hieſs ihn gänzlich verkennen, wenn man ihn zu den „wärmsten Verfechtern“ der Allianz mit Östreich zählen wollte. Graf Mercy hielt sich dazu für berechtigt und war sehr froh darüber, daſs er dem diplomatischen Ausschusse angehöre. „Ich weiſs,“ berichtete er an Kaunitz, „daſs er bei den übrigen Mitgliedern die gröſste Unwissenheit in dem allgemeinen Staatsrechte und die schädlichsten Vorurteile gegen unser Allianzsystem wahrnimmt, somit an ihrer Bekehrung und allmählichen Zurückführung zu gesünderen politischen Grundsätzen mit allem Eifer arbeitet[1])“. Hätte Mercy Kunde davon gehabt, wie miſstrauisch Mirabeau der weiteren Entwicklung von Leopolds Politik entgegensah[2]), so würde er sich gehütet haben, von seinem Bekehrungseifer so viel Aufhebens zu machen. Der einzige „gesunde Grundsatz“ auswärtiger Politik, den Mirabeau zur Anerkennung zu bringen suchte, war Vermeidung jeder Ursache eines Konfliktes. So schmerzlich er die Isolierung Frankreichs empfand, so wollte er doch um keinen Preis den Versuch eines kriegerischen Abenteuers gewagt wissen.

Seine geheimen Gutachten für den Hof aus dem Sommer und aus dem Herbste 1790 kommen wiederholt auf dieses Thema zurück. Der Krieg, schreibt er am 1. September, würde vielleicht die Nationalgüter verschlingen und den Bankerott unvermeidlich machen. Was vor allem Not thut, betont er am 28. Oktober, ist Erhaltung des Friedens mit dem Auslande. „Die Urheber der Revolution bedürfen seiner, denn während des Krieges läſst sich nichts vollenden, und solange der Kreis nicht geschlossen ist, sind ihre Ehre und ihre Sicherheit gefährdet. Der König bedarf seiner, denn da gerade der Krieg die Krisis der Gesellschaft bildet, in welcher eine Regierung am unentbehrlich-

[1]) Mercy an Kaunitz 20. August 1790, Arch. Wien.

[2]) Lucas-Montigny VIII, 52. Bacourt II, 42.

sten ist, und da keine Regierung vorhanden ist und keine vorhanden sein kann, so lange das Werk oder vielmehr die Skizze der Konstituante nicht vollendet ist, so werden, wenn Unfälle eintreten, diejenigen, die regieren sollten und nicht regieren können, das Ziel des allgemeinen Hasses, der Gegenstand jedes Mifstrauens, das Opfer aller Parteien werden." Marie Antoinette mufs ihn ganz falsch verstanden haben, wenn sie einmal zu bemerken glaubt, er halte eine Einmischung Preufsens und Östreichs in die französischen Angelegenheiten nicht für unerwünscht[1]). Mit Ängstlichkeit verfolgt er vielmehr alle Erscheinungen, die der Erhaltung des Friedens ungünstig sind, und wo immer Gründe für Reibungen Frankreichs mit dem Auslande vorhanden waren, rät er, sie in Güte zu beseitigen.

Sein Auftreten in der Öffentlichkeit stimmt damit überein. Nur dafs es geraten schien, hie und da der nationalen Eigenliebe und dem revolutionären Zorne gegen fremde Freiheitsfeinde einen unschuldigen rednerischen Tribut darzubringen. Ein Anlafs dazu bot sich z. B. am 18. September 1790, als eine „Deputation des Volkes von Lüttich" der Nationalversammlung mit einem Hilfsgesuche nahte. Auch in Lüttich, wo man sich im Kampfe gegen den wortbrüchigen Bischof auf preufsische Unterstützung verlassen hatte, mufste man den Rückschlag der Verständigung von Reichenbach befürchten. Östreichische Truppen drohten von Belgien heranzurücken und ein Strafgericht über die Teilnehmer der Erhebung zu verhängen. Mirabeau war weit entfernt davon, gleich so manchem empörten Zeitungsschreiber und Klubredner, die Aufnahme der bedrängten Lütticher in die grofse französische Familie zu fordern, sollte es darüber auch zum Kampfe kommen. Aber er stellte sich gewaltig entrüstet, als die Rechte eine ausdrückliche Vollmacht der Deputation zu sehen wünschte, und bestand darauf, dafs sie in Ruhe angehört werde. Er sprach bei dieser Gelegenheit auch ein paar Worte zu Gunsten einer Gesellschaft von Schweizern, die gleichfalls kürzlich eine Abordnung an die Nationalversammlung geschickt hatte. Die Führer dieser Gesellschaft, meistens politische Flüchtlinge aus Freiburg, suchten im Einverständnis mit hervorragenden Jakobinern revolutionäre Propaganda in der Eidgenos-

---

[1]) Dies bemerkt auch Geffroy: Gustave III etc. II, 231, mit Bezug auf den Brief Marie Antoinettes an Mercy vom 12. Juni 1790 bei Arneth S. 130.

senschaft zu machen, und Anhänger unter ihren Landsleuten in französischen Militärdiensten zu gewinnen. Mirabeaus Freund, der schwärmerische Banquier Schweizer, versah sie mit Geld. Mirabeau selbst glaubten sie nach seinen Worten vom 18. September für einen ihrer Gönner halten zu dürfen, weshalb sie ihm durch eine Deputation danken liefsen[1]). Wie sehr täuschten auch sie sich in ihm! Seine siebzehnte Denkschrift hatte diese Schweizer Patrioten dem Hofe als höchst gefährliche Menschen geschildert und dem Verlangen Ausdruck gegeben, „unverzüglich die Kantonsregierungen zu beruhigen". Die Regierung wie der diplomatische Ausschufs handelten demgemäfs, und ein Zusammenstofs mit den aristokratischen Gewalten der Eidgenossenschaft, den man von gewissen Seiten herbeiwünschte, wurde für jetzt vermieden.

Schwieriger schien es, einem Zusammenstofse mit dem deutschen Reiche auszuweichen. Den Klagen der deutschen Reichsstände, deren Feudalrechte im Elsafs durch die Revolution beseitigt wurden, stellten die neuen Gesetzgeber in Paris den Begriff der Nationalsouveränität entgegen, die an alte Verträge nicht gebunden sei. Auch Mirabeau konnte nicht umhin, diesen Standpunkt festzuhalten. Aber seine Meinung war von jeher gewesen, dafs man die Kosten eines Abkaufes jener Rechte nicht scheuen dürfe, „um einen Krieg zu vermeiden". Auf seinen Antrag beschritt die Versammlung diesen Weg „in Anbetracht der freundschaftlichen Verhältnisse", die so lange zwischen den beiden Parteien bestanden hätten[2]). Wenig später wurde, wie bereits erwähnt, in der Frage von Avignon auf Mirabeaus Betreiben ein anderer Stein des Anstofses vorläufig aus dem Wege geräumt. „Die gefräfsige Versammlung liefs sich," wie er La Marck triumphierend schrieb, „einen Maulkorb anlegen," indem sie noch Abstand davon nahm, das Begehren der Annexion dieser päpstlichen Enklave zu erfüllen. Marat

---

[1]) S. meine Arbeit Le club des patriotes Suisses à Paris 1790—1792 grofsenteils nach Akten des Berner Staats-Archives und der Archives nationales, in der Revue historique 1889, XXXIX, 282—322. (Ergänzungen liefsen sich noch nachtragen aus dem Ami du peuple No. 218, 219, 220, 228, 284, und aus Lettre 30 du véritable Père Duchêne.)

[2]) Lucas-Montigny VIII, 52. Sitzung der Nationalversammlung, 28. Oktober 1790.

aber nannte das von „Riqueti dem Älteren“ herbeigeführte Ergebnis „einen Zug infamer Perfidie“ [1]).

Man sieht: Mirabeau hielt sich immer auf derselben Linie. Wenn er die Trikolore gegen die weifse Fahne in Schutz nahm, versäumte er nicht, seinen Zuhörern einzuprägen: „Die nationalen Farben werden auf dem Meere flattern und sich die Achtung aller Länder erwerben, aber nicht als Zeichen des Kampfes und Sieges, sondern als Zeichen der Verbrüderung aller Freiheitsfreunde auf der Erde.“ Wenn er, vermutlich mit Clavières Hilfe, Ideen einer Reform des Münzsystemes entwickelte, wie sie die Folgezeit teilweise verwirklicht hat, hob er die enge Verknüpfung dieses Gegenstandes „mit der Politik aller Völker“ hervor, „die, über den Erdball zerstreut, nie aufhören können, eine Familie zu bilden“ [2]). So trat er Fréteau mit Entschiedenheit entgegen, als dieser, ohne Wissen seiner Genossen vom diplomatischen Ausschusse, einen unbedeutenden Anlafs benutzen wollte, um „ein Manifest gegen alle Fürsten Europas vorzutragen.“ Er mufste Fréteaus „Eifer und gute Absicht“ wohl oder übel loben, fügte aber hinzu, dafs gar kein Grund vorliege, sich wegen der Pläne des Auslandes zu beunruhigen [3]).

Inzwischen hatte sich sein geheimes Einverständnis mit Montmorin gebildet. Das bedeutendste Mitglied des diplomatichen Ausschusses und der Minister des Auswärtigen konnten sich in die Hände arbeiten. Montmorin war sehr befriedigt davon, diesen Rückhalt zu haben, weihte Mirabeau in den Inhalt von Korrespondenzen mit den Gesandten ein und nahm auch in Personalfragen seinen Rat in Anspruch. Mirabeau seinerseits deckte ihn nach besten Kräften gegen die Angriffe der Lameth, Fréteau, Menou und anderer, die, wie La Marck klagte, „an den Ufern des Rheines und an allen Grenzen Armeen gegen Frank-

---

[1]) l'Ami du peuple. No. 289. Besonders scharf ist No. 320 vom 24. Dezember 1790 mit der Inhaltsangabe: „Développement des plans de contre-révolution dont l'infâme Riquetti est l'âme. — Sa fuite vers les conspirateurs réfugiés à Turin.“

[2]) Arch. parl. XX, 219. Anhang zur Sitzung vom 2. November 1790, vgl. Courrier de Provence No. CCXIII (S. 266 Observations sommaires sur le projet d'une refonte générale des monnaies par M. Clavière).

[3]) Arch. parl. XX, 339. 9. November 1790, vgl. Mirabeau an La Marck 9. November 1790.

reich schufen, und wenn sie derartige Träume ausgebrütet hatten, aufser sich darüber waren, dafs die Regierung schlecht unterrichtet sei“ [1]). Er vereinigte sich mit Montmorin in dem Bemühen, die aufgeregten Gemüter zu beschwichtigen, die den benachbarten Mächten, und vor allem dem Bruder Marie Antoinettes, die schlimmsten Absichten gegen Frankreich Schuld gaben. Man erfuhr, dafs ein Schreiben des Kaisers Leopold zu Gunsten der geschädigten deutschen Reichsstände eingelaufen sei, und sah darin, noch ehe sein nichts weniger als aufreizender Wortlaut bekannt geworden war, eine halbe Kriegserklärung. Man raunte sich Gerüchte von der Unterstützung der Emigranten durch die Fremden zu und verrannte sich in den Gedanken einer bevorstehenden Invasion Frankreichs zum Zwecke des Umsturzes der Verfassung.

Um Klarheit in die Sachlage zu bringen, hatten sich Polizei-, Militär- und diplomatischer Ausschufs vereinigt, und im Namen des letzteren hatte Mirabeau am 28. Januar 1791 zu sprechen. Vor ihm hatte Alexander Lameth, Mitglied des Militärausschusses, Bericht erstattet. Lameth wies die Befürchtung unmittelbarer Gefahren ab, riet aber doch, sich nicht dem Gefühle vollkommener Sicherheit hinzugeben, sondern so schnell wie möglich an die Neuordnung der bewaffneten Macht Hand anzulegen. Mirabeau betonte entschiedener, dafs man sich nicht durch leere Einbildungen schrecken und gegen das Ausland erhitzen lassen solle. Er liefs alle Mächte Revue passieren und fand keine zum Angriffe auf Frankreich geneigt. Weder dem Hofe von Turin, noch den Schweizer Kantonen oder den deutschen Fürsten wollte er eine andere Absicht zutrauen als die, Frieden zu halten. Er nahm mit vollem Rechte weder Leopold noch die englische Nation dabei aus, deren Minister, wie er behauptete, gezwungen sein würden, der öffentlichen Meinung ihres Landes zu folgen. Erst kürzlich war Burkes Kreuzzugspredigt gegen die französische Revolution erschienen, die man als Beweisstück für das Übelwollen Englands hätte anführen können. Aber Mirabeau wollte sie nicht dafür gelten lassen. „Ich weifs,“ sagte er, „aus authentischen Quellen, dafs das englische Volk sich gefreut hat, als wir die Magna Charta der Humanität verkündigten, die aus den Trümmern der Bastille ans Licht kam, und wenn einige unserer Dekrete kirchliche oder politische Vorurteile der Engländer verletzt haben mögen,

[1]) La Marck an Mercy 26. Januar 1791. Bacourt II, 210.

so haben sie doch unserer Freiheit zugejubelt, weil sie fühlen, dafs alle freien Völker eine Versicherungsgesellschaft gegen die Tyrannei bilden.“ Bei allen Nachbarn, schlofs er, herrscht das Bedürfnis nach Frieden. Wenn man die Gemüter durch Vorspiegelung eines drohenden Krieges erhitzt, so kann das nur aus bösem Willen der Freiheitsfeinde hervorgehen, die das Volk nicht zur Ruhe kommen lassen wollen, oder aus schlechten Absichten ehrgeiziger Aufwiegler, die ihre Umsturzpläne nicht anders als bei einer fieberhaften Erregung der leichtgläubigen Masse durchführen zu können hoffen. „Möge das Volk seine Beamten überwachen, aber sie auch mit seinem Vertrauen beehren, möge die wilde Kraft der Menge der ruhigeren Macht des Gesetzes weichen. Die wahre Freiheit kennt keine thörichte Furcht.“

Mirabeaus Bericht hatte, wie der Courrier de Provence erklärte, den Wert eines historischen Aktenstückes und wurde demgemäfs mit gröfster Aufmerksamkeit von der Versammlung angehört. Auch die Anträge, die er zu stellen hatte, waren der Annahme sicher. In ihnen kam der Wunsch des Comité zum Ausdruck, so friedlich die Lage auch sein möge, doch keine Vorsichtsmafsregel zu versäumen. Zum Teil bezogen sie sich, wie die des Militärausschusses, auf Vervollständigung der Wehrmacht, aber nur zum Zwecke „der reinen Defensive“. Zum Teil waren sie darauf berechnet, Veränderungen im diplomatischen Corps vorzubereiten, damit die künftigen Gesandten Frankreichs sich nicht mehr „als Agenten des Ministers oder als Vertraute der Aristokratie, sondern nur als Vertreter eines hochherzigen Volkes“ fühlen sollten. Hochherzig und friedliebend war nach dem Jargon des Tages ebenso gleichbedeutend wie despotisch und eroberungslustig.

Aus jedem Satze Mirabeaus konnte man den dringenden Wunsch entnehmen, keine Verwickelungen mit dem Auslande heraufzubeschwören. In der radikalen Presse wurde diese Haltung in Fragen der grofsen Politik zwar noch immer nicht unanfechtbar gefunden. Wenn Desmoulins ihn ironisch als künftigen Abgesandten Frankreichs bezeichnet hatte, der „auf dem allgemeinen Kongresse Europas den ewigen Frieden des Abbé St. Pierre unterzeichnen würde“, so klagte Fréron darüber, dafs der diplomatische Ausschufs, während das Land von Feinden bedroht sei, „durch Riquettis Ketten geknebelt, im Schlafe

liege“ [1]). Aber diese Pfeile prallten an dem Schilde von Mirabeaus Popularität ab. Und was noch wichtiger war: die Hetzer schienen in der Sache nichts auszurichten. Er konnte hoffen, ungestört durch auswärtige Sorgen, einzig im Inneren an der Ausführung seiner verborgenen Pläne arbeiten zu dürfen.

---

[1]) Révol. de France No. 49, S. 438. l'Orateur du peuple, Bd. 4, No. LVII.

Dreizehntes Kapitel.

Präsidium der Nationalversammlung. Bruch mit den Führern der Jakobiner.

Mirabeau auf dem Präsidentenstuhle der Nationalversammlung war eine Erscheinung, die sich den Zeitgenossen mit unauslöschlichen Zügen einprägte. Alle stimmen darin überein, dafs niemand vor ihm auf diesem Platze so viel Würde entfaltet und so viel Takt bewiesen habe. Zu manchem anderen Zeugnisse gesellt sich auch dasjenige Dumonts, der eben damals, über den Kanal gekommen, auf dem Wege nach Genf, wieder für ein paar Wochen in Paris verweilte.

Schon auf der Fahrt zwischen Calais und Amiens bekam er einen Begriff davon, wie grofs inzwischen Mirabeaus Name geworden war. Auf seine Vorwürfe wegen schlechter Gäule erwiderte der Postillon: „Meine Zugpferde sind nicht viel wert, aber mein Mirabeau ist sehr wacker.“ So nannte er das in der Mitte eingespannte Rofs, das die gröfste Last zu schleppen hatte. In Paris angelangt, war Dumont erstaunt zu sehen, wie Mirabeaus Haus vom frühen Morgen an umlagert war und wie das Volk sich drängte, um nur einen Blick von ihm zu erhaschen. So kurz sein Aufenthalt in der Nähe Mirabeaus auch dauerte, wufste dieser ihn doch in gewohnter Weise auszunutzen. Das Stück seines Berichtes vom 28. Januar, das sich auf England bezog, war aus Dumonts Feder geflossen[1]). Wenige Tage nach-

[1]) Dies darf man Dumont glauben. Dagegen seine chronologischen Angaben S. 253: „vers la fin de 1790 .. je restai trois semaines à Paris“, S. 260

her sah Dumont ihn als Präsidenten seines Amtes walten. „Er zeigte hier," so berichtet er, „ganz neue Talente. Er brachte eine Ordnung und eine Regel in die Debatten, von der man bis dahin keine Ahnung gehabt hatte; er beseitigte alle Ungehörigkeiten, klärte mit einem Worte die Sachlage auf, beschwichtigte mit einem Worte den Tumult ... Seine Thätigkeit, seine Unparteilichkeit, seine Geistesgegenwart erhöhten seinen Ruhm an einer Stelle, welche für mehrere seiner Vorgänger eine Klippe gewesen war. Er besafs die Kunst, als der Erste zu erscheinen und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, selbst als er nicht mehr von der Tribüne herab sprechen konnte und seiner schönsten Rechte beraubt war."

Ein Blick in die Protokolle der Konstituante bestätigt dies Urteil. Sie enthalten zahlreiche Beispiele für Mirabeaus Geschicklichkeit, die stürmischen Wogen des Redekampfes zu glätten und sich in einer so wenig an Ruhe gewöhnten Versammlung Achtung zu verschaffen. Mitunter genügte eine an Ironie streifende Bemerkung, häufiger mufste er von ernster Anmahnung Gebrauch machen, immer suchte er Feinheit in der Form mit Entschiedenheit in der Sache zu verbinden. „Ich befehle Ihnen namens der Versammlung, sich zu setzen und zu schweigen," rief er in einer Abendsitzung einem Mitgliede zu, das wie ein Trunkenbold gestikulierte und lärmte, „man mufs am Abende ebenso vernünftig sein wie am Morgen." „Ich bitte um Ruhe; Herrn Tronchets Stimme ist nicht so stark wie sein Geist," mit diesem Worte machte er einem der ältesten und ehrwürdigsten Abgeordneten inmitten des überhandnehmenden Lärmens Luft.

Als kleine Meisterstücke wurden seine Zusammenfassungen von Berichten oder Diskussionen angesehen. Hierbei kam freilich ein gutes Teil des Lobes auf Rechnung Frochots, der ihm durch Aufzeichnung und Verarbeitung von Notizen half. Dagegen hat man keinen Grund, ihm die Antworten abzusprechen, die er Deputationen, welchen Zutritt gewährt wurde, zu teil werden liefs. Mochte er den Tondichtern erwidern, die für ihre Kunst dieselben Vergünstigungen erbaten, die Malern und Bildhauern zugedacht waren, oder der hauptstädtischen Munizipalität, die

---

„ces trois semaines" S. 264 „Pendant la dernière semaine . . je vis Mirabeau président" stimmen, wie gewöhnlich, gar nicht. Mirabeaus Abschiedsbrief an Dumont vom 5. Februar 1791 bei Lucas-Montigny: VIII, 561.

über die Lage des Gemeindehaushaltes Klage führte, den Vorstehern einer Blindenanstalt, oder einer Gesellschaft für industrielle Entdeckungen, Quäkern oder Doktoren der Pariser Rechtsfakultät: immer hatte man einen geistreichen Einfall zu bewundern oder sich an einer anmutigen Wendung zu erfreuen [1]).

Hie und da trat in seinen Erwiderungen eine bestimmte Tendenz unverhüllt hervor. So gab er den Deputierten der Pariser Munizipalität die verständliche Lehre mit auf den Weg: „Der Hauptstadt fehlt nur noch eine einzige Quelle des Glückes: das ist die Eintracht ihrer Bürger, die öffentliche Ruhe, welche falsche Gerüchte ohne Unterlafs zu stören suchen.“ So versicherte er den Anhängern William Penns: „Das wiedergeborene Frankreich wird immer die unverletzliche Achtung des Friedens empfehlen und wünscht ihn auch allen anderen Nationen.“

Höchst bemerkenswert war endlich, was er dem Sprecher von zweiunddreifsig Sektionen der Kommune am 14. Februar antwortete. Seit einiger Zeit redete man davon, dafs die Tanten des Königs, Madame Adelaide und Madame Victoire, denen der Aufenthalt in Frankreich unbehaglich wurde, nach Italien reisen wollten. Mirabeau sah voraus, welche Aufregung das hervorrufen würde, und hatte der Königin schon am 3. Februar eine hierauf bezügliche warnende Denkschrift übersandt. Am liebsten wäre es ihm gewesen, der König hätte sich im stillen, aber mit Energie dem Reiseplane widersetzt. Da Ludwig XVI. sich aber dazu nicht verstehen wollte, hatte er den Erlafs eines Schreibens an die Versammlung befürwortet, von dem er sich für die Sache der Monarchie nicht wenig versprach. Der König sollte erklären, er habe leider die Abreise seiner Tanten ohne Überschreitung seiner Befugnisse nicht hindern können, fordere aber

---

[1]) Charakteristisch ist auch folgendes Billet aus der Zeit seiner Präsidentschaft, das ich dank der Gefälligkeit von H. Th. Dufour der Stadtbibl. von Genf (Collection Coindet Vol. „Hommes politiques français No. 38) entnehmen kann: „Si le parti de l'opposition avait de tels orateurs et les desputés de pareils missionaires, il n'y aurait bientôt plus de liberté sur la terre. Je joins ici le billet que l'on veut bien solliciter avec tout cet esprit, et je n'y mets point de date afin de mieux prouver mon obéissance respectueuse.“ Notiz von anderer Hand: „De Mirabeau. En réponse à ma demande de billets pour assister à l'assemblée nationale et y mener de belles mesdames étrangères lorsqu'il y était président.“

den Beschluſs eines Dekretes, in dem festgesetzt würde, welche Rechte er über die Glieder seiner Familie besitze. Mirabeaus Denkschrift hatte lebhaft ausgemalt, wie viele Zwecke man mit einem solchen Schritte gleichzeitig erreichen könne: die Pläne des Herzogs von Orléans durchkreuzen, den Argwohn der Volksmassen beschwichtigen, den König von aller Verantwortlichkeit für das Treiben der emigrierten Prinzen entlasten oder ihm eine Handhabe bieten, sie zurükzurufen. Noch hatte der Hof keine Anstalten gemacht, seine wohlberechneten Ratschläge zu befolgen, als die Mehrzahl der hauptstädtischen Sektionen in eben dieser Sache vor der Versammlung sich vernehmen lieſs. Sie deuteten an, wie sehr die Emigration durch die Reise der königlichen Tanten ermutigt werden, wie groſse finanzielle Verluste der Kaufmanns- und Gewerbestand von Paris durch ihre Entfernung erleiden könne, und lieſsen durchblicken, vielleicht sei nur ein listiger Versuch der Aufwiegelung des Volkes beabsichtigt. Jedenfalls gaben sie der Erwägung anheim, ob es sich nicht gebühre, daſs die Familie des Königs seine gewöhnliche Residenz teile.

Mirabeaus Antwort hütete sich, der Entscheidung der Versammlung vorzugreifen, welche die Adresse der Sektionen dem Verfassungsausschusse überwies. Allein er that auch hier das Mögliche, um die erhitzten Gemüter zu beruhigen. „Sollten die Mitglieder der königlichen Familie es wagen, sich gegen das Gesetz aufzulehnen, so würde ihr Oberhaupt sie ohne Mühe im Zaume halten. . . . Wie sie sich aber auch verhalten mögen: der Monarch, welcher die Fehler der früheren Könige sühnt, kann nie vereinsamt sein. Ein groſses Volk ist seine Familie geworden. Sein Name, mit den Worten Nation und Gesetz verknüpft, wird in allen unseren Schwüren genannt, und eine dauernde Ordnung wird zugleich sein Glück und seine Macht sichern.“ Auch diese Ansprache wurde sehr beifällig aufgenommen und, wie die Adresse der Sektionen, des Druckes für würdig befunden.

Man war um so mehr über den Erfolg von Mirabeaus Präsidentschaft erstaunt, da man seinen schlechten Gesundheitszustand kannte. Sein altes Augenübel trat eben damals wieder mit Heftigkeit auf. Einmal muſste er sich zwischen einer Morgen- und Abendsitzung Blutegel setzen lassen und mit verbundenem Halse seinen Platz wieder einnehmen. An demselben Abend gab er den Quäkern jene Antwort, die ihm so viel Bewunderung eintrug. Selbst die radikalen Journalisten waren mit seiner Leitung

der Geschäfte sehr zufrieden. Camille Desmoulins meinte in der ihm eigenen scherzhaften Weise: „Wenn der Präsidentenstuhl der Versammlung in die Schatzkammer von St. Denis gelangt, so wird einst der Benediktiner, der die Schaulustigen herumführt, nicht sagen: das war der Sessel der Nationalversammlung, sondern: das war der Sessel Mirabeaus[1]." In derselben Nummer von Desmoulins' Blatt las man, wie entschieden Mirabeau, als er ein Dekret ins Schlofs überbrachte, um es der königlichen Sanktion zu unterbreiten, „dem ersten Kammerdiener" klar gemacht habe, dafs man den „Präsidenten der Vertreter des französischen Volkes" nicht im Vorzimmer warten lassen dürfe. War der Erzählung auch der Stempel der Unwahrscheinlichkeit aufgeprägt, so wurde sie doch mit Behagen weiter verbreitet[2]).

Mirabeau liefs sich mit Freuden von der Woge der Volksgunst schaukeln, ohne ihre Wandelbarkeit zu verkennen, setzte auch als Präsident den eifrigen Geheimverkehr mit Montmorin fort und arbeitete im stillen unverdrossen daran, die verwickelte Maschinerie einzurichten, die er in seiner grofsen Denkschrift vom Dezember gezeichnet hatte. Schwer genug ward es ihm freilich gemacht. Die Gedanken der Königin schweiften weit ab von den seinigen. Auch La Marck gönnte sie keinen Einblick in ihre wahren Absichten. „Er kann nützlich sein," schrieb sie in dieser Zeit an Mercy, „ohne dafs ich ihm das geringste Vertrauen in irgend etwas schenken möchte"[3]). Nicht besser stand es mit dem Könige. Sprach man mit ihm von Politik, so war es,

---

[1]) Révol. de France No. 63. Von Interesse ist ein Artikel der Quarantième Lettre bougrement patriotique du véritable Père Duchêne: Présidence de Mirabeau. Auch der preufsische Gesandte, 4. Februar 1791 (Arch. Berlin) bewundert Mirabeaus Leitung als Präsident.

[2]) S. Révolutions de Paris VII, 236. Courrier de Versailles XXI, 59. Patriote Français 1791 No. 547.

[3]) Marie Antoinette an Mercy 3/13. Februar 1791 bei Feuillet de Conches I, 444—453. Die Authentizität dieses Briefes ist, wie E. von Stockmar: Zur Kritik von Bacourts Korrespondenz zwischen Mirabeau und La Marck (Historische Zeitschrift von H. von Sybel XXXIX, 19) mitteilt, durch Vergleichung mit dem Originale im Wiener Archive bezeugt. Der Angriff H. von Petersdorffs (La Marck und Mirabeau, Zeitschrift für Geschichte und Politik, 1888 S. 967) gegen Stockmar scheint mir ungerecht zu sein. Hinsichtlich der citierten Stelle Bouillés hat er Stockmar mifsverstanden.

nach Montmorins Ausdruck, „als spräche man mit ihm von den Angelegenheiten des Kaisers von China“. Montmorin selbst liefs es, nach La Marcks Urteil, an Thatkraft und Geschicklichkeit fehlen. Indessen war es von Vorteil gewesen, dafs er neben dem Äufseren provisorisch wochenlang auch das Innere unter sich hatte. So wurde doch einiges von dem, was Mirabeau angegeben hatte, ausgeführt. Duquesnoy begann regelmäfsige Noten über die in der Nationalversammlung empfehlenswerte Taktik einzureichen, und Mirabeau versah sie mit kritischen Bemerkungen[1]). Von ihm erhielt er seine Instruktionen, unterrichtete Montmorin über den Gang der Debatten und suchte durch ein Journal, das er mit Regnault herausgab, in gemäfsigtem Sinne zu wirken.

Wenn es Duquesnoy oblag, einzelne der Abgeordneten zu gewinnen, die Mirabeau früher als geeignete Werkzeuge bezeichnet hatte, so wagte dieser selbst, im Hause des Ministers ein nicht unter ihnen genanntes Mitglied der Versammlung mündlich in seine Pläne einzuweihen. Es war Malouet, der sich immer heftigere Anfeindungen der äufsersten Linken gefallen lassen mufste, aber doch noch, wie er in seinen Memoiren behauptet, über ein halbes Hundert Stimmen verfügte. Im kürzlich gegründeten Klub der „Freunde monarchischer Verfassung“ nahm er neben Clermont-Tonnerre die Hauptstelle ein. Wenn von irgend einem, so war von ihm Verständnis für Mirabeaus Ideen zu erwarten. Allerdings hatte er seit der Scene vom 13. November 1790 (s. o. S. 212) Grund genug, ihm zu zürnen. Allein nachdem ihm Montmorin Aufschlufs über Mirabeaus verborgene Thätigkeit gegeben und ihm die grofse Denkschrift vom Dezember zu lesen erlaubt hatte, entschlofs er sich, mit dem Manne, der ihm schon beim Beginne der Reichsstände eine so grofse Überraschung bereitet hatte, zusammenzutreffen[2]). Von zehn Uhr abends bis zwei Uhr morgens

---

[1]) Aus Städtler III, 48. 49 geht hervor, dafs solche im Arenbergschen Archive noch vorhanden, von Bacourt aber nicht abgedruckt worden sind. Es war mir leider unmöglich, Einsicht in sie zu erlangen.

[2]) Nach Montmorins Briefen an Mirabeau vom 10. und 11. Februar 1791 (Bacourt II, 224) war die Zusammenkunft schon für den 10. Februar geplant gewesen, kam aber wegen Mirabeaus Unwohlsein nicht zu stande. Nach Malouet: Mémoires II, 4, erfolgte sie am 11. Februar. Es ist indessen kaum zu glauben, wie unzuverlässig Malouets Angaben sind. Er läfst z. B. II, 10 die „société monarchique“ vor seiner Zusammenkunft mit Mirabeau untergegangen

redete Mirabeau auf ihn ein. Mit seinen blutunterlaufenen Augen, von Fieberschauern geschüttelt, in Schweifs gebadet, erschien er ihm wie ein furchtbarer Dämon. Aber niemals hatte er das Feuer seiner Beredsamkeit so sehr bewundert wie in dieser Nacht. Seine Stimme, seine Gesten, die Eindringlichkeit seiner Vorstellungen erschütterten Malouet. Er schwor alle seine Vorurteile ab und erklärte sich bereit, sich ganz seiner Leitung zu überlassen. Schon war aus der Mitte der Versammlung heraus gesagt worden, es sei nötig, mit ihren Sitzungen ein Ende zu machen und durch „neue vorurteilsfreie Männer das Verfassungswerk von den Flecken der Leidenschaft zu reinigen". Schon war von diesem und jenem ein bestimmter naher Termin in Aussicht genommen worden, an dem die „Nachfolger" ihre Arbeiten beginnen sollten[1]). Wenn Malouet das Centrum dabei festhielt, und dieser Gedanke den Gemäfsigten der Rechten und der Linken annehmbar gemacht werden konnte, so war für die Einleitung von Mirabeaus Feldzugsplan schon viel gewonnen.

Währenddessen wurde wenigstens auch der Anfang gemacht, sich in Fühlung mit der öffentlichen Meinung zu erhalten und sie systematisch nach einer bestimmten Richtung zu leiten. Zwar in den Provinzen war, wie La Marck in einem an Mercy gerichteten Schreiben klagte, noch nichts gethan. Es war bis Ende Januar noch kein Reisender abgegangen und noch keine offiziöse Druckschrift versandt worden. Aber in Paris war für die bedeutenden Geldmittel, die der Hof auswarf, einiges geschehen. Mehrere Journalisten waren gewonnen worden. Einer der Sekretäre der Jakobiner, Bonne-Carrère, ehemaliger Infanterielieutenant, danach Agent Vergennes' in Afrika, Indien und verschiedenen Ländern Europas, war heimlich in Montmorins

---

sein, verlegt S. 5 die Debatte über das Recht des Krieges und des Friedens (vom Mai 1790) nach derjenigen vom 13. November 1790, übersieht, dafs das Wort „Silence aux trente voix" erst am 28. Februar 1791 gesprochen wurde, sagt S. 17: „dès le lendemain il fut alité et ne s'est plus relevé". Da er sich selbst in chronologischen Daten ganz auf sein mangelhaftes Gedächtnis verläfst, ist ihm im Sachlichen nicht mehr zu trauen. Ich lege daher, im Gegensatze zum Herausgeber seiner Memoiren, zu Sybel, Oncken und anderen, auf die Abweichungen seiner Mitteilungen II, 11—15 von Mirabeaus siebenundvierzigster Denkschrift kein Gewicht. Die Notiz, betreffend die „douze députés", spricht auch dafür, dafs er 1791 dies und kein anderes Mémoire vor sich gehabt hat.

[1]) Z. B. Arch. parl. XXI, 560. 749.

Dienste getreten. Mirabeau kannte ihn von seinen Reisen her und stand mit ihm in regem Verkehre[1]). Auch das „Atelier" der hauptstädtischen Geheimpolizei unter Talon und Sémonville war eingerichtet. Zuerst hatte es einige Schwierigkeiten gemacht, mit Talon, dem Hauptunternehmer, ins reine zu kommen. Er that sehr wichtig mit dem Besitze eines Papieres, das noch aus den Händen des unglücklichen Favras stammte, weil es, wie er meinte, die Königin blofs stellen könnte. Nach dem Zeugnisse La Marcks, der das Original zu Gesicht bekam, war es „fast nichts". Doch gab er zu, dafs die Geheimhaltung des Aktenstückes ein Dienst gewesen, der einer Belohnung wert sei. Talon glaubte als solche die Stelle eines Schatzmeisters der Civilliste beanspruchen zu können, und dies um so entschiedener, da ja aus dieser Quelle die grofsen Summen, deren er benötigte, herfliefsen sollten. Zum mindesten wollte er einen seiner Freunde auf diesen Vertrauensposten erhoben wissen. Endlich beruhigte er sich mit der Berufung Laportes, über dessen Freigebigkeit er nicht zu klagen hatte, begann Berichterstatter anzustellen, die Tag für Tag dem fiebernden Paris gleichsam den Puls fühlten, und suchte namentlich den Führern der radikalen Klubs entgegenzuwirken.

Inzwischen bot sich noch von einer anderen Seite ein Bundesgenosse. Mirabeau hatte bei seinen Plänen immer den Marquis de Bouillé in Metz mit seiner Truppenmacht ins Auge gefafst. Nur dafs er nichts von einer Flucht des Königs unter die Kanonen dieser östlichen Festung wissen wollte, sondern umgekehrt Bouillés Streitmacht im Inneren des Landes, wo immer, nach Abschüttelung des hauptstädtischen Zwanges, dem Hofe die Freiheit des Daseins sich böte, als Deckung für alle Fälle annahm. Nach langem Zögern entschlofs sich Ludwig XVI., einen Vertrauensmann zu Bouillé zu senden, um ihn in Mirabeaus Pläne einzuweihen. Es war niemand anders als La Marck, dem die Begleitung einer nach Deutschland zurückreisenden Schwester als Vorwand diente, auf seinem Wege Metz zu berühren. Der König hatte Bouillé auf diesen Besuch vorbereitet, ohne gerade eifriges Eingehen in Mirabeaus Ideen zu äufsern. „Ich bezahle

---

[1]) Masson: Le département des affaires étrangères pendant la révolution 1877 S. 157, namentlich nach den Memoiren der Herzogin von Abrantès I, 168, 178. Pallain, La mission de Talleyrand à Londres. 1889 s. Register.

ihn teuer," schrieb er dem General, „glaube aber, dafs er mir Dienste leisten kann. Sie werden in seinem Plane vielleicht brauchbare Dinge finden. Hören Sie diesen Plan an, ohne sich zu tief darauf einzulassen, und teilen Sie mir Ihre Bemerkungen darüber mit." Was Bouillé von La Marck bei dessen Durchreise nach Strafsburg in einem ersten kurzen Gespräche erfuhr, deckte sich teilweise mit Mirabeaus grofser Denkschrift vom vorausgehenden Dezember und ergänzte sie. Hier war neben schon Erwähntem von einer Adresse die Rede, welche in den Departements unterzeichnet werden sollte, um die Revision der Verfassung durch eine neue Versammlung zu fordern. Auf sechsunddreifsig Departements glaubte Mirabeau nach La Marcks Versicherung schon zählen zu können, und Bouillé sollte sich für sechs weitere verbürgen. Hier wurden auch Compiègne oder Fontainebleau als neue Residenz in Vorschlag gebracht. Mirabeau wollte sich anheischig machen, die Reise des Hofes dorthin zu ermöglichen. Bouillé sollte seine Kerntruppen als Schutz zur Verfügung stellen.

Dem Generale leuchteten, wenn man seinen Memoiren Glauben schenken darf, Mirabeaus Pläne ein. Er will sie denen der Flucht des Hofes in eine Grenzfestung vorgezogen und in diesem Sinne an den König geschrieben haben[1]). Seine eigene Stimmung war freilich nichts weniger als gehoben. Er machte vor La Marck kein Geheimnis daraus, dafs seine Soldaten gröfstenteils vom Geiste der Revolution angesteckt wären, klagte bitterlich über den neuen, jakobinisch gesinnten Kriegsminister und erklärte, dafs er am liebsten den Dienst verlassen möchte. Als La Marck von Strafsburg zurückkehrte, gleichfalls verstimmt wegen der dort sehr bemerklichen jakobinischen Einwirkungen, berichtete ihm Bouillé von einem Briefe seines Verwandten Lafayette, aus dem sich unschwer herauslesen liefs, dafs dieser auf Mirabeaus und La Marcks Schritte genau Acht gab. Ohne Zweifel waren diese beiden unter den „schlechten Köpfen" gemeint, vor deren „geheimnisvollen Intriguen" der Briefschreiber den Adressaten durch die Blume verwarnte. Das hatte ihn jedoch nicht an Versuchen gehindert, sich dem schlechtesten dieser schlechten Köpfe selbst wieder zu nähern. Schon vor La Marcks Abreise hatte er durch seinen Freund Emmery den gleich gehafsten wie

---

[1]) Bouillé: Mémoires I, 200 „Je fis part au roi de mon opinion sur ce projet que je préférais à celui de sa retraite à Montmédy."

gefürchteten Mirabeau zu einer zwanglosen Besprechung bitten lassen. Mirabeau wollte, nach allem, was zwischen ihm und Lafayette vorgefallen war, nicht ohne „beeidigte Zeugen“ mit ihm reden. Sollte Emmery der Sekundant Lafayettes sein, so La Marck der seinige. Indessen erst am 8. Februar, als La Marck eben Paris verlassen hatte, war Mirabeau in Emmerys Wohnung durch Lafayettes Erscheinen überrascht worden[1]). Lafayette soll sehr entgegenkommend, Mirabeau aber sehr wortkarg gewesen sein. Man schied mit der gegenseitigen Zusage, sich nötigenfalls weiter besprechen zu wollen, jedoch ohne irgend welche bindende Verabredung.

Lafayette hatte durchfühlen müssen, wie sehr Mirabeau sich ihm überlegen dünkte. Mirabeau wies es in der That weit von sich, wie vor Zeiten sich um die Allianz mit dem General zu bewerben. Die Nachrichten, die La Marck nach neuntägiger Abwesenheit zurückbrachte, hoben sein Selbstgefühl noch mehr. Bouillés Vertrauen schmeichelte ihm, und er entwarf schon im Kopfe die Proklamation, die der König an die Nation richten sollte, sobald er aufserhalb von Paris in Freiheit wäre. Bald genug mufste er jedoch erfahren, dafs es noch immer bedenklich sei, Lafayettes Unterstützung zu entbehren, und dafs der Hof mifstrauischer als zu irgend einer Zeit überwacht werde. Schon am 15. Februar war ihm die begehrenswerte Stelle des Procureur-Syndic im Departement von Paris entgangen. Zwar hatte sich Danton, sein Kollege, unter den sechsunddreifsig Administratoren in einer „pomphaften Rede“ für ihn bemüht. Auch der getreue Frochot, dem wichtige Verbindungen zu Gebote standen, hatte es nicht an sich fehlen lassen. Aber Lafayettes Einflufs war stärker, und sein Freund Pastoret, ein Jurist von Ruf, wurde gewählt. Noch hoffte Mirabeau, Präsident der Sechsunddreifsig und damit auch ihres Verwaltungsausschusses, des Direktoriums, zu werden. Als sie sich aber am 18. Februar in einem Saale der früheren Intendantur als „Conseil général“ konstituierten, erhielt Mirabeau nur acht Stimmen gegen den ehemaligen Herzog von Larochefoucauld, gleichfalls einen von Lafayettes Vertrauten. Wenn er fünf Tage nachher, wie Sièyes, wenigstens eines der Mitglieder des Direktoriums wurde, so dankte er dies, falls Des-

[1]) Die Angabe „le lendemain du départ du comte La Marck“ bei Bouillé I, 211 wird korrigiert durch Städtler III, 39.

moulins Glauben zu schenken ist, einzig den Anstrengungen Dantons. Aber der Herausgeber der „Revolutionen von Frankreich und Brabant“ versäumte nicht, hinzuzufügen, Mirabeau wolle davon nichts wissen, wie ihm denn überhaupt nicht recht zu trauen sei.

Gleichzeitig sah er sich von anderer Seite mit Schärfe angegriffen. Kersaint, einer der Angesehensten unter den Sechsunddreifsig, berühmt als tapferer Seesoldat und geistreicher Schriftsteller, derselbe, der später als einer der girondistischen Märtyrer in den Tod ging, suchte in einer eigenen Druckschrift zu beweisen, dafs ein Mitglied der Nationalversammlung nicht im Direktorium eines Departements sitzen dürfe. Er behauptete sogar, Mirabeau und Sièyes hätten anfangs erklärt, eine Wahl ins Direktorium nicht annehmen zu wollen, sich über Nacht aber eines anderen besonnen. Er stellte diesen „Menschen ohne Grundsätze und ohne Charakter“ dem felsenfesten Alexander Lameth gegenüber, dem freilich dieser und jener nachsagte, er habe nur deshalb verzichtet, weil er doch keine Aussicht gehabt habe, gewählt zu werden. Das Journal der Jakobiner verfehlte nicht, Kersaints Schrift rühmend zu erwähnen[1]).

Mirabeau liefs sich durch alle diese Feindseligkeiten nicht anfechten. Als Mitglied des Direktoriums war er sicher, seine Stimme zur Geltung bringen zu können und zwar zunächst in einer Adresse an die Nationalversammlung und an den König, mit deren Abfassung die Sechsunddreifsig ihn betrauten. Aber noch ehe er sie entwerfen konnte, brach das Unwetter los, das er hatte aufsteigen sehen, sobald ihm die Reisepläne der königlichen Tanten zu Ohren gekommen waren, und forderte alle seine Kräfte zur Abwehr auf. Schon am 18. Februar war die Korrespondenz der Behörden des Departements Côte d'Or mit dem Ministerium in Sachen der bevorstehenden Durchreise von Mes-

---

[1]) Madame G. an Romilly 18. Februar 1791 (Life of Sir S. Romilly I, 16). La Marck an Mercy 23. Februar 1791. C. Desmoulins: Révolutions No. 65 S. 603, No. 67 S. 55. Auch Brissot S. 390 behauptet, Mirabeau habe Dantons Hilfe seine Wahl ins Direktorium verdankt. Passy: Frochot, S. 67—70. Lettre de M. Kersaint à M. de Mirabeau à l'occasion de l'élection du Directoire du Département de Paris 19 S. Bibl. nat. Lb. 39. 4729. Comptes rendus administratifs du département de la Seine 1791. Arch. nat. F. c. III. Série 13. Journal des amis de la constitution No. 15 S. 93.

dames der Nationalversammlung vorgelegt worden. Die Einsender hatten die Aufforderung hinzugefügt, beim Könige Schritte gegen das beunruhigende Unternehmen zu thun. Am 20. war ein kurzes Schreiben des Königs zur Mitteilung gekommen, in dem er sein Bedauern darüber aussprach, dafs seine Tanten, wie er erfahre, den Tag zuvor Paris verlassen hätten, jedoch bemerkte, er habe sie der Freiheit jedes Franzosen, zu gehen, wohin er wolle, nicht berauben können. Sofort hatte Camus beantragt, die Civilliste während der Abwesenheit von Mesdames um den für sie ausgeworfenen Betrag zu kürzen. Man war nach einigem Lärm über diese kleine Bosheit zur Tagesordnung gegangen. In der folgenden Sitzung aber hatte Barnave darauf gedrungen, der Verfassungsausschufs solle in kürzester Frist seinen Entwurf eines Gesetzes über die Pflichten der königlichen Familie vorlegen. Barnave hatte angedeutet, dafs es sich weniger um die beiden alten Damen handle als um andere Personen.

Seit Wochen hatten die Jakobiner Fluchtpläne des Hofes denunziert. Die Phantasie der Massen war dadurch aufs höchste erregt worden. Bald sollten sich in den königlichen Stallungen zu Versailles grofse Reisewagen, bald auffallend viele Pferde vorgefunden haben; der Dauphin sollte in Verkleidung von den Tanten Ludwigs XVI. mitgenommen, der Graf von Provence im Begriffe sein, ihnen zu folgen. Auf eben diesen hatte Barnave, wennschon ohne seinen Namen zu nennen, angespielt. Daraufhin hatte sich am folgenden Tage ein Volkshaufe gegen den Luxemburgpalast, die Residenz von Monsieur, in Bewegung gesetzt, und ihm das Versprechen abgezwungen, den König nicht verlassen zu wollen, worauf er sich zur Bekräftigung seines Versprechens sofort unter grofsem Zulauf in die Tuilerieen begab. Auf deren Überwachung hatten die Massen es in erster Linie abgesehen. Sie drangen durch die Gitter in den Hof ein und konnten nur mit Mühe durch Baillys Zureden und Lafayettes bewaffnete Scharen entfernt werden. „Abscheuliches Ungeheuer," rief Fréron in seinem Journale dem Kommandanten der Nationalgarde zu, „kann man sich verheimlichen, dafs diese ganze kriegerische Rüstung nur entfaltet worden ist, um die königliche Familie mit Gewalt zu entführen?"

Es war alles so gekommen, wie Mirabeau es Marie Antoinette in seiner Note vom 3. Februar vorausgesagt hatte: „Die Böswilligen werden die Abreise von Mesdames für ein sicheres Vor-

zeichen der Abreise des Königs ausgeben, und die Aufwiegler werden den Vorwand für eine neue Erhebung des Volkes darin finden. . . . Die Bewegung kann sich bis zum Schlosse fortpflanzen, und wenn man in einer Strohhütte wohnt, mufs man Sturm und Feuer fürchten.“ Der erschreckte Montmorin suchte Rat bei ihm, was weiter zu thun sei, ob der König ein neues Schreiben an die Versammlung richten, ob er den Versuch wagen solle, sich aufserhalb des Schlosses zu zeigen, und Mirabeaus erfinderischer Geist zog sofort eine Reihe von Verhaltungsmafsregeln in Erwägung.

Inzwischen aber entstand eine neue Verwicklung, als man erfuhr, die hohen reisenden Damen seien mit ihrem Gefolge, trotz ihrer vom Könige und vom Minister des Auswärtigen, Montmorin, ausgestellten Pässe, unterwegs angehalten worden. Zuerst war ihnen dies in dem Städtchen Moret unweit Fontainebleau begegnet, wo ihnen nur das drohende Erscheinen eines Dragonertruppes Luft gemacht hatte. Dafs ein Verwandter Montmorins diese Dragoner kommandierte, erschwerte den Thatbestand in den Augen aller derer ungemein, die den patriotischen und wachsamen Bürgern von Moret völlig Recht gaben. Als die Sache in der Sitzung der Nationalversammlung vom 23. Februar zur Sprache kam, konnte man zwar dem Minister des Auswärtigen, der es für nötig hielt, sich durch ein Schreiben zu rechtfertigen, nichts anhaben. Aber man beschlofs, den Kriegsminister Duportail darüber zu interpellieren, wer den Dragonern Befehl zum Einschreiten gegeben habe. Nichts konnte Mirabeau erwünschter sein als ein solcher Vorstofs gegen einen Mann, dem Lafayette und die Jakobiner bis dahin gemeinsamen Schutz boten. Gelang es, ihn zu verdrängen, so gewann möglicherweise auch Bouillé für seine Bewegungen mehr Freiheit. Duportail erkannte die Gefahr und teilte der Versammlung schon am folgenden Tage brieflich mit, er habe an den Vorgängen von Moret nicht den mindesten Anteil. Allein Mirabeau wollte ihn nicht loslassen und hoffte zugleich, sich für den weiteren Verlauf der Sitzung den Rücken zu decken. Er verlangte demnach Aufklärung darüber, von wem den Dragonern Befehl zu ihrem „unglaublichen Angriffe auf das Territorium von Moret“ zugegangen sei. Die Rechte protestierte, rühmte die Linientruppen, weil sie ihrem Eide gemäfs gehandelt und „die Prinzessinnen gegen Pöbel beschützt hätten“, konnte jedoch die Annahme von Mirabeaus Antrag nicht hindern.

Durch seine geschickte Taktik erreichte er aber weit mehr. Vor Beginn der Sitzung hatte ihn Montmorin hilfesuchend wissen lassen, Mesdames seien zum zweitenmale, in Arnay-le-Duc, festgehalten worden. Sie hatten sofort Narbonne, der sich in ihrem Gefolge befand, nach Paris geschickt und sich, unter Berufung auf ihr Recht als Bürgerinnen, an den Präsidenten der Nationalversammlung gewandt. Es war vorauszusehen, dafs es wieder zu einer stürmischen Verhandlung kommen würde, deren Folgen sich nicht berechnen liefsen. La Marck, dem Mirabeau die Unglücksbotschaft mitteilte, riet ihm, sich offen zum Verteidiger der Prinzessinnen aufzuwerfen, von der Tribüne herab zu erklären, Narbonne sei in ihrem Auftrage zu ihm geeilt, und prophezeite ihm einen Sieg über die Männer der äufsersten Linken. Indessen Mirabeau hatte es nicht nötig, sich soweit vorzuwagen. Wer soeben durch den heftigen Tadel „des unglaublichen Angriffs auf das Territorium von Moret“ eine Probe seiner konstitutionellen Gesinnungstüchtigkeit abgelegt hatte, setzte sich keinem Verdachte aus, wenn er forderte, dafs man diesen neuen Zwischenfall ganz und gar der Entscheidung der Exekutive überlasse, da kein Gesetz die Reise der Tanten des Königs verbiete. So gelang es ihm in der That, Mesdames aus ihrer Gefangenschaft zu befreien, eine Quelle der Verlegenheit für die Regierung zu verstopfen und vor allem nichts geschehen zu lassen, was der Ausführung seiner geheimen Pläne hätte hinderlich sein können.

In der That war es auch jetzt der Mehrzahl sehr gleichgiltig, ob, um mit Menou zu sprechen, „zwei Frauenzimmer lieber in Rom als in Paris die Messe hören wollten“. Das grofse Interesse, welches in Frage kam, bestand vielmehr darin, dafs man wissen wollte, wie es überhaupt mit dem Rechte von Mitgliedern der königlichen Familie stehe, ihren Aufenthalt zu wechseln. Daher eine mehrstündige Debatte, bei der es fast zu Handgreiflichkeiten gekommen wäre. Daher die lebhaften Warnungen der beiden Lameth vor den Feinden der Revolution und die Forderung von Camus, der König solle keinem seiner Angehörigen mehr eine Reise gestatten, ehe nicht das durch die Petition der hauptstädtischen Sektionen hervorgerufene Dekret zur Annahme gelangt sei, welches Chapelier Tags zuvor namens des Verfassungsausschusses verlesen hatte. Gegen Abend kam es wieder zu einem Tumulte in unmittelbarer Nähe der Tuilerieen. Das Volk erfüllte schreiend Garten und Höfe des

Schlosses, wollte dem Könige ein Verbot der Weiterreise seiner Tanten abzwingen und wich erst vom Platze, als es der Bajonette und Kanonen der Nationalgarde ansichtig wurde. Mirabeau, vom Essen abgerufen und mit ein paar Bekannten herbeieilend, soll durch eine Ansprache gleichfalls zur Beruhigung der tobenden Masse beigetragen haben[1]). Das Direktorium des Departements hatte den Bericht des Maire nicht abgewartet, um zu beschliefsen, durch eine Proklamation die Erhaltung der öffentlichen Ordnung einzuschärfen. Auch dieses Aktenstück sollte Mirabeau abfassen[2]). Er war, wie Desmoulins spöttisch meinte, gleichsam „der Minister von Paris" geworden.

Als er am folgenden Tage in der Nationalversammlung erschien, fand er wieder neuen Zündstoff in ihr aufgehäuft. Der Dekretentwurf des Verfassungsausschusses, über den Chapelier am 23. Februar berichtet hatte, stand zur Beratung. Chapelier hatte schon an jenem Tage erklärt, die Verbindlichkeiten der Herrscherfamilie im allgemeinen könne man erst später abgrenzen, wenn ein Regentschaftsgesetz und was damit zusammenhänge, vorliege. Zunächst handle es sich darum, die Pflichten der öffentlichen Beamten zu bestimmen. Friedrich der Grofse hatte sich den ersten Diener des Staates genannt. Der Verfassungsausschufs nannte den König Frankreichs den „ersten öffentlichen Beamten". Er wollte keinen Zweifel darüber bestehen lassen, dafs dieser erste Beamte, wenn die Nationalversammlung tage, seine Residenz stets „im Bereiche derselben" haben müsse. Auch sprach er es im letzten Artikel seines Dekretes aus, dafs jeder Beamte, der den aufgenommenen Bestimmungen zuwiderhandle, so betrachtet werden solle, als habe er auf seine Stelle verzichtet. Für die erbberechtigten Mitglieder der königlichen Familie sollte vorkommenden Falles der Verzicht auf die Nachfolge angenommen werden. Der König war nicht genannt, aber es war klar, dafs er, um den Titel des ersten Beamten zu behalten, gezwungen sein sollte, auf seine Freiheit zu verzichten. Die Rechte fühlte das sofort heraus. „Der König," sagte La Galissonière,

---

[1]) Marc-Monnier: Un aventurier Italien du siècle dernier. Le comte Gorani d'après ses mémoires inédits. Paris 1885, S. 166, vgl. im Anhange II den Auszug aus Goranis Memoiren. Allein Gorani ist nicht recht zu trauen, wie er denn häufig nachweisbar falsche Daten angiebt.

[2]) Arch. nat. F. c. III. Série 13.

„soll zu ewigem Gefängnisse verurteilt sein.“ Cazalès und Maury forderten Vertagung, Montlosier rief dazwischen, man möge das Dekret ins Feuer werfen. Auf der anderen Seite verlangte Barnave, dafs mindestens den Mitgliedern der königlichen Familie durch eine provisorische Bestimmung verboten werde, sich den Emigranten anzuschliefsen, die Frankreich feige verlassen hätten.

Darüber erfolgte wieder ein Durcheinander lärmender Demonstrationen, in dem der Präsident Duport trotz wiederholter Eingriffe vollständig die Zügel verlor. Die Rechte sprang auf zum Schwure der Treue gegen den König, behauptete, Duport wolle diesem Eide den Eid auf die Verfassung entgegensetzen, und war kaum dahin zu bringen, Mirabeau ein paar Minuten Gehör zu schenken. Endlich zu Worte gekommen, nahm er seinen Vorteil wahr, ein politisches Glaubensbekenntnis abzulegen, das dazu bestimmt war, auf das ganze Land Eindruck zu machen. „Es ist eine schwere Beleidigung,“ rief er der Rechten zu, „unsere Achtung vor dem Eide der Treue gegen den König in Zweifel zu ziehen. Dieser Eid gehört der Verfassung selbst an. Für diese Erklärung werde ich den Kampf mit der ganzen Welt aufnehmen, entschlossen, jede Art von Faktiösen zu bekriegen, welche die monarchischen Grundsätze angreifen wollen, in welchem Systeme auch immer, in welchem Teile des Königreiches, auf welchem Posten es sei.“ Die Linke jubelte, ohne dafs jeder die Vieldeutigkeit dieser Worte gleich bemerkt hätte. Von der Rechten erhob sich eine Stimme: „Vernichten Sie die Jakobiner, und wir werden Frieden haben.“

Nun erst gelangte die Debatte wieder in ein ruhigeres Fahrwasser. Die Frage war, ob man Barnaves Vorschlag oder den des Verfassungsausschusses annehmen solle. Das eine hätte so wenig in Mirabeaus Pläne gepafst wie das andere. Auch eine Vertagung der Beratung nur bis zur nächsten Sitzung, wie Chapelier sie zugeben wollte, konnte durchaus nicht nach seinem Sinne sein. Für ihn mufste es darauf ankommen, Zeit zu gewinnen. Wenn das ganze Gelingen seiner Entwürfe von der Entfernung des Königs aus Paris abhing, so war es unumgänglich nötig, die verfänglichen Fragen, die soeben die Geister entflammt hatten, so lange wie möglich ruhen zu lassen. Er bestand daher auf Vertagung, bis ein Gesetzesvorschlag über die Regentschaft und über die Erziehung des Thronerben ausgearbeitet

unterschieden: „einfache Bürger, die leben können, wo sie wollen“, „Beamte“, die nach bestimmter Frist ihren Gehalt verlieren, erbberechtigte Angehörige der Dynastie, die als Privilegierte gegenüber den einfachen Bürgern gehalten sein sollten, binnen eines Monats den Eid auf die Verfassung zu leisten. Dafs er jetzt, gewitzigt durch die jüngst erlebten Kämpfe, von dieser letzten Klasse ebensowenig sprach, wie von der ersten, mufste die Erbitterung der äufsersten Linken aufs höchste steigern. „Jeder Bürger“, erklärte Reubell, „der im gegenwärtigen Augenblicke nicht ins Vaterland zurückkehrt, verzichtet auf den Schutz, den die Gesellschaft seinem Eigentume und seiner Person zugesichert hat.“

Wohl oder übel mufste sich Chapelier dazu verstehen, die Mifsgeburt des Verfassungsausschusses vor Augen zu stellen. Was man nun aber als Frucht eines zweitägigen Nachdenkens kennen lernte, rechtfertigte die schlimmsten Befürchtungen. Die Nationalversammlung sollte in Zeiten der Gefahr für eine bestimmte Frist einen Ausschufs von drei Mitgliedern ernennen dürfen, der in erster und letzter Instanz darüber zu entscheiden hätte, wer auswandern dürfe und wer von den Emigranten zurückzukehren habe. Zuwiderhandelnde sollten als Rebellen mit Verlust ihrer Bürgerrechte und ihrer Güter bestraft werden. Über den Vorschlag eines Ausnahmegesetzes der Art durfte, wie d'André bemerkte, nie ein Wort verloren werden, wenn nicht augenblicklich alle Franzosen zur Flucht gezwungen werden sollten. Noch eindringlicher sprach Mirabeau, dem d'André seinen Platz auf der Tribüne abtrat: „Ich würde mich, das schwöre ich, in meinen eigenen Augen jedes Eides der Treue gegen Gesetzgeber für entbunden erachten, welche die Infamie begingen, eine solche Diktatur zu errichten.“ Und als Murren den Beifall zu ersticken suchte: „Wahrlich, die Popularität, nach der ich gegeizt habe, und deren ehrenvoller Genufs mir so gut wie irgend einem anderen zu Teil geworden, sie ist kein schwaches Schilfrohr, sie ist eine Eiche, deren Wurzeln ich tief in der Erde, das heifst in der unzerstörbaren Grundlage der Prinzipien von Vernunft und Gerechtigkeit eingraben will. Ich wäre vor mir selbst entehrt, wenn ich in irgend einem Augenblicke meines Lebens davon ablassen würde, das angemafste Recht zu bekämpfen, ich sage nicht, eine Polizeimafsregel zu treffen, aber ein Gesetz dieser Art gegen die Auswanderung und gegen die Auswanderer zu

beschliefsen. Einem solchen Gesetze, das schwöre ich, würde ich nie gehorchen.“ Er wiederholte den Antrag des Überganges zur Tagesordnung, „da kein Gesetz in Sachen der Emigration mit der Verfassung in Einklang gebracht werden könne“.

Eine Verurteilung der radikalen Forderungen in dieser absprechenden Form erschien der Linken aber doch zu scharf. Aus ihrer Mitte stellte Vernier den Gegenantrag, die Verhandlung über die Vorschläge des Verfassungsausschusses zu vertagen und inzwischen nochmals durch alle Comités prüfen zu lassen, ob kein mit der Verfassung übereinstimmendes Emigrantengesetz hergestellt werden könne. Die Frage, ob Verniers oder Mirabeaus Antrag die Priorität erhalten solle, eine Frage, die mehr als formeller Natur war, rief wieder die leidenschaftlichsten Ausbrüche hervor. Aus der Umgebung des Triumvirates Duport-Barnave-Lameth schallte es Mirabeau entgegen, er mafse sich eine diktatorische Gewalt über seine Kollegen an. Er antwortete denen, die ihn unterbrachen: „Ich habe mein ganzes Leben lang den Despotismus bekämpft und werde ihn immer bekämpfen.“ Als man ihn noch nicht anhören wollte, schleuderte er den Gegnern die Worte zu: „Ruhe bei den dreifsig Stimmen.“ Einen gröfseren Anhang wollte er den Triumvirn nicht zugestehen. Doch konnte er nicht hindern, das Verniers Antrag dem seinigen vorgezogen wurde. Immerhin war das Ergebnis ein Sieg über die Politik der brutalen Gewalt, deren Anhänger zunächst noch auf die Bundesgenossenschaft der Strafse und der Klubs angewiesen waren.

Der 28. Februar ging denn auch auf diesen beiden Schauplätzen nicht ohne Zusammenstöfse vorüber. Vermutlich war Mirabeau von dem, was sich draufsen ereignete, unterrichtet, als er ironisch vorschlug, man solle dekretieren, bis zur Wiederaufnahme der Debatten, gemäfs Verniers Antrag, „werde keine Zusammenrottung stattfinden“. Seit dem frühen Morgen war nämlich die Masse der vorstädtischen Quartiere in Bewegung. Aufgehetzt durch Marat und andere Journalisten, die ihr Rachepläne des Hofes und der Aristokratie in den grellsten Farben ausmalten, wälzten sich die Massen nach Vincennes. Hier wurden an dem Bauwerke, dessen düstere Gewölbe niemand besser kannte als Mirabeau, soeben einige notwendige Ausbesserungen vorgenommen. Grund genug für die mifstrauischen Bewohner von St. Antoine und der Nachbarschaft, um zu argwöhnen, dafs ein unterirdischer Gang von

der Festung nach den Tuilerieen gegraben und dafs aus dem Turme von Vincennes eine armierte Bastille gemacht werden solle, um die Flucht der königlichen Familie zu decken. Der wütende Haufe drang ins Innere des Gebäudes ein, durchsuchte es von oben bis unten und fing an, die Mauern zu demolieren, als Lafayette mit überlegener Macht sich ihm entgegenwarf. Der General kehrte mit einer Anzahl von Gefangenen nach Paris zurück, hatte aber hier in den Aufsenquartieren noch ein kleines Scharmützel zu bestehen. Nicht genug damit: während seiner Abwesenheit waren ein paar hundert Adlige, um das Leben des Königs und der Königin besorgt, bewaffnet in die Tuilerieen eingedrungen, wo sie Händel mit der Nationalgarde bekommen hatten. Auch hier mufste Lafayette einschreiten, um die Ordnung herzustellen. Er that es nicht, ohne den adligen Herren eine scharfe Lehre zu geben, was ihn denn freilich nicht vor Marats unsinniger Anklage schützte, die Scene im Schlosse wie der Tumult von Vincennes seien von ihm selbst hervorgerufen worden, um den Bürgerkrieg zu entzünden.

Man stand noch ganz unter den Eindrücken dieses Tages, der Debatte in der Versammlung, des Auflaufes in Vincennes, der Reibungen in den Tuilerieen, als sich in später Stunde der geräumige Saal im ehemaligen Kloster der Jakobiner füllte. Mirabeau wufste, dafs seit den letzten Vorkommnissen das Tischtuch zwischen ihm und den Häuptern der Klubisten zerschnitten sei. Sein Bestreben war nur darauf gerichtet, die Masse des Klubs von ihnen zu trennen und sie auf diese Weise unschädlich zu machen. Daher erschien er selbst, um ihnen die Spitze zu bieten. Als er eintrat, hatte Duport eben das Wort ergriffen. Er schüttete zuerst die Schalen seines Zornes über Lafayette aus, bis er sich mit der Wendung, die gefährlichsten Feinde der Freiheit habe man ganz in der Nähe, auf Mirabeau stürzte. Seine Worte lassen sich nicht genau wiedergeben, wie denn überhaupt der einzige ausführliche Bericht dieser denkwürdigen Sitzung, den wir kennen, keinen urkundlichen Wert hat[1]). So

[1]) Révolutions de France No. 67, vgl. No. 72 S. 330. Desmoulins sagt No. 67 S. 92 ausdrücklich: „Aucun journaliste n'a parlé de cette séance des jacobins.“ Nach Mirabeaus Meinung (Brief an La Marck vom 10. März 1791) war No. 67 von Danton abgefafst, was wenig wahrscheinlich ist. Es ist sehr unkritisch, wie das meistens geschehen, dem Berichte der Révolutions de

viel aber läfst sich als wahr annehmen, dafs Duport die eben erlebte Debatte in einer für Mirabeau sehr beleidigenden Weise skizzierte, sich über sein despotisches Gebahren beklagte und und damit schlofs, er bewundere zwar sein Genie, müsse ihn aber als Feind der Freiheit denunzieren. Mirabeau verband seine Selbstverteidigung mit einer Verteidigung des jüngsten Benehmens Lafayettes, die in diesem Kreise sehr ungewohnt war, so gerecht und zielbewufst sie auch sein mochte. Hierauf bestieg Alexander Lameth die Tribüne, um Duports Anklagen zu ergänzen. Wenn Desmoulins' Erzählung Glauben zu schenken wäre, hätte Mirabeau während der langen, an Vorwürfen überreichen Rede Lameths grofse Tropfen von Angstschweifs vergossen, wäre er „mehr tot als lebendig gewesen", ein „moderner Catilina", zermalmt von einem „modernen Cicero". Doch giebt Desmoulins selbst zu, dafs er sich mit „unendlicher Kunst" zur Wehre gesetzt habe. Der schwächste Punkt in Lameths Register von Beschuldigungen war gewesen, dafs Mirabeau von den Jakobinern zum Klub von 1789 übergelaufen und dann wieder zurückgekehrt sei, ohne mit jenem zu brechen. Indem er sich hierüber sehr geschickt aussprach, rifs er viele der Anwesenden zum Beifalle fort. Weit entfernt davon, wie Catilina das Feld zu räumen, was Lameth-Cicero erzwingen zu wollen schien, schlofs er an ein warmes Lob der Jakobiner den Ausruf: „Ich werde bei euch bleiben, bis zum Ostrakismus." Kein Schauspieler hätte einen besseren Abgang finden können. Man klatschte in die Hände, und er konnte den Saal verlassen, im Glauben, die Macht der Führer des Klubs gebrochen zu haben.

Nach aufsen war der Eindruck allerdings kein durchaus günstiger. Der Erzbischof von Toulouse wollte wissen, Mirabeaus Verteidigung sei schwach gewesen. Montmorin wollte dasselbe

---

France, als wäre er ein Protokoll, sklavisch zu folgen. Ebenso ist die immer wieder Lucas-Montigny nachgeschriebene Behauptung, Mirabeau sei nach dem 28. Februar nicht mehr bei den Jakobinern erschienen, aus den Angaben bei Bacourt (Mirabeau an La Marck 4. März 1791) und Städtler III, 77 leicht zu widerlegen. Ein merkwürdiger deutscher Bericht der Klubsitzung vom 28. Febr. 1791 aus K. E. Ölsners Feder findet sich in den Bruchstücken aus den Papieren eines Augenzeugen und unparteiischen Beobachters der französischen Revolution s. l. 1794, S. 36—39. Da er meines Wissens bisher nie beachtet worden ist, lasse ich ihn im Anhange III folgen.

gehört haben und glaubte, Mirabeau werde sich dazu herbeilassen, in der Proklamation des Departements von Paris eine Stelle zu unterdrücken, die sehr ehrenrührig für die Jakobiner klang. In der That hatte ihm Lameth, der das Aktenstück schon vor der Veröffentlichung aus den Protokollen kannte, diese Anzüglichkeit in seiner Rede vorgehalten. Er erinnerte sich ohne Zweifel der unerlaubten Kunstgriffe, die Mirabeau nach der Debatte über das Recht des Krieges und Friedens gebraucht hatte, wenn er hinzufügte, man werde die verdächtigen Worte bald gedruckt lesen können, woferne das Original unverändert bleibe. Jetzt standen die Dinge so, dafs Mirabeau keine Abschwächung für nötig hielt, um so weniger, da er sich gegen Lameth darauf hatte berufen können, er sei ja nur das Sprachrohr der Departementsverwaltung[1]). Man las daher alsbald an den Strafsenecken in der würdigen Ermahnung zur Erhaltung der Ruhe, welche die neue Behörde an die Bürger der Hauptstadt richtete, eine Anklage gegen die, „welche den Patriotismus durch die Vorspiegelung eingebildeter Gefahren aufregen, um die Anarchie zu verewigen". Noch deutlicher waren die Worte: „Diejenigen, welche euch zu Zusammenrottungen treiben wollen, sagen euch ohne Unterlafs, die Verfassung sei in Gefahr und die Feinde der Freiheit wollten die neuen Gesetze angreifen. Aber habt ihr nicht die Nationalgarden, diese trefflichen Schildwachen der öffentlichen Sicherheit? Wollt ihr die Gesetze dadurch verteidigen, dafs ihr sie verletzt?"

Von demselben Geiste waren die Adressen für die Nationalversammlung und für den König beseelt, die Mirabeau im Namen des Departementsrates abgefafst hatte. Die erste verlas er selbst

---

[1]) Die von Lameth gerügte Stelle findet sich zwar nur dem Sinne, aber nicht dem Wortlaute nach, wie er bei C. Desmoulins l. c. S. 81 steht, in der veröffentlichten Proklamation wieder. Allein jenem Wortlaute ist nicht zu trauen, da Desmoulins selbst S. 75 über Lameths Rede nur sagt: „Ma mémoire a retenu quelques traits de ce discours." Montmorin (an La Marck 2. März 1791) spricht irrigerweise von der „suppression de la phrase de la proclamation." Die Proklamation, in den Protokollen des Departements von Paris Arch. nat. F. c. III. Série 13, ist abgedruckt im Moniteur No. 63 und bei A. Schmidt: Tableaux de la révolution française I, 14. Wenn Schmidt nach Buchez meint, Mirabeaus Autorschaft sei damals nicht sicher bekannt gewesen, so widerlegt sich dies durch Révol. de France No. 67 und Révol. de Paris No. 87.

an der Spitze einer Deputation, einen Tag nach dem stürmischen 28. Februar in der Nationalversammlung. „Aus den Trümmern der alten Einrichtungen und Mifsbräuche," hörte man ihn sagen, „hat sich eine faule Hefe gebildet, ein verderblicher Gärungsstoff, den verbrecherische Menschen nicht müde werden, aufzuzuwühlen, um Gift daraus zu entwickeln. Es sind die Faktiösen, die auf die Gefahr hin, die Verfassung zu stürzen[1]), das Volk mit dem Wahne erfüllen, es müsse durch sich selbst handeln, als wäre es ohne Gesetze und ohne Beamte. Wir werden diese schuldigen Feinde seiner Ruhe entlarven und das Volk darüber belehren, dafs, wie unsere wichtigste Aufgabe darin besteht, über seine Sicherheit zu wachen, so die seinige in der Arbeit, die der Frieden befruchtet, im eifrigen Gewerbfleifse, in den häuslichen und gesellschaftlichen Tugenden."

In der Adresse, die dem Könige am 2. März überreicht wurde, war der stärkste Ton darauf gelegt, dafs die Monarchie durch die neue Verfassung eine unzerstörbare Festigkeit gewonnen habe. „Der Thron hatte vorher nur einen trügerischen Glanz, er hat jetzt unerschütterliche Grundlagen. Ein mächtiger Baum bedeckt einen grofsen Raum mit seinem Schatten; seine tiefen Wurzeln erstrecken sich in die Weite, verschlingen sich mit ewigem Felsgesteine. Um ihn zu Falle zu bringen, müfste man die Erde umwühlen. Das ist das Bild des Königtumes in der Verfassung." Das Bild war schön, aber es entsprach durchaus nicht der Ansicht des Malers von der Wirklichkeit der Dinge. Und so war auch in der Wärme, mit der sich Ludwig XVI., die Adresse erwidernd, als treuesten Wächter der Verfassung anbot, mehr Dichtung als Wahrheit zu finden. Dagegen war in dem Ausdrucke seiner Hoffnung auf Unterstützung durch das Departement beim Kampfe gegen Aufwiegler nichts Unaufrichtiges. Wenn von irgend jemandem wirksame Bürgschaften dafür

---

[1]) „Les factieux qui au risque de renverser la constitution," so nach dem Protokolle des Conseil général du Département, dagegen im Courrier de Provence, Moniteur und bei Méjan: „pour renverser la constitution."

[2]) A. Schmidt, der a. a. O. S. 13 und 16 die Adresse an den König und dessen Antwort nach den Protokollen der Departementsbehörde mitteilt, hat übersehen, dafs beide Aktenstücke schon im Courrier de Provence No. CCLXVIII a. E. gedruckt sind.

erwartet werden durften, so war es Mirabeau. Sein Name strahlte auch nach den letzten Vorgängen noch in hellem Glanze. Der englische Gesandte hielt sich daher in diesen Tagen zu dem Urteile für berechtigt: „Wenn die Person des Königs ganz in den Händen Lafayettes ist, so scheint die Regierung rasch in diejenigen Mirabeaus überzugehen“ [1]).

---

[1]) Browning: Despatches of Lord Gower, S. 67, 4. März 1791.

Vierzehntes Kapitel.

Mirabeaus Ende.

So grofsartig Mirabeaus Stellung einem Beobachter aus dem Kreise der Diplomatie auch erscheinen mochte, so schwankend war doch der Grund und Boden, auf dem er sich bewegte. Im Jakobinerklub liefs er sich zwar noch einige Male sehen, aber sein Versuch, die Truppen von ihren Führern zu trennen, schlug fehl. Das Ungeschick Duquesnoys, den Alexander Lameth gleichfalls angegriffen hatte, und der sich in einem heftigen Briefe rächte, verdarb die ganze Wirkung von Mirabeaus Auftreten. Die Klubisten schlossen sich um ihre Häupter zusammen, und eben diese waren und blieben seine erbittertsten Gegner.

Sie liefsen ihn dies, wo sie nur konnten, in der Nationalversammlung empfinden. So schon am 3. März, als das Projekt von Lafarge zur Beratung stand, unter staatlicher Aufsicht und mit staatlicher Unterstützung eine Rentenanstalt zu begründen, die namentlich dazu dienen sollte, dem Unbemittelten ein sorgenfreies Alter zu schaffen. Mirabeau begrüfste den Plan mit enthusiastischem Lobe und ergänzte ihn durch den Antrag, jeder Abgeordnete solle seine Diäten von fünf Tagen opfern, um damit zwölfhundert Familien eine kleine Rente zu sichern. Sofort fiel Robespierre über ihn her mit der Erklärung, Mirabeau gehe darauf aus, ein Bollwerk des öffentlichen Interesses aus dem Wege zu räumen, die Diäten seien den Volksvertretern gegeben, um sie unabhängig zu machen; nicht jeder sei reich genug, um sie entbehren zu können. Noch giftiger war Buzot, wenn er

sagte: „Es ist wichtig, daſs die Leute, die für das Volk arbeiten, vom Volke bezahlt werden; wäre das nicht, so würden sie bald genug von anderen bezahlt werden.“ Was konnte der Mann darauf erwidern, der soeben die Lehre zum besten gegeben hatte: „Sparsamkeit ist die zweite Vorsehung des Menschengeschlechtes“, selbst aber ein üppiges Leben führte, nur weil ihm das Gold aus der Schatulle des Königs zufloſs? Er muſste schweigen und eine Niederlage hinnehmen. Neun Tage später, als der kürzlich in den Tuilerieen erlebte Zusammenstoſs zwischen Nationalgarde und Adligen zur Sprache kam, schnitt Duport seine Frage, ob der Fall einem Gerichte vorliege, als ganz müſsig ab, da es nicht nötig sei, jeden Augenblick an die Gesetze zu erinnern. Er behandelte ihn absichtlich grob, obwohl in der Sache kein Grund dafür vorlag.

Noch übler als in der Versammlung wurde ihm aber in der Presse mitgespielt. Prudhomme fand die Proklamation und die an den König gerichtete Adresse unter aller Würde und stellte seinen Lesern in einem Aktenstücke eigener Erfindung vor Augen, wie Mirabeau hätte sprechen müssen, wenn er sich „als Beamter eines freien Volkes“ gefühlt hätte[1]). Desmoulins erinnerte an Mirabeaus ehemalige Verbindung mit Calonne und meinte, für die damalige Zeit hätte er als Minister gepaſst. „Aber,“ fügte er hinzu, „er hofft, die gute alte Zeit wieder zurückzuführen. Die Antonius und alle Leute derart, die so schön frisiert sind, lieben die freien Staaten nicht[2])“. Das Empfindlichste war, daſs man ihm immer wieder vorrückte, er sei bestochen und für das Gold des Königs zu allem zu haben. Dies war eine unerschöpfliche Fundgrube für Marat und Fréron. In dem Blatte des letzten wurde ein erdichtetes Verzeichnis der kolossalen Summen — alles in allem über zweiundeinehalbe Million Livres — veröffentlicht, die er als Preis des absoluten Veto und so vieler anderer volksfeindlichen Gesetze erhalten haben sollte. Die Bibliothek Buffons figurierte darauf mit 150 000 Livres, obwohl er nur einen Teil dieser Büchersammlung gekauft hatte und nur ein Zehntel des Kaufpreises bis zu seinem Tode bezahlte. Einen anderen Posten bildeten anderthalb Millionen für ein Landhaus bei Argenteuil, das im Februar 1791 von ihm erworben worden war. In Wahrheit

---

[1]) Révol. de Paris No. 87, S. 432—438.

[2]) Révol. de France No. 67, S. 55.

kostete es 50000 Livres, von denen der Käufer noch nicht einen Sou erlegt hatte. Aber die Thatsache, dafs der erst jüngst von seinen Gläubigern Gehetzte sich wie ein Krösus benahm, genügte, und La Marck wufste sehr wohl, warum er gewarnt hatte: „Es wäre besser für Sie, in sechs Monaten Versailles zu kaufen, als jetzt eine Baracke[1])".

Auch die weitere Thätigkeit Mirabeaus im Direktorium des Departements konnte seine Gegner nicht entwaffnen. Von Anfang an betrachtete er als eine wesentliche Aufgabe der neuen Verwaltung, dem wachsenden Notstande in Paris entgegenzuarbeiten. Die Hauptstadt zehrte allerdings am Marke des Reiches, aber es war keine Besserung abzusehen, solange ihr eigener Haushalt in der grenzenlosen Unordnung blieb, die eine Folge der stürmischen Zeiten war, und solange für Tausende von erwerblosen und zugeströmten Arbeitern Nahrung beschafft werden mufste. Als der Stadt jede Hoffnung auf Erhaltung des Oktroi in dem neuen Steuersysteme genommen worden war, wandte sie sich mit der Bitte an die Versammlung, ihr durch Gewährung eines Vorschusses von einigen Millionen aus der bittersten Not zu helfen, wobei sie sich auf das Versprechen einer Provision für die Vermittelung des Verkaufes der Kirchengüter berief. Die Petition hatte der Departementsverwaltung vorgelegen, die sie befürwortete, und eine weitere monatliche Beihilfe empfahl, bis ein Ersatz für das Oktroi gefunden sei. Mirabeau trat, ohne an diesem Zusatze festzuhalten, mit Wärme für die Stadt ein, so bedenklich es auch war, ihr zu gewähren, was so viele andere Gemeinden gleichfalls fordern konnten. Dank seinem entschiedenen Auftreten wurden der Hauptstadt drei Millionen bewilligt[2]).

Noch wichtiger mufste es ihm sein, eine der stärksten Quellen des Übels zu verstopfen: die öffentlichen Werkstätten, in denen für nutzlose Arbeiten ein hoher Tagelohn bezahlt wurde, zu entlasten und damit Elemente aus Paris zu entfernen, die jedem Anreize zur Empörung sehr zugänglich waren. Schon im Frühling des Jahres 1790 hatte die Nationalversammlung den Versuch gemacht, einen Teil der stetig anschwellenden Masse auf

---

[1]) L'Orateur du peuple: Band 5, No. IX, S. 71 No. XXIV, S. 122 (ähnlich schon früher l'Ami du peuple No. 292) vgl. Lucas-Montigny VII, 350.

[2]) Arch. parl. XXIV, 17—22. (10. März 1791) vgl. XXIII, 675—677.

die Provinz abzuwälzen, aber ohne nachhaltigen Erfolg. Mirabeau wollte der Behörde des Departements, in der er saſs, Vorschläge unterbreiten, mit denen er besser zum Ziele zu kommen dachte. Es hat sich unter seinen Papieren eine darauf bezügliche Aufzeichnung vom 7. März 1791 vorgefunden. Wenn er hier u. a. eine Verkürzung des bisher gewährten Lohnsatzes zu empfehlen wagte, so geschah es, weil er dadurch Mittel zu gewinnen hoffte, Kranken, alten Leuten und Kindern das Dasein zu fristen[1]). Die Anlage öffentlicher Speiseanstalten schwebte ihm vor, in denen Reis, Kartoffeln und andere Nahrungsmittel verabreicht werden sollten. „Der Suppentopf des Volkes," rief er ein paar Tage nachher der Nationalversammlung zu, „ist eine der Grundlagen der Reiche." Wenige seiner Kollegen hatten ein so scharfes Auge dafür, daſs der Hunger zu einer der mächtigsten Triebfedern in der Geschichte der Revolutionen werden kann.

Und doch war es gerade die groſse Frage der Beschaffung von Lebensmitteln, welche aufgegriffen wurde, um ihn mit gehässigen Verleumdungen zu verfolgen. Das Direktorium des Departements von Paris hatte, wie es scheint, dem Ankaufe von Mühlen und Magazinen in Corbeil, den die Kommune der Hauptstadt beabsichtigte, widerstrebt. Möglicherweise spielte der Wunsch dabei mit, ein anderes Unternehmen zu begünstigen, das in der Aufstellung von Dampfmaschinen zur Gewinnung des Mehles bestehen sollte. Fréron malte daraufhin sofort aus, daſs dies die Kohlen verteuern, daſs das Wasserwerk von Corbeil in die Hand einer habsüchtigen Gesellschaft übergehen, und daſs die verschmachtende Bevölkerung von Paris alsdann eine „leichte Beute für den Despotismus" werden würde. Für alles Unheil wurde Mirabeau verantwortlich gemacht. „Das Direktorium sieht nur durch die Augen Riquettis, der eine unverschämte Oberherrschaft ausübt. Gierig nach Gold und Reichtümern, steht er an der Spitze der Bande von Wucherern, die sich der Mühlen von Corbeil bemächtigen will. Er hat den Beschluſs des Direktoriums herbeigeführt. Was liegt ihm daran, daſs Paris sich im Todeskampfe windet; daſs es nur von ausgemergelten Gespenstern bewohnt wird; daſs wir mitten in den Schrecken eines unvermeidlichen Krieges, vielleicht einer Belagerung, aus Mangel an Brod die Gebeine unserer Brüder zermalmen und die ausgegrabenen

[1]) Lucas-Montigny VIII, 313.

Leichname verzehren müssen; was liegt ihm daran, dafs eine Mutter die zuckenden Glieder ihres Säuglings verschlingt, wenn er sich nur mit Geld und Assignaten vollstopfen, in seinen Lüsten schwelgen, seinen Koch, seine Maitressen, seinen Tapezierer glänzend bezahlen kann[1])". Man mufs sich erinnern, wie argwöhnisch die Masse in Paris bei allem war, was mit der Frage der Ernährung zusammenhing, um zu verstehen, dafs ihr auch die stärkste Sprache nicht zu stark war.

Zu allen Unannehmlichkeiten, die Mirabeau, bei den Radikalen in Acht und Bann gethan, hinnehmen mufste, kam noch der Ärger über die mangelhafte Ausführung seines grofsen Planes. Montmorin war ihm zu schlaff, sein Einverständnis mit den Abgeordneten, auf deren Mitwirkung er gezählt hatte, erschien ihm zu locker. Am wenigsten zufrieden war er aber mit Talon und Sémonville. Vom ersten meinte er, dafs „Gott auf jede Generation nicht zwei solcher Schurken erschaffe". Er war sehr ungehalten darüber, dafs die Presse nicht besser zu seinen Gunsten bearbeitet werde, und glaubte entdeckt zu haben, dafs man aus Unkenntnis der Personen sogar Widersachern der Monarchie Geld zustecke. Noch immer stand die umfassende Agitation in den Provinzen nur auf dem Papiere. Wenigstens ist nur ein einziger Emissär bekannt, der Mitte März mit geheimen Aufträgen Mirabeaus von Paris aufbrach. Es war Joseph Gorani, der Abkömmling einer Mailänder gräflichen Familie, dessen Leben sich in abenteuerlichem Zickzack bewegt hatte, ehe er zur Zeit der Revolution nach Paris gelangte, durch Condorcet in den Klub von 1789 eingeführt wurde und dort Mirabeau näher trat. Er hatte, wie es scheint, auch die Aufgabe, das Treiben der Emigranten in Italien zu überwachen[2]). Ein Abenteurer, gleich Gorani, aber ein Abenteurer gröfseren Stiles und daher bald darauf in einer gröfseren Rolle weithin sichtbar, Dumouriez, ward gleichfalls damals von Mirabeau in seine Kreise gezogen. Er ward dazu ausersehen, in der neuen Truppe des diplomatischen Personales zu dienen, die Mirabeau zusammen mit Montmorin anwerben wollte[3]).

---

[1]) L'Orateur du peuple, Band 5, No. XXVIII. Bei Ad. Schmidt: Tableaux I, 20 ist leider nur das Stichwort „moulins de Corbeil" zu finden.

[2]) Marc-Monnier: Gorani S. 170 vgl. Anhang II. Mirabeaus Worte (an La Marck) 10. März 1791 „mon homme part" beziehen sich vermutlich auf Gorani. S. Ergänzungen zu seiner Biographie in Fichte's Leben und litterarischer Briefwechsel I, 209. 212. 215.

[3]) Mémoires de Dumouriez II, 100 ff.

Währenddessen war man über den wichtigsten Punkt, ob es gelingen werde, die königliche Familie aus Paris zu entfernen, noch ganz im Unklaren. Die jüngsten Vorkommnisse mufsten jeden Versuch der Art als ein höchst gefährliches Wagnis erscheinen lassen. Zwar hätte ein Unwohlsein des Königs, von dem er sich nur langsam erholte, den Wunsch nach Luftveränderung rechtfertigen können. Aber Journalisten vom Schlage Frérons verfehlten nicht, seine Krankheit für eine Täuschung auszugeben und ihren Lesern zuzurufen, man müsse die Flucht der Östreicherin und derer, die sie am Gängelbande führe, ins Lager der Feinde um jeden Preis verhindern[1]). Wäre jedoch das Wagestück gelungen, die Befreiung des Königs geglückt, so hätte Mirabeaus Wille dabei sicher nicht den Ausschlag gegeben. Dies war das Schlimmste bei so vielen gespannten Verhältnissen, in denen er sich gefangen sah: dafs der Hof ihn Tag um Tag ringen und arbeiten liefs, den Endzweck seines Mühens aber verachtete.

Seine Treue hätte nicht mehr bezweifelt werden sollen, wie denn Laporte, der Intendant der Civilliste, Ludwig XVI. mit gutem Grunde versichern durfte, der Bruch zwischen Mirabeau und den Führern der Jakobiner sei unheilbar. Aber seine Ratschläge waren dennoch in den Wind gesprochen. „Seine Prinzipien" galten, nach dem Ausdrucke Axel Fersens, noch immer als „schlecht"[2]). Wenn der König und die Königin die Stunde der Erlösung herbeisehnten, lag ihnen die Idee doch fern, im Inneren des Reiches an die loyale Bevölkerung der Departements zu appellieren. Sie wollten Schutz suchen hinter den Mauern einer Festung, unweit der östlichen Grenze, wo sie Unterstützung durch die grofsen Mächte zu finden hofften. Wie viel oder wie wenig alsdann von den Wirkungen der Revolution Anerkennung finden sollte, war eine offene Frage. Keinesfalls hatte das Programm des Mannes auf volle Billigung zu rechnen, der am 28. Juni 1789 den Bajonetten Trotz geboten. Mercy war schon Ende Februar überzeugt davon, dafs Montmorin wie Mirabeau ihre ganze Rechnung ohne Marie Antoinette machten[3]). Bouillé erfuhr gegen Mitte März von Ludwig XVI., er gedenke Ende

---

[1]) Z. B. l'Orateur du peuple, Band 5, No. XXVI.

[2]) Laporte an den König 3. März 1791 Arch. nat. (Musée des Archives A. E. II. 1211). Klinkowström: Fersen I, 86.

[3]) Mercy an Kaiser Leopold 25. Februar 1791. Kopie Archiv Wien.

April oder Anfang Mai über Varennes den Weg nach Montmédy einzuschlagen.

Ob Mirabeau diesen Sachverhalt durchschaut hat, bleibt dunkel. Dafs er mitunter die Geduld verlor, ist auch ohnehin erklärlich, zumal ihn die schmerzhaftesten physischen Beschwerden angriffen, wie sie sich seit dem Unterleibsleiden vom Februar 1788 mehrfach wiederholt hatten. Das Leben, das er führte, geteilt zwischen fieberhafter Arbeit und sinnlichen Genüssen, war nicht geeignet, seine Widerstandskraft zu erhöhen. Für körperliche Übungen, denen er früher obgelegen, nahm er sich keine Zeit mehr, und selbst den Weg von seiner Wohnung zur Nationalversammlung legte er meistens zu Wagen zurück. Auch fühlte er, dafs es abwärts mit ihm gehe. Mit Freuden sprach er oft vom nahenden Tode.

Aber, wie um dem Unabwendbaren Trotz zu bieten, stellte er sich und seinen Mitarbeitern stets neue Aufgaben. Wenn einer von ihnen einwarf, es sei unmöglich, fertig zu werden, erwiderte er: „Sprich mir nicht von dem dummen Worte unmöglich.“ Mit Reybaz stand er immer in eifrigem Verkehr, um sich von ihm Entwürfe von Reden herstellen oder verbessern zu lassen. Manches schon früher Angeregte blieb, so viel wir wissen, unausgeführt, wie Abhandlungen über die Duelle, die Todesstrafe, die Auslieferung der Verbrecher von Staat zu Staat. Anderes, das von der Tribüne herab nicht hatte verlesen werden können, erschien noch zu Mirabeaus Lebzeiten unter seinem Namen im Druck, wie ein Vortrag über die Frage der Rentenbesteuerung [1]). Wieder anderes wurde erst später bekannt, wie die Arbeit über das gleiche Erbrecht in direkter Linie, die Talleyrand unmittelbar nach Mirabeaus Tode zur Kenntnis der Versammlung brachte. Man war damals gerührt, „diesen letzten Seufzer“ des abgeschiedenen grofsen Redners zu vernehmen, und Reybaz verschwieg, dafs ihm die Ehre der Urheberschaft gebühre [2]). Die Sache hatte Mirabeau sehr am Herzen gelegen, wie er durch mehrmalige Versuche, sie zur Sprache zu bringen, bewies. Die politische Gleichheit war ihm „ein leeres Wort“ ohne Anerkennung des

---

[1]) Arch. parl. XXI. 207 ff. Anhang zur Sitzung vom 4. Dez. 1790, verglichen mit Plan S. 28, 106—119.

[2]) S. den Vergleich der Reybaz'schen Kladde mit Mirabeaus Rede bei Plan S. 146—171.

Gleichheitsprinzipes im Familienrechte. Aber es gelang ihm nicht, bei Lebzeiten Raum für die Behandlung der Frage zu gewinnen.

Glücklicher war er mit einer anderen gesetzgeberischen Arbeit, bei der ihm Pellenc zur Hand ging. Es handelte sich darum, zu bestimmen, wie es künftig mit den Rechten der Bergwerksbesitzer gehalten werden sollte, deren einer der Graf La Marck war. Als Teilhaber an den grofsen Steinkohlenwerken von Anzin hatte er, wie andere in gleicher Lage, ein grofses Interesse an der Erhaltung seiner Konzession, während eine starke Strömung dahin ging, den Eigentümern der Bodenoberfläche das alleinige Recht an den darunter liegenden Schätzen zuzusprechen. Seit La Marck von seiner Reise zurückgekehrt war, hatte er den Freund gedrängt, sich seiner Sache anzunehmen. Endlich, am 21. März, kam es zu einer ersten Debatte über diesen verwickelten Gegenstand, in welche Mirabeau mit einer grofsen Rede eingriff. Die Entscheidung wurde noch vertagt, aber die bedeutende Wirkung seiner Ausführungen, in denen viel physiokratische Schulweisheit steckte, liefs sich schon bemerken.

In der nächsten Sitzung am 22. März überraschte er die Versammlung durch einen Antrag, der seine Spitze gegen Duportail, den Kriegsminister, richtete. Er hatte ihm schon kurz zuvor in den Debatten über die Reise von Mesdames etwas anzuhängen gesucht und mufste mit Freuden bemerken, dafs selbst die radikalen Journalisten diesem ihrem ehemaligen Lieblinge nicht mehr die Stange hielten. Es klang sehr drohend, wenn er nun plötzlich sofortige Absendung von vier Kommissären verlangte, die von Duportail augenblicklichen Aufschlufs über die „schmähliche Entblöfsung“ der Grenze im Elsafs einfordern sollten. Selbstverständlich war er einer der Kommissäre, welche noch vor Schlufs der Sitzung eine durchaus nicht befriedigende Antwort des Ministers zurückbrachten. Duportail machte sich anheischig, bis Mitte April 16 000 Mann anzusammeln, erklärte aber, darüber hinaus kein Bataillon und keine Schwadron für diese Provinz abgeben zu können. Das war Wasser auf die Mühle aller derer, die sich und ihr Publikum daran gewöhnt hatten, verderbliche Pläne der Regierung und eine plötzliche Invasion der Fremden zu fürchten. Zwar entging Mirabeau selbst nicht dem Vorwurfe Frérons, dafs er „mit dem Sanhedrin der Tuilerieen im Bunde“ dem kaiserlichen Adler die mangelhafte

Rüstung Frankreichs habe verraten wollen[1]). Aber es war ihm doch geglückt, das Ansehen Duportails noch mehr zu schwächen und zugleich die Aufmerksamkeit von Montmorin abzulenken, der gerade damals, von den Jakobinern lebhaft angegriffen, einen schweren Stand hatte. Auch hielt der Kriegsminister es für nötig, schon am nächsten Tage erklären zu lassen, er sei mifsverstanden, binnen zwei Monaten würden über 20000 Mann im Elsafse stehen. Mirabeau konnte der Versammlung diese Berichtigung nicht vorenthalten, fügte aber hinzu, die drei anderen Kommissäre hätten Duportails Worte genau so verstanden wie er.

Möglicherweise sollte Duportail nicht der einzige Minister bleiben, den Mirabeau in Mifsachtung zu bringen wünschte. Wir erfahren, dafs er im Hause Condorcets noch einmal Besprechungen mit Lafayette hatte, bei denen wie ehemals von der Notwendigkeit einer parlamentarischen Regierung, mit anderen Worten der Aufhebung des Dekretes vom 7. November 1789, die Rede war. Auch Siéyes ward ins Geheimnis der Beratung gezogen, die in diese Zeit zu fallen scheint. Zwar hatte sich Mirabeaus Meinung über Lafayette in nichts geändert. Erst kürzlich hatte er in einem Gespräche mit Laporte die Worte fallen lassen: „Lafayette affektiert Anhänglichkeit an den König und an das Königtum, seine Gefühle maskieren den Republikanismus.“ Aber wie der General sich Mirabeau nicht ganz entfremden mochte, so hütete auch er sich, alle Brücken zu ihm abzubrechen. Den Eindruck, den der englische Gesandte von den jüngsten Vorgängen hatte, fafste er in den Satz zusammen: „Herr von Mirabeau scheint beweisen zu wollen, dafs er allein für das Ministerium befähigt sei[2]).“

Mitten in diese letzten Anstrengungen einer sich verzehrenden dämonischen Natur fiel eine mehrtägige Debatte über das Regentschaftsgesetz. Mirabeau selbst hatte dieses am 25. Februar als unerläfsliche Vorbedingung weiterer Mafsnahmen bezeichnet, durch die man im Begriff gewesen war, die freie Bewegung des Königs einzuschränken. Noch jetzt hätte er eine Verhandlung, von der nichts Gutes für die Monarchie zu erwarten war, gerne verschoben gesehen. Daher warnte er, als Thouret am 22. März

---

[1]) l'Orateur du peuple Band 5. No. XXIV.

[2]) Lafayette: II, 498. IV, 9. 47. Browning: Despatches of earl Gower S. 74 (25. März 1791).

im Namen des Verfassungsausschusses den Entwurf des Regentschaftsgesetzes mitteilte, eindringlich vor einer überstürzten Diskussion. Er erklärte sich seinerseits für mangelhaft vorbereitet, was er durch Unwohlsein zu entschuldigen bat. Cazalès stimmte ihm bei und erinnerte daran, dafs in einem ähnlichen Falle das englische Parlament auf die Krankheit von Fox, eines Mitgliedes der Minorität, Rücksicht genommen habe. Allein diese aufsergewöhnliche Zuvorkommenheit des ritterlichen Führers der Rechten gegen Mirabeau gereichte ihm eher zum Schaden als zum Nutzen. Du Pont meinte, es wäre gut, wenn kein grofser Name, heifse er Fox oder Pitt, sondern wenn nur die Vernunft auf die Versammlung einwirke, und sie beschlofs, sich mit dem Gegenstande sofort zu befassen. Augenblicklich zeigte sich, dafs man damit einen glühenden Boden betrat. In den Reden von Maury, Cazalès, Barnave waren freilich allgemeine staatsrechtliche Betrachtungen und historische Rückblicke nicht gespart, aber die Anspielungen auf lebende Persönlichkeiten, die der eine mit günstigen, der andere mit scheelen Augen betrachtete, durchbrachen die theoretische Erörterung. Wenn Maury der Mutter des Dauphin den ersten Anspruch auf die Regentschaft zuerkannte, mufste jeder an Marie Antoinette denken. Wenn er den Fall berührte, dafs der älteste Prinz von Geblüt im Auslande zur Welt kommen könne, mufsten die Blicke auf die Emigranten von königlichem Stamme und die möglichen Folgen der Emigration hingelenkt werden.

Mirabeau hatte sich schon im September 1789 zu der Ansicht bekannt, nur ein in Frankreich geborener Mann dürfe Regent werden (s. o. S. 73). Hieran hielt er auch jetzt fest, und insoweit hätte er gegen die Vorschläge des Verfassungsausschusses nichts einzuwenden gehabt. Aber hinsichtlich einer anderen grofsen Frage machte er Vorbehalte. Der Verfassungsausschufs hatte das Recht der Regentschaft während der Minderjährigkeit des Königs gleichsam als ein erbliches betrachtet. Es sollte dem jedesmaligen volljährigen, nächsten, ältesten Verwandten männlichen Geschlechtes zustehen, vorausgesetzt, dafs er Franzose, Reichsbewohner und nicht präsumtiver Erbe einer anderen Krone sei. Die freie Wahl eines Regenten durch eine eigens hierzu berufene Versammlung nahm der Verfassungsausschufs nur für den Fall in Aussicht, dafs kein männlicher Verwandter des Königs, der den gesetzlichen Anforderungen entspreche, vorhanden sei.

Wie sehr mufste man nun darüber staunen, dafs Maury dem Wahlprinzipe überhaupt den Vorzug gab, während Barnave umgekehrt das erbrechtliche als die Regel gelten lassen wollte. Vermutlich spielten auch hier Rücksichten auf bestimmte Persönlichkeiten mit. Maury mochte hoffen, dafs bei freier Wahl die Stimmen der Königin-Mutter zufallen würden, während Barnave sich schmeicheln durfte, dafs es dem Erbrecht zum Trotze selbstverständlich sein würde, den emigrierten Grafen von Artois auszuschliefsen. Mirabeau forderte, die Debatte solle zunächst auf die Prüfung und Entscheidung dieser Frage, ob Wahl oder gesetzliche Vorausbestimmung, eingeschränkt werden, ohne ein Hehl daraus zu machen, dafs er sich der Ansicht nicht zuneigen könne, derzufolge ein Regent „aus der Hand des Zufalles" angenommen werden müsse. Die Gründe, die für die Erblichkeit der Monarchie sprachen, wollte er hier, wenn das Gesetz die Wahl eng begrenze, nicht gelten lassen. Barnave und Cazalès, die hier unvermutet zusammenstanden, wandten sich gegen ihn, aber gleich diesem widersetzte sich auch jener seinem Wunsche nicht, die Diskussion zu verschieben.

Am folgenden Tage sprach Mirabeau sich weitläufiger aus. Er beklagte sich zunächst darüber, dafs er in den letzten Abendblättern zu einem Verteidiger der Regentschaft durch Wahl gestempelt wäre, obwohl er sich seine endgiltige Entscheidung noch vorbehalten habe[1]). Hierauf entwickelte er, was dagegen sprechen könne, die Regentschaft im voraus an eine einzige Persönlichkeit aus der Dynastie zu binden, betonte aber zugleich, in verfassungsmäfsigen Zuständen komme nicht so viel darauf an, ob man sich für das eine oder andere System entscheide. Endlich schlofs er damit, da es den überkommenen Ideen und Gewohnheiten einmal gemäfs sei, thue man doch besser daran, von der Wahl abzusehen und sich dem Vorschlage des Verfassungsausschusses anzuschliefsen. Dieser gelangte denn auch zur Annahme.

Es ist sehr schwer, sich Mirabeaus Verhalten zu erklären. Hat ihn bei seiner Verteidigung des Wahlprinzipes der Wunsch bewegt, dem Herzoge von Orléans einen Hieb zu versetzen? Fast könnte man es glauben, wenn man seine Worte liest: „Der Zu-

[1]) Hieraus geht hervor, dafs Mirabeaus Äufserungen vom 22. März 1791, wie die Arch. parl. sie wiedergeben, nicht vertrauenswürdig sind. Mehr Vertrauen verdient die Wiedergabe bei Méjan.

fall der Geburt ist zuweilen so blind, dafs man bedauern wird, ihn nicht durch die Wahl verbessern zu können ... Ich brauchte nur zwei Unglücksfälle vorauszusetzen, um mich verständlich zu machen. Wollten wir einen schwachen oder schuldigen oder betrogenen Mann zum Regenten haben, der alsdann durch das Gesetz dazu berufen wäre?" Aber, den Grundsatz der Wahl angenommen, hätte diese Wahl ja eben auf Orléans fallen können, selbst wenn die zwei Brüder Ludwigs XVI. seine Mitbewerber gewesen wären. Oder hat Mirabeaus Phantasie mit dem Gedanken gespielt, ihm selbst könne vorkommenden Falles die Regentenwürde durch die Wähler übertragen werden? Darauf schien Barnave hinzudeuten, wenn er sagte: „Eine Wahl, die einen beliebigen Bürger zur ersten Würde im Staate erhebt, wird immer der Anlafs einer gröfseren oder geringeren Krisis, einer mehr oder weniger tiefgreifenden Korruption des Wahlkörpers sein. Haben wir nicht in den Stürmen der letzten Jahre Leute kennen gelernt, die für einen Augenblick Könige hätten sein können? Wäre ein solcher, als Erwählter des Volkes, infolge seiner ungeheuren Popularität und seiner ungemeinen Talente, nicht fähig, die Verfassung zu stürzen?" Barnave vergafs jedoch, dafs Mirabeau gar nicht von einem „beliebigen Bürger" gesprochen, sondern die Einschränkung des Kreises der Berechtigten vorausgesetzt hatte. Und aufserdem konnte ihm Mirabeau entgegenhalten, wer das Wagnis, die Verfassung zu stürzen, unternehmen wolle, betrete einen Weg, der sicher zum Galgen führe. Am wenigsten verständlich ist es, warum Mirabeau, nachdem er für das Prinzip der Wahl gesprochen hatte, dasselbe schliefslich doch im Stiche liefs. Auch Camille Desmoulins, der übrigens in seinem Auftreten eine feine Persiflage der Versammlung erkennen wollte, konnte sich diesen Widerspruch nicht zurechtlegen[1]).

Vielleicht darf man annehmen, dafs Mirabeau erst während der Debatte ein Licht über die mögliche Tragweite der Entscheidung im einen oder anderen Sinne aufgegangen war. Wurde die erbliche Berechtigung bei der Lösung der Regentschaftsfrage

---

[1]) Révol. de France No. 71. Irrtümlich wird hier S. 262 die oben erwähnte Anspielung Mirabeaus auf Artois bezogen. Eine scharfe Kritik von Mirabeaus Benehmen bei diesem Anlafs giebt auch Brissot im Patriote Français 1791 No. 594.

geleugnet, so konnte das dem Begriffe der erblichen Monarchie selbst eine schwere Wunde schlagen. Schon bei der Fortsetzung der Beratung am 24. März zeigte sich, wie leicht es vom einen und vom anderen mit diesem Begriffe genommen wurde. Man gelangte zur Verhandlung der Frage, wem, in dem seltenen Falle, dafs kein gesetzlich Berechtigter da sei, die Erwählung eines Regenten zustehen solle. Der Vorschlag des Verfassungsausschusses, einzig zu diesem Zwecke von den Aktivbürgern eine eigene Versammlung berufen zu lassen, fand Gegner. Barère, Duport, Barnave wollten dem gesetzgebenden Körper das Wahlrecht zusprechen. Damit gelangte man zu einem endlosen theoretischen Wortgefechte über das Verhältnis von Legislative und Exekutive und über die Möglichkeit, dafs jene sich in eine „Nationalkonvention" verwandeln, somit die Macht an sich reifsen könne, die „Form der Regierung zu verändern". Mit diesem Gedanken war schon mehrfach gespielt worden. „Verflucht sei der Politiker," las man bald danach bei einem Rückblicke auf diese Debatten in Desmoulins' Journal, „der zuerst den Unterschied von Exekutiv- und Legislativ-Gewalt erdachte, von welchem die Alten nichts wufsten ... Die Nation bleibt immer Inhaberin der unveräufserlichen Souveränität. Daraus folgt, dafs sie nach ihrem Willen alle Gewalten verändern, einschränken und zurückziehen kann."

Mirabeau geriet in Schrecken. Er glaubte einem weitverzweigten Plane auf der Spur zu sein, demzufolge die Erblichkeit der Monarchie untergraben werden sollte, und hielt Sièyes für einen der Hauptanstifter dieses Unternehmens. Seine Taktik ging dahin, auf Vertagung einer Diskussion zu dringen, die, wie er fürchtete, eine bedenkliche Wendung nehmen konnte. Die Versammlung setzte denn auch vorläufig die weitere Beratung aller Artikel des Gesetzentwurfes aus, welche sich auf den aufserordentlichen Fall bezogen, dafs es an einem berechtigten Regenten fehlen würde. Zugleich aber erklärte sie sich schon jetzt gegen die Übertragung des Wahlgeschäftes an die Legislative[1]). Dies

[1]) Die obige Darlegung wird die Bedenken zerstreuen, die Oncken, Zeitalter der Revolution I, 344 gegen das Datum von Mirabeaus Brief an La Marck „24. März 1791" geltend macht. Seine Richtigkeit ergiebt sich auch aus La Marcks Antwort. — Der preufsische Gesandte Graf Goltz (Depesche vom 8. April 1791, Arch. Berlin) glaubt andeuten zu dürfen, Mirabeau sei vom Grafen von Provence „bezahlt worden". Bestechung, aber durch den Hof, der



war alles, was Mirabeau erwarten konnte. Mit weniger Spannung beteiligte er sich den nächsten Tag an der Erörterung der Fragen, wann der minderjährige König in den Sitzungen des Conseil erscheinen, wie es beim Antritte seiner Regierung mit der Berufung des gesetzgebenden Körpers gehalten werden solle.

Er fühlte sich schon recht matt und hatte nicht Selbstbeherrschung genug, seinen Leidenschaften einen Zügel anzulegen, der ihnen zu keiner Zeit nötiger gewesen wäre. Es wird berichtet, dafs er bei einem „unvernünftigen Gelage" erschien, dafs er eine Nacht mit zwei Ballettänzerinnen verbrachte, und es liegt kein Grund vor, alles nur für üble Nachrede zu halten. Den 26. März begab er sich nach seinem Landhause bei Argenteuil, um sich in frischer Luft zu erholen. Aber in der Nacht überfielen ihn so heftige Kolikschmerzen, verbunden mit furchtbaren Beklemmungen, dafs es ihn grofse Anstrengungen kostete, am Morgen des 27. nach Paris zurückzukehren. Er hatte jedoch La Marck sein Erscheinen in der Versammlung zugesagt, da die Fortsetzung der Debatte über die Bergwerke auf der Tagesordnung stand. La Marck, bei dem er vorsprach, fand ihn sehr verändert, bat ihn, nicht in die Sitzung zu gehen, erhielt von ihm aber nur die Antwort: „Mein Freund, die Leute werden Sie zu Grunde richten, wenn ich nicht hingehe." Er litt nicht, dafs der Graf ihn begleite, stürzte ein paar Gläser Tokaier hinunter, fuhr in die Sitzung und wirkte hier mit dem Aufgebote aller seiner Kräfte bei einer Abfassung des Gesetzes mit, wie sie seinen Wünschen und La Marcks Interessen entsprach. Nachmittags, als die Sitzung geschlossen war, traf er bleich und schwankend auf der Terrasse der Feuillants mit Lachèze, einem jungen Arzte, zusammen, den er dorthin bestellt hatte. „Sie töten sich," sagte ihm Lachèze, entrifs ihn dem Haufen von Bittstellern und Ratsuchenden, der sich um ihn ansammelte, und brachte ihn in seinem Wagen zu La Marck. „Ihre Sache ist gewonnen," waren Mirabeaus Worte, als er erschöpft auf ein Ruhebett niedersank, „aber ich sterbe."

Lachèze begleitete ihn nach seinem Landgute, wo ihn Frochot und Chamfort erwarteten. Am folgenden Morgen wiederholten

---

erschrocken darüber gewesen sei, dafs Mirabeau alle „seine Versprechungen vergessen", wird auch von Ölsner in den Bruchstücken aus den Papieren eines Augenzeugen u. s. w. 1794, S. 111, angenommen.

sich seine Beschwerden. Er hatte den dringenden Wunsch, Cabanis zur Seite zu haben, den schon damals berühmten Mediziner und Schöngeist, an dessen Umgange er sich seit einiger Zeit erfreute. Ohne zu ahnen, dafs Cabanis im Begriffe war, ihn auf dem Lande aufzusuchen, eilte er mit den Freunden wieder in seine Stadtwohnung auf der Chaussée d'Antin. Dort verschaffte ein Bad ihm so viel Linderung, dafs er sogar wagte, am Abend die italienische Oper zu besuchen. Hier aber packte ihn ein neuer Anfall. Zitternd und röchelnd schleppte er sich an Lachèzes Arm nach Hause, wo ihn Cabanis nachts in elendem Zustande vorfand. Dienstag, den 29. März, schien man Hoffnung auf Besserung schöpfen zu dürfen. Aber Mittwoch steigerten sich Schmerzen und Atemnot. Er glaubte nicht mehr an sein Aufkommen. Als er Kanonendonner hörte, sagte er zu Frochot: „Ist das schon die Leichenfeier Achills?"

Dafs er schwer krank sei, war kein Geheimnis mehr. Sein Haus wurde von erregten Gruppen umlagert, der König liefs sich fortlaufenden Bericht über seinen Zustand erstatten, der Jakobinerklub schickte eine teilnehmende Deputation. Dafs Barnave in ihrer Mitte war, vernahm der Leidende mit Genugthuung; das Fehlen der Lameth gab ihm das bittere, häufig entstellte Wort ein: „Ich hielt sie für sehr ungeschickt, aber nicht für so dumm" [1]). Man darf jedoch kaum wagen, alle die Aussprüche, die ihm in den Mund gelegt wurden, zu wiederholen. Denn, obwohl Cabanis über seine Krankheit Buch führte und Frochot, der sein Lager nur auf Minuten verliefs, Denkwürdiges aufzeichnete, bildete sich eine förmliche Legende über die Einzelheiten seiner letzten Tage. Von einer anderen Äufserung jenes Abends, die dieser Legende angehört: „Ich nehme das Trauergewand des Königtumes mit mir; nach meinem Tode werden die Aufwiegler sich um ihre Fetzen streiten," ist wenigstens die erste Hälfte gut bezeugt. Er gebrauchte jenen Ausdruck, als er hörte, dafs der Pöbel die Gesellschaft der konstitutionellen Monarchisten gesprengt hatte.

---

[1]) So die glaubwürdigste Fassung nach Frochots Papieren s. Passy: Frochot S. 78, wo noch auf C. Desmoulins' Erzählung (Révolutions No. 72) hätte Rücksicht genommen werden sollen. Cabanis: Journal de la maladie et de la mort de H. G. Riqueti Mirabeau ist wieder abgedruckt in der Zeitschrift La Révolution Française 1882.

Bis dahin war La Marck, um dem Argwohne keine Nahrung zu geben, dem Krankenbette fern geblieben. Am Donnerstag aber widerstand er Mirabeaus Verlangen, ihn zu sehen, nicht mehr. Er traf von den nächsten Freunden aufser Frochot und Cabanis noch Pellenc und de Comps an. Auch Mirabeaus Schwester, Madame Du Saillant, weilte, als die einzige von seinen Verwandten, in der Nähe des Kranken. Seine Mutter, mit der er seit lange jeden Verkehr abgebrochen hatte, erhielt keinen Zutritt, was sie mit heftigen Anklagen gegen die Tochter, bald nach Mirabeaus Tode, in einem royalistischen Blatte der Welt mitteilte. Schon hier war angedeutet, dafs sie nicht nur als kummervolle Mutter, sondern auch als mahnende Gläubigerin sich hatte eindrängen wollen. Ein Brief an ihren jüngeren Sohn macht dies noch deutlicher. Es darf nicht bezweifelt werden, dafs Mirabeau selbst nicht das mindeste Verlangen danach getragen hat, die unselige Frau, die ihm das Dasein geschenkt hatte, noch zu sehen[1]). Er wollte die Erinnerung an die Familientragödie nicht wecken. Seine Sorgen galten den allgemeinen Geschicken der Zukunft. Auf seine Bitten nahm La Marck mit Pellencs Hilfe eine eilige Auslese seiner geheimen Papiere vor, warf einen Teil in das Feuer des Kamines und verbrachte den Rest wohlverwahrt in seine Wohnung. Montmorin und Duquesnoy hatten schon, angsterfüllt, auf Ergreifung dieser Vorsichtsmafsregeln gedrungen. Leute aller Art schlichen hin und her, um etwas von dieser wertvollen Beute zu erwischen. Er selbst sprach von sich wie von einem Abgeschiedenen. „Diesem Pitt," sagte er, „hätte ich zu schaffen gemacht, wäre ich am Leben geblieben."

Bei dem unbegrenzten Vertrauen, das er Cabanis schenkte, sträubte er sich lange, einen alten Arzt von Ruf, den Doktor Petit, welchen Cabanis selbst zuzuziehen wünschte, anzunehmen. Als dieser ihn endlich Freitag früh zu Gesicht bekam, täuschte er sich nicht darüber, dafs der Kranke verloren sei. Ein letztes Aufflackern seiner Kraft gab ihm die Möglichkeit, an sein Testament zu denken. Noch einmal erinnerte er sich dabei jener Henriette de Nehra, die von allen den Frauen, welche seine Bahn gekreuzt hatten, am ehesten dazu gemacht gewesen wäre, sein guter Engel zu werden und zu bleiben. Auch empfing er Talleyrand, der

---

[1]) Loménie II, 651—657. Mirabeaus Mutter starb im November 1794. Sie war während des Terrorismus gefangen.

seinen gerechten Groll angesichts des nahenden Endes des alten Genossen vergafs. Seit der Veröffentlichung der Berliner Briefe hatte er ihn gemieden. Er kam nun, durch die Volksmasse sich einen Weg bahnend, und blieb ein paar Stunden in ruhigem Gespräche an seinem Bette. Mirabeau vertraute ihm jene Abhandlung über die Reform des Erbrechtes an, die Reybaz ausgearbeitet hatte. Als Talleyrand am nächsten Tage sich anschickte, sie vor der Nationalversammlung zu verlesen, sagte er, von seinem Besuche berichtend: „Überall war das Bild des Todes, nur nicht in der Seele dessen, dem er drohte." Von ihm rührt auch das Wort: „Mirabeau hat seinen Tod dramatisiert."

Und in der That, inmitten der betrübten Freunde, die mit dem persönlichen Verluste den Verlust der Allgemeinheit ermafsen, umgeben von einer weinenden Dienerschaft, die ihm schwärmerisch anhing, erschien er fast wie ein Schauspieler, der bis zuletzt in seiner Rolle bleibt, ohne sich durch irgend etwas abziehen zu lassen. Auch er hätte sagen können, wie der sterbende Augustus: „Klatscht Beifall, wenn ich gut gespielt habe", und in seinem Munde würden diese Worte einen Doppelsinn gehabt haben, den man fälschlich in den letzten Äufserungen des Imperators hat finden wollen. Immer häufiger jedoch wurde sein klares Bewufstsein von Delirien unterbrochen. Wachte er aus seinen Schmerzen auf, so verlangte er Opium, um einzuschlafen. Am Morgen des 2. April hatte seine Qual ein Ende.

Es war nicht zu verwundern, dafs der Verdacht sich regte, er sei an Gift gestorben. Das auffallende Benehmen seines Sekretärs de Comps, der in der Verzweiflung des Schmerzes einen Selbstmordversuch machte, trug nicht wenig dazu bei, diesem Verdachte Nahrung zu geben [1]). Und obwohl die ärztliche Untersuchung keinen Anhalt dafür ergab, hat sich der Glaube an Mirabeaus Vergiftung doch in seiner Familie erhalten.

Die Nationalversammlung erfuhr sofort in ihrer Morgensitzung, dafs ihr berühmtestes Mitglied nicht mehr unter den Lebenden weile, und beschlofs, in corpore seiner Leiche zu folgen. Das Direktorium des Departements regte den Gedanken an, die neue Kirche der heiligen Genoveva zu einer Ruhestätte der grofsen Männer Frankreichs zu machen und neben der Asche Descartes',

[1]) Laportes Bericht an den König darüber vom 2. April 1791 Arch. nat. (Musée A. E. II. 1211).

Voltaires, Rousseaus die Überreste Mirabeaus in diesem Pantheon der Nation beizusetzen. Ein Leichenbegängnis wie das seinige hatte Paris noch nicht gesehen. Kein König, durfte Desmoulins schreiben, war je auf diese Weise bestattet worden. Alle Zwistigkeiten schienen vergessen zu sein, alle Gegensätze zu schweigen an diesem Sarge, welchem die Mitglieder der Konstituante und des Jakobinerklubs, die Angehörigen der Departementsverwaltung und der Munizipalität, Minister und Richter, Nationalgarde, Linientruppen, Geistliche, Abgeordnete der Sektionen, Greise und Kinder das Geleite gaben. Man glaubte ganz Frankreich in diesem ernsten Zuge von Tausenden verkörpert zu sehen, und in ganz Frankreich hallte die Klage um den jählings Weggerafften wider[1]). Was zu seinem Gedächtnis in Tagesblättern und Zeitschriften geschrieben, in Klubs und Versammlungen gesprochen wurde, schwoll zu einer kaum übersehbaren Litteratur an. Nicht lange dauerte es, so erschienen sein Todeskampf und sein Schatten auch auf den Brettern, welche die Welt bedeuten.

Wer alle die erhaltenen Zeugnisse jener Zeit durchmustert, in denen der tiefe Eindruck von Mirabeaus Tode zu Tage tritt, bemerkt sehr bald, dafs selbst seine Lobredner ihre Bewunderung aus ganz verschiedenen Quellen schöpften. Dieser pries ihn als Besieger des Despotismus, jener als Widersacher der Anarchie. Aber auch die Nekrologe stellten sich ein, welche aus einer anderen Tonart sprachen als der des Lobes. Marat war nicht der einzige, der das Volk beschwor, seinem götzendienerischen Wahne zu entsagen und der Gerechtigkeit des Himmels dafür zu danken, dafs ein Verräter weniger auf Erden wandle. Was man von Sünden anderer Art zu den Sünden des Politikers hinzuzufügen wufste, wurde wieder aufgefrischt, und als Motto zahlreicher Nachrufe konnten die Worte eines namenlosen Pamphletisten gelten: „Die Maske fällt, der Mensch bleibt, der Heros verschwindet“[2]).

Hier wird sich jedem, der auf dies Menschenleben zurückblickt, die Frage aufdrängen: welches Schicksal hätte Mirabeau

---

[1]) Die Archives nationales, C. § 2, Carton 46, enthalten allein „150 Pièces, Adresses, Lettres et Procès verbaux relatifs à la mort de Mirabeau“. Zwei besonders charakteristische Beileidsadressen an die Nationalversammlung bringe ich zum Abdruck im Anhang IV und V.

[2]) Démence, Agonie et Testament du comte de Mirabeau Exgentilhomme, 8 S. Bibl. der Stadt Paris 10156, No. 17.

gehabt, wäre er nicht in der Blüte seiner Jahre weggerafft worden. Eine gröfsere Frage schliefst sich ihr an: welchen Gang hätte die Revolution genommen, wäre Mirabeau nicht aus der Mitte seiner Laufbahn gerissen. Kühne Geister haben eine Antwort gesucht, und mancher hat mit Georg Forster ausgerufen: „Welch eine ganz andere Folge und Ineinanderfügung der Begebenheiten öffnet sich der Phantasie, wenn man den einzigen Mirabeau als fortlebend und darin fortwirkend denkt.“ Der Geschichtschreiber ist nicht so vermessen. Sein Amt ist, das wirklich Geschehene zu erkennen, nicht in Nebelbildern der Phantasie zu schwelgen. Aber, wenn er die elementare Gewalt der Revolution und die Bedeutung des einen Mannes in Gegenrechnung stellt, wenn er überlegt, wie viel Halt dieser eine Mann mit all' seinem Genie nach unten verloren hatte, ohne nach oben Sicheres zu gewinnen, wird er geneigt sein, die eherne Notwendigkeit der Ereignisse im ganzen und grofsen für stärker zu halten als den entgegenstrebenden Willen des stärksten Einzelnen.

Ein Journalist sprach es gleich nach der Beerdigungsfeier aus: „Zu den Talenten Mirabeaus gehörte die Gabe, alles zur rechten Zeit zu thun. Sein Ende ist ein neuer Beweis dafür; man möchte sagen, dafs er sich den Augenblick seines Todes gewählt hat.“ [1]). Zweiundeinhalbes Jahr später beschlofs der Konvent, Mirabeaus Gebeine aus dem Pantheon zu entfernen und Marats Leichnam dort beizusetzen. Aber das letzte Wort war damit nicht gesprochen. Menschenalter vergingen, Regierungen kamen und schwanden, das Urteil der Nachwelt klärte sich ab. In unseren Tagen ist in Gegenwart des Präsidenten der dritten französischen Republik, am Vorabende der Säkularfeier jener Revolution, in deren Geschichte kein Name heller strahlt als der Mirabeaus, unweit der Stätte, da er das Licht der Welt erblickte, dem viel geschmähten und viel bewunderten Tribunen ein Denkmal errichtet worden.

---

[1]) Révol. de Paris No. 91. 2—9 April 1791. S. 651.

Anhang.

I.

(Zu Seite 102.)

Aktenstücke zur Geschichte der Denunziation des Grafen St. Priest durch Mirabeau vom 10. Oktober 1789.

Archives nationales D. XXXI^{b} Carton 2. Dossier 14 und 16.

1.

L'affaire du comte de St. Priest vous devient personnelle! Avisés de quelle façon vous pouriés faire la visite des papiers de la marquise de Montferat sa tante et faire arrester ses deux laquais et sa femme de chambre, et vous serez instruit comme pense cette famille sur nous et sur les états. Je pense même que la nation y est intéressée, puisque cette dame est affiliée avec tous les aristocrates.

Votre très humble serviteur

de Grave (?) Pisy.

Ce mercredi 14.

A monsieur
monsieur le Comte de Mirabeau à Versailles.

2.

Monsieur le Comte,

Dans un moment où la nation entière attend son salut de ses représentants, lorsque tous les bons citoyens sont décidés à verser jusqu'à la dernière goutte de leur sang pour défendre leur

roi, la liberté, et résister aux infernaux aristocrates qui cherchent tous les moyens de les charger de nouvelles chaînes, chaque citoyen, M. le comte, a droit de vous demander que votre dénonciation relative à M. le comte de St. Priest soit éclaircie. M. de St. Priest par sa lettre au public n'est pas justifié. M. de St. Priest doit demander et exiger une satisfaction authentique, et s'il ne le faisait pas, sa réputation reste entachée. Tout ce qu'un ministre peut dire de lui-même dans un imprimé qu'il fait courir, lorsqu'il est gravement inculpé, ne l'absout point aux yeux des vrais patriotes et des bons citoyens, qui ont un grand intérêt de connaître les ennemis de la liberté et de la patrie. D'un autre côté, M. le comte, votre dénonciation était sans preuves, ou que vous négligeassiez de les fournir au public, vous vous exposeriez à être jugé défavorablement par lui. Votre zèle, votre patriotisme, votre dévouement pour la bonne cause vous ont justement acquis et mérité sa reconnaissance et l'amitié des bons citoyens de tout le royaume. Ce bien est inappréciable, et vous vous devez à vous-même de le conserver et conséquemment vous devez prouver ce que vous avez avancé ou convenir que vous avez été trompé.

Je suis avec un profond respect,

M. le Comte, votre très humble et obéissant serviteur

le comte de V. Ve. [?.]

Paris le 20. octobre 1789.

3.

Aujourd'hui mercredi 28. octobre 1789 sur les deux heures après midy M. Briere qui nous avait été indiqué par M. le Comte de Mirabeau s'est présenté au comité des recherches.

Il nous a dit que le lundi 5. de ce mois il était dans l'Oeil de Bœuf lorsque 5 ou 6 des femmes de Paris y sont entrées.

Que M. de St. Priest leur demanda ce qu'elles voulaient, que l'une de ces femmes lui répondit: „Monsieur, c'est du pain que nous demandons.“ Que M. de St. Priest répliqua: „Mesdames, le Roy ne peut vous en donner dans ce moment, si Paris eût voulu que ses convois fussent protégés par des troupes, vous n'auriez pas manqué de pain. Vous n'en avez jamais manqué tant que le Roy s'en est meslé; actuellement qu'il ne s'en mesle plus, vous voyez où vous en êtes. Je vais rendre votre demande au Roy.“

Que soit avant, soit après ce dernier propos, M. de St. Priest observa, que le Roy avait fait venir à grands frais des grains de l'étranger.

Que M. de St. Priest est revenu rendre à ces femmes la réponse du Roy. Mais M. Briere, qui était alors près de la cheminée, ne l'a pas entendu.

Note faite sous la dictée de M. Briere.

4.

Moderne Aufschrift:

Lettre relative à la dénonciation de M. le comte de Mirabeau contre M. de St. Priest.

Songés, Monsieur le Comte, que si vous ne produisez pas les autorités sur lesquelles est fondée la dénonciation que vous avés faite contre M. de St. Priest vous détruisés toute l'estime et toute la réputation que vous avés acquise jusqu'ici à l'assemblée nationale. Quelle dégradation pour un homme à grand caractère de jetter des impressions vagues. Faites comparaître devant l'assemblée nationale s'il le faut le nombre de femmes qui peuvent avoir entendues [sic] la réponse du ministre. Le public tient à une telle satisfaction. Il faut d'ailleurs que dans ce moment-ci les actes de justice et de sévérité se manifestent promptement, si l'on veut prévenir toutes les horreurs de l'anarchie et la naissance de scènes sanglantes.

Agréez l'hommage de mes sentiments

Delacour.

5.

Originalbrief Mirabeaus an das Comité des recherches.

J'ai l'honneur d'adresser aux Messieurs du Comité des recherches le nommé Monsieur Dumoulin à qui des faits très graves sont parvenus relativement aux subsistances. Je demande la direction [sic] de la sagesse de Messieurs et leur sauvegarde pour lui et pour les dénonciateurs qu'il nommera. Il me semble d'après le peu que je leur ai entendu dire, qu'il serait fort essentiel, que le comité des recherches se fît apporter les papiers du

chevalier Rutledge[1]) et s'assurât d'un chevalier de Bussy dont ils donneront l'indication. Je présente aux Messieurs du comité des recherches l'hommage de mes sentiments respectueux.

Jeudi 5 novembre 1789.

Le Comte de Mirabeau.

II.

(Zu Seite 183, 278, 293.)

„Mémoires pour servir à l'histoire de ma vie" (von Gorani).

Ms. im Besitze von H. David Moriaud in Genf, nach gefälliger Kopie von H. Professor Pierre Vaucher daselbst, teilweise schon veröffentlicht von Marc Monnier: Un aventurier Italien du siècle dernier, Paris, M. Lévy, 1885. Tome III, p. 126—129, Chap. LXXIX, Le fameux Mirabeau.

Si Mirabeau était trop passionné, trop corrompu, trop vicieux pour mériter le titre de grand homme, nous ne pouvons lui refuser celui de grand génie, qui a surpassé tous les chefs de cette révolution, qui n'a pas produit un seul homme méritant le titre de grand. Mirabeau assurément a surpassé tous ceux qui ont parus à la tête de cette révolution depuis le 14 juillet 1789 jusqu'à ce jour 3 février 1807, en talents et en caractère, d' autant plus qu'il avait pris trois mois avant de mourir la ferme résolution de renoncer à ses erreurs et de donner à la révolution une tournure bien différente et à la rendre un moyen d'une excellente régéneration pour les François et pour tous les autres peuples, s'il avait pu prolonger seulement d'une année sa vie.

Mirabeau qui n'a jamais été pour la destruction de la monarchie, et qui n'avait été que pour le changement de la dynastie,

---

[1]) Über Rutledge und seinen Kampf mit Necker wegen der Versorgung von Paris s. L. Blanc. Livre 4. Chap. 3. Edinburgh Review No. 343 (July 1888. p. 152, 153). Die Schrift Procès fait au chevalier Rutledge avec les pièces justificatives et sa correspondance avec Necker, Paris, Rozé, findet sich in der Bibl. der Stadt Paris 8755 mit der Ms.-Bezeichnung „30 juillet 1790". Das Pamphlet Mes onze ducats d'Amsterdam, mes quatre cent quatre-vingt livres de Versailles et mes quinze cent livres de Paris à déposer sur l'autel de la patrie dans la quinzaine de Pâques par M. le Comte de Mirabeau. Paris, 1790 nennt S. 81 Rutledge als einen der „ouvriers" Mirabeaus, Frérons Orateur du peuple, Band 4, No. LVIII als „membre du club des Cordeliers", Brissot: Mémoires, S. 109 als Gegner Lafayettes. Marat lobt ihn im Ami du peuple No. 203, 27. Aug. 1790.

parce que le duc d'Orléans lui avait promis qu'il serait son premier ministre, s'étant convaincu que ce prince était un homme indigne de porter une couronne, s'était rapproché de la cour dès le mois de juin 1790 et avait fait plus d'un voyage à Saint Cloud pendant que la famille royale y était, où il avait tenu des conférences avec le roi, la reine, les ministres et avait préparé des plans de contre-révolution qui ne pouvaient manquer de réussir. Il n'avait jamais été démocrate et il l'était encore moins depuis que les rangs et les pouvoirs qui l'avoient jadis offusqué étaient anéantis. Sa démocratie, comme celle de tant d'autres, consistait à abaisser à son niveau ceux qui étoient au dessus, mais non pas à y élever ceux qui étaient au dessous. Il avait toujours voulu une monarchie, et celle dont il eût été le premier ministre serait bientôt devenue très-absolue.

Cet homme était doué d'un si puissant génie qu'il pouvait tout soutenir et qu'il voulait, sans rien perdre de son crédit auprès du peuple, redresser tout le mal qu'il avait opéré. Il avait eu des torts et il l'avouait lui-même avec franchise, dans toutes les explosions de sa vie. C'était à tort aussi qu'on l'avait accusé de se vendre à tous les partis, et de les jouer tous suivant les intérêts de son ambition ou les besoins continuels qu' il avait d'argent; et au moment où je fis sa connaissance je ne lui trouvais plus aucune autre passion que celle d'aspirer à la gloire solide d'être le sauveur de la France.

Mirabeau était un homme de la plus rare perspicacité. Ce fut lui qui me mit sur la voie d'observer Robespierre qui montrait dès lors une hypocrisie si profonde, que plusieurs de ses ennemis le regardaient en 1790 comme un fou vertueux. Mirabeau m'avait donc dit en 1790, que Robespierre était dominé d'une ambition incalculable qui desirait se frayer un chemin au trône, mais Mirabeau néanmoins était un homme si supérieur qu'il le craignait peu, et à ce sujet il me disait: „je défie que Robespierre ni aucun autre puisse parvenir à me dépopulariser.“ . . . . . .

Mirabeau n'avait été tribun que par calcul, mais toujours royaliste par principes[1]). Aux premiers jours de la révolution il avait favorisé le trouble et la division pour avancer sa fortune. Dans ces premiers temps on l'avait vu parcourir avec agitation

---

[1]) Ein Anklang an das bekannte Wort Neckers: „Mirabeau, Tribun par calcul, Patricien par goût.“ De la révolution Française 1796. II, 29.

tous les clubs, où les hommes les plus violents commençaient à se réunir, d'accord avec le duc d'Orléans. Alors il avait décrié l'humanité de ceux qui proposaient l'oubli des injures et insulté la bonté de ceux qui voulaient qu'on pardonna aux adversaires, et rattaché ainsi les esprits aux idées de férocité et de vengeance. Mais après avoir pour ainsi dire ce gourme de son enfance révolutionnaire, il aurait été le premier et peut-être le seul à voir de quelle manière la révolution pouvait devenir un bonheur pour la France et pour des autres états et avait pris fermement la résolution de ramener tous les esprits à une constitution où l'autorité du monarque eût reposé sur une base solide et supérieurement bien liée à la liberté publique.

Mirabeau après avoir commis un grand nombre de crimes, a été le seul homme de la révolution qui a voulu le bien avec un discernement unique, et en grâce du projet qu'il avait fait d'une constitution, qui était un chef d'œuvre de sagesse, nous pouvons lui pardonner, ses travers, ses vices, ses sottises et les forfaits qu'il avoit commis en juillet et en octobre 1789. Ah! quelle réparation ne nous avait-il pas préparée? Il avait tous les moyens imaginables de faire réussir tous ses plans admirables et dont j'ai eu la communication. Il tenait l'assemblée nationale sous sa dépendance et avait l'art de lui faire opérer ce qu'il voulait malgré les éternelles oppositions de ses ennemis et les réclamations de l'abbé Maury. . . . . .

De ma vie je n'ai connu, en politique surtout, une tête comparable par sa force à celle de Mirabeau; non seulement aucune difficulté ne l'arrêtait, mais il en était bien peu dont il ne trouvât quelque moyen de tirer parti. Avec un pareil instrument, on pouvait à volonté faire et défaire des révolutions. Il réunissait l'énergie du caractère à la puissance de la parole et de l'action, également habile à déjouer l'intrigue qu'à en former, de la plus incalculable capacité à discuter toutes les matières soumises aux délibérations de l'assemblée. C'était un de ces génies dont l'apparition imprime à tous un mouvement nouveau, et il est si certain que cet homme était profondément convaincu qu'il ne convenait à la France et à tout pays vaste et peuplé, aucun autre gouvernement que le monarchique, modéré par une bonne constitution, qu'on l'a entendu dire très souvent qu'il aimerait mieux vivre à Alger qu'en France si les lois devaient s'y faire sans le roi. . . . .

Mirabeau s'était déjà rangé, dis-je, du parti du roi dès juin 1790, mais ce fut seulement en janvier 1791 (so statt Dezember 1790) qu' il composa ce fameux mémoire dont on a tant parlé et que très peu de personnes ont lu. C'est à Clavière que j'ai été redevable de la communication de cet ouvrage, entièrement admirable dans toutes ses parties. Je suis désolé de ne plus le posséder, je l'avais laissé à Paris lors de mon départ le 26 avril 1793 entre les mains d'un ami qui l'a brûlé le jour de la scélérate révolution du 31 mai.

C'est dans ce mémoire vraiment prodigieux par la profondeur des vues, par la noblesse du style, par l'adresse des plans que j'ai trouvé les véritables causes de la révolution, les détails sur les fautes de tous les partis, le développement de tous les projets des Jacobins, leur tendance au républicanisme, l'anéantissement de la religion, de la morale, le bouleversement de toutes les propriétés, et les moyens dont l'auteur voulait se servir pour finir la révolution. . . .

De ma vie il ne m'est arrivé de faire des repas plus aimables que chez Mirabeau. Sa chambre à manger ne ressemblait en rien aux chambres à manger d'aucun autre homme. Des quatre côtés de cette chambre l'un présentait un buffet riche et élégant travaillé avec un goût raffiné avec des vases antiques remplis de choses exquises. Un côté formait une bibliothèque de livres superbement liés et d'éditions rares. Un côté étoit couvert de tableaux représentant les plaisirs de la table et le quatrième de ses côtés était tapissé d'estampes rares sur le même sujet.

Mirabeau ayant remarqué que souvent les repas avec les hommes les plus intéressants deviennent insipides à cause de la réserve qu'on doit se commander par la présence des domestiques ignorants et souvent infidèles, et plus souvent rapportant de travers les propos tenus à table, avait imaginé une manière de se mettre à l'abri de ce malheur. Chez lui on n'avait rien à craindre à cet égard, l'on pouvait s'abandonner au plaisir de la conversation la plus libre et aux propos les plus hardis, car il n'y avait pas un seul domestique. Lorsque la table était servie, on entrait dans la chambre à manger. On se mettait à table sans cérémonie, et entre les convives étaient placées de servantes à quatre étages couvertes de bouteilles, d'assiettes, de verres, de services de sorte que chacun se servait à désir.

Le premier service étant mangé, Mirabeau sonnait et alors on suspendait les discours. Trois valets emportaient dans un instant les plats vides et trois autres valets les remplaçaient dans l'instant par autant de plats formant le second service, et les valets disparaissaient dans l'instant. Il en était de même à la fin du second service pour le dessert, à la fin duquel Mirabeau sonnait encore pour avertir qu'on préparât le café et les liqueurs, et deux minutes après on se levait de table pour entrer dans une autre salle où, sans la présence d'aucun domestique on prenait le café et les liqueurs.

Tome III, p. 133, 134. Chap. LXXXI: Je quitte Paris en novembre 1790 et j'y reviens en 1791.

Le 31 janvier, dinant chez Mirabeau, il a fait une sortie très éloquente contre l'université de Paris qui depuis peu de jours s'était avilie. Elle s'était présentée à la barre de l'assemblée nationale, pour y faire par l'organe de son recteur Dumouchel l'apologie la plus dégoutante de tous les décrets et notamment de celui qui concernait la constitution civile du clergé[1]). Cette démarche lui avait fait perdre un grand nombre d'élèves. Leurs parents ne s'étaient plus souciés de les envoyer dans des écoles dont les maîtres se prostituaient. Cette bassesse n'a pourtant pas sauvé l'université qui fut fermée par Robespierre et livrée aux railleries de Chaumette. Ainsi les prêtres qui ont prêté le serment nouveau et les professeurs des universités qui se sont presque tous avilis ont été plus malheureux que ceux qni sont restés fidèles à leurs principes. Sous l'empire des hommes les plus vils, la honte n'a pu sauver les apostats de la misère et de la mort, et le crime même toujours révéré dans le cours de cette révolution, n'a pas pu les arracher à la faim, à l'échafaud ou à l'exil. Les meneurs les plus pervers ont détesté ces déserteurs de l'honneur. Ils ont eu besoin de leur ignominieux asservissement et ils en ont profité contre eux-mêmes.

Le 24 février 1791, en dinant chez Mirabeau, lorsque nous étions au dessert, un messager apporta la nouvelle que plus de douze mille hommes et femmes harangués par Robespierre et par

---

[1]) Vgl. Arch. parl. XXII, 92. Sitzung vom 8. Januar 1791.

Marat s'agitaient dans les Tuileries en demandant de toutes leurs forces le rappel des tantes du roi qui s'étaient retirées en Italie. Mirabeau ne perdit pas un instant, nous le suivîmes, et cet homme ayant pris la parole, les agitateurs et leurs orateurs se turent, et l'ordre fut ramené. Barnave avait aussi paru avant Mirabeau et n'avait eu aucun succès; tant les circonstances étaient pour Mirabeau, ce qui tout concourait à lui donner la popularité la plus imposante et un ascendant décisif, car il réunissait à tous les genres de talents la naissance qui continuait encore à imposer à la plupart des François. Barnave n'avait pas ces mêmes avantages. Il était fils d'un petit procureur de Grenoble, il s'était préparé au parlage dans les petites diétines qu'on tenait dans le Dauphiné où la révolution était commencé en 1788, et où l'on ne parlait pas avec l'élégance et l'élévation familières à Mirabeau.

Le premier mars (so statt 28. Februar), Mirabeau fut insulté dans le club des Jacobins parce qu'il s'était opposé à la reprise du projet des lois contre les émigrations. Il ne se laissa point intimider et prouva avec évidence que toutes les lois de ce genre ne sauraient être proposées que par des ignorants et des fanatiques qui ne savent ce que c'est que la liberté. La défense de Mirabeau fut si belle que tous les cris d'indignation se convertirent en cris d'admiration.

III.

(Zu Seite 285.)

K. E. Ölsners Schilderung der Sitzung des Jakobinerklubs vom 28. Febr. 1791

in dem Werke: „Bruchstücke aus den Papieren eines Augenzeugen und unparteiischen Beobachters der Französischen Revolution 1794".
s. l. S. 36—39.

Da ich die Jacobins jetzt ziemlich kenne und weifs, wie wenig tolerant man gegen alles ist, was wider die dominirende Meinung läuft, so konnte ich vermuthen, dafs es Auftritte sezzen würde. Mirabeau hatte den Häuptern der Meinung mehr als einen schlimmen Streich gespielt: ein Auftrag an Lafayetten eine Proklamation gegen die Rottirer, endlich sein Verhalten in der Nationalversammlung hatten ihre liebsten Pläne deconzertiert.

Das Projekt, den Emigranten, wenn sie nicht binnen einer gewissen Zeit zurückkehrten, nur den Genufs des achten Theils

ihres Eigenthums zu lassen, mufste den Groupisten ebenso gut wie das Ackergesez den römischen Sackträgern gefallen und der Popularität die Krone aufsezzen. Aiguillon und die Grachen Lameth hatten es durch ihre Emissarien auf den öffentlichen Plätzen der Stadt predigen lassen, Briefe und Eilboten an die affiliirten Gesellschaften geschickt.

Mirabeau sollte den nemlichen Tag bei Aiguillon speisen; er fand sich nach geendigter Sizzung ein; der Eintritt ins Haus wurde ihm versagt: man hoffte, man würde ihn dadurch abschrekken und bildete sich ein, er würde nicht Muth haben, des Abends in den Klub zu kommen; die Falle war, ihn um so leichter zu depopularisieren, allein Mirabeau ist nicht furchtsam, kennt seine Gegner; er erschien, und was ich vermuthet hatte, geschah.

Duport bestieg die Bühne und fuhr mit der äufsersten Heftigkeit über Mirabeau und Lafayette, seinen ehemaligen Busenfreund, her, schilderte und nannte sie als Verräther, als die ärgsten Feinde des Vaterlandes, klagte Lafayetten an, durch beständiges Aufgebot den Nationalgarden den Dienst verleiden, Mirabeaun, durch Bestreitung des Emigrationsgesezzes das über die Residenz hintertreiben zu wollen, beide, die Entführung des Königs und die Gegenrevolution zu begünstigen. Die Beschuldigungen waren grausam, was es aber noch mehr, war der stürmische Beifall, womit, der grofsen Verdienste Mirabeaus uneingedenk, die bittersten, boshaftesten Züge aufgenommen wurden. Duport verliefs die Bühne. Mirabeau hatte während des ganzen Angriffes gegen über gesessen; er erhob sich, wollte antworten und was ihm hier noch nicht begegnet war, alles tobte wider ihn; der Unwille stieg in vielen zur Wuth, und der gröfste Teil der Versammlung glich Grouppen von Rasenden. Am Ende jedoch wufsten sich sein Gest und seine Stimme Plaz zu machen. Nachdem er einmal nur zu Worte gekommen war, so entrükte er Lafayetten, mit dem er übrigens gar nicht Freund ist, dem Gedränge durch eine leichte siegende Wendung, schüttelte von sich die Wurfspiefse seines ihm wenig gewachsenen Gegners und bedeckte ihn mit Felsklüften. Allein es war ihm noch ein zweiter, weit heftigerer Sturm bereitet. Alexandre Lameth konnte seinen Waffenbruder nicht ungerochen fallen sehen; er besizt viel Wiz, spricht mit Leichtigkeit und weniger Hizze als sein Bruder Charles; sein Ausdruck ist vielleicht nicht so natürlich und pikant, aber gründlicher.

Er wird für den feinsten Intriguant der Nationalversammlung gehalten; heute deployirte er eine ungemeine Geschicklichkeit, die Stimmung zu benuzzen, worein der Diskurs Duports die Gesellschaft gesezt hatte. Keine Blöfse seines Gegners blieb verschont, weder die so Jugendstreiche und einige spätere Fehler ihm wirklich gegeben, noch die, welche Verläumdung und unverständiger Argwohn ihm angedichtet haben. Er bemühte sich, ihn beides, verhafst und lächerlich zu machen, und es gelang ihm nur gar zu wohl beifsend bald und bald pathetisch zu sein; je mehr ihn der Beifall seiner wüthenden Zuhörer umjauchzte, desto hämischer und meuchelmörderischer wurden die Hiebe seiner Beredsamkeit. Wirklich zeigte er kein gemeines Talent, ich hatte nie so viel, aber auch nie so viel Bosheit und Tükke in ihm vermuthet; ich stampfte und fluchte, als am Ende der Rede die Furcht geäufsert wurde, dafs nicht die Factieux, sondern die, so davon zu reden wagten, gehangen werden durften. Wer die Taktic dieser Herren kennt, weifs, was dergleichen Äufserungen bedeuten, auch haben die Beleidigungen, so Mirabeau den folgenden Tag auf der Terrasse der Feuillants erfuhr, bewiesen, wie leicht sich Lameths Furcht hätte realisieren können.

Ich hatte die ganze Feindseligkeit seiner Absichten durchschaut, die ganze Schwärze des Hasses, der Gift auf die löblichsten Handlungen gofs, gesehen, seine Grausamkeit hatten mich nebst dem ungestümen Jubel des gröfsten Theils der Versammlung auf einige Tage krank gemacht, und bei dem neuen Unwillen, der mich ergriff, da aus allen Gegenden des Saales Beschimpfungen auf Mirabeau stürmten und der Präsident ihn mit einer unwürdigen Parteilichkeit von der Bühne zu entfernen und die Sizzung zu heben suchte, verzweifelte ich, dafs Mirabeau seiner mächtig bleiben, dafs er im Stande sein würde zu antworten, wie es seine Lage und seine beleidigte Würde erforderten. Der Weg zum Ruhme, dacht' ich, ist doch mit fürchterlichen Dornen bestreut; in Despotieen mufst du kriechen, in Freistaaten dich herumschlagen, und wenn du den Dank aller verdient hast, treibt dich der Ostrazism ins Exil. Mirabeau stand auf dem Punkte, dieses zu erfahren oder erfuhr es: jeder andere hätte unterlegen, nur seine starke Seele nicht; wie unrecht hatte ich, mir für sie bange seyn zu lassen, für sie, die just in Ungewittern am gröfsten ist. Er hatte nicht nur mit kaltem Blute den langen, blutigen Angrif ausgehalten, sondern Besonnenheit genug besessen, aus den Lanzen

seines Feindes Vertheidigungswaffen zu bereiten. Es gab einen heftigen Kampf; er brauchte alle Ressourcen seines Genies, den jungen gewandten Widersacher zu bezwingen, allein er packte ihn und seine Genossen mit einer eisernen, glühenden Hand, rifs ihnen die falschen Rüstungen herunter und schlug unheilbare Wunden. Siedender Zorn sprudelte über alles, was gegen ihn gewüthet hatte; ungehörte Wahrheiten wurden der Gesellschaft vorgedonnert; seine Kühnheit, sein erhabener Gang brachten staunendes Erstarren hervor: so bändigte er die Rasenden und entrifs, wem es auch seyn mochte, wenn nicht Beifall, laute Bewunderung. Mirabeau hat in der Nationalversammlung keinen allmächtigern Augenblik gehabt.

Ich bedaure, dafs die Gränzen des Briefs nicht erlauben, ins Detail zu gehen und alle unsterblichen Eindrükke mitzutheilen, die dieser Epoche machende Abend tief in meiner Seele gelassen hat. Was mich am meisten hinrifs, war die Herrschaft über sich selbst, seine geschlagene Gegner und alles ihm persönliche im Stiche zu lassen, um die tiefsinnigsten politischen Diskussionen zu verfolgen.

IV.

(Zu Seite 306.)

Beileidsadresse des Conseil Général der Kommune von Rouen an den Präsidenten der Nationalversammlung nach Mirabeaus Tode 8. April 1791.

Arch. nat. A. A. 50 No. 1440.

Un deuil général a couvert la surface de l'Empire. Les citoyens consternés ne s'entretiennent que de la perte immense qu'ils viennent de faire. Mirabeau est mort! et 24 millions de Français redemandent à la terre cet homme extraordinaire qui devançant les lumières de son siècle embrassa, éclaira toutes les parties de l'administration, déchira le voile mistérieux de la politique des cours, poursuivit jusques dans ses derniers retranchements l'aristocratie parlementaire et ministérielle et foudroya, terrassa pour toujours le despotisme et ces ordres superbes qui insultaient depuis quinze siècles à la dignité de la nation. Oh Mirabeau! Que ne peux-tu du fonds de ta tombe entendre

l'expression de nos regrets! Que ne peux-tu jouir du spectacle sublime d'un peuple libre arrosant de ses larmes les cendres d'un simple citoyen. Oh! combien tu serais sensible à ces élans religieux de regret, de douleur et de reconnaissance! ce sentiment profond de l'amour de la patrie, cet esprit public, à qui tu as consacré tant de veilles, que tu t'occupais si ardemment de faire germer dans tous les cœurs, comme le plus sûr, comme le seul appui solide d'une constitution, tu en recueilles le premier fruit; ah! pourquoi faut-il que tu ne puisses jouir de ton ouvrage? Pourquoi faut-il, que tu ne puisses entendre tous les bons citoyens, tous les vrais amis de la constitution, contracter, répéter le dernier engagement que tu avais pris à la tribune, celui de démasquer ces factieux de tous les partis et de leur faire une guerre impitoyable?

Et nous aussi, nous le contractons cet engagement sacré, et prenant pour règle invariable de notre conduite ces principes que tu présentais à l'assemblée nationale comme administrateur du département de Paris, nous placerons toujours au nombre de nos premiers devoirs nos soins pour la tranquillité publique, nous dénoncerons les factieux, qui pour renverser toute la constitution, persuadant au peuple qu'il doit agir par lui-même comme s'il était sans loix et sans magistrats, nous apprendrons au peuple que, si notre premier devoir est à veiller à sa sûreté, son poste est au travail, secondé par la liberté, et son bonheur dans les vertus sociales et domestiques.

Cest ainsi, M. le Président, c'est en mettant en pratique les sublimes leçons de ce grand homme, c'est en répandant, en multipliant ses écrits et ses principes comme des semences de patriotisme et d'esprit public que nous croyons lui élever le monument le plus conforme à ses vœux, le plus profitable pour la patrie, le plus utile pour l'humanité.

Nous sommes avec respect M. le Président,

Vos très humbles et très obéissants serviteurs.

Les membres composant le Conseil Général de la Commune de Rouen.

Rouen 8 avril 1791 (folgen die Unterschriften).

V.

(Zu Seite 306.)

Beileidsadresse der freiwilligen Jugendwehr von Jarnac an die Nationalversammlung nach Mirabeaus Tode 12. April 1791.

(Arch. nat. C. § 2, 46, mit Beibehaltung der jugendlichen Orthographie.)

A Jarnac ce 12 avril 1791 l'an 2 de la liberté.
Département de la Charente.

Messieurs,

Nous officiers et soldats de la compagnie des jeunes volontaires de Jarnac voulant vous exprimer la douleur que nous avons ressenti à la nouvelle de la mort du grand et magnanime Mirabeau, nous désirons vous témoigner l'envie que nous avons d'apprendre le plutôt possible le maniement des armes pour défendre notre chère patrie et verser s'il le faut jusqu'à la dernière goutte de notre sang pour son bonheur et pour sa gloire. Et pour remplir les vues que l'on exige de la jeunesse, nous apprenons tous les jours quelquesuns de vos décrets nous tacherons de les retenir le plus que nous pourrons pour nous instruire et instruire les autres quand nous seront grands. Nous avons juré à la Fédération dernière d'être fidèles à la Loi et au Roi et nous en faisons encore le serment devant Dieu et devant vous, ayant adopté pour devise celle du grand Mirabeau: Vivre libre ou mourir.

Nous sommes avec respect et veneration

Messieurs
vos fidèles et dévoués serviteurs.

D. Victor Dupuy âgé de 13 ans.
J. Peters âgé de 13 ans.
J. Burgaud âgé de 12 ans.
J. B. Gaunier âgé de 13 ans.
P. Mangéo âgé de 10 ans.
T. Mercier âgé de 13 ans.
H. Delamain âgé de 9 ans.
F. Burgaud âgé de 10 ans.

M. M. Les Président et Députés à l'Assemblée Nationale.

VI.

Verzeichnis der Reden und Arbeiten Mirabeaus in der Konstituante, die nachweisbar oder höchst wahrscheinlich ganz oder teilweise von anderen Autoren herrühren.

1. Rede über die Benennung der Versammlung. Abendsitzung des 16. Juni 1789 von Dumont und Du Roveray. s. o. S. 23.
2. Entwurf einer Adresse der Nationalversammlung an die Wähler 27. Juni 1789 von Dumont. s. o. S. 30.
3. Rede über die Zurückziehung der Truppen von Versailles 8. Juli 1789 mit Beihilfe von Dumont und Du Roveray s. o. S. 32.
4. Adresse an den König, denselben Gegenstand betreffend, 9. Juli 1789 von Dumont s. o. S. 33.
5. Redaktion der Menschenrechte, unter Beihilfe von Dumont, Du Roveray, Clavière (vgl. Dumont 139), namens des Comité der Fünf verlesen 17. August 1789. s. o. S. 56.
6. Rede über das Veto des Königs 1. September 1789, mit Benutzung einer Arbeit von de Caseaux s. o. S. 65.
7. Entwurf einer Adresse der Nationalversammlung an die Wähler zur Empfehlung einer aufserordentlichen Einkommensteuer, verlesen 2., 3. Oktober 1789, von Dumont s. o. S. 88.
8. Entwurf eines Martialgesetzes 14. Oktober 1789 von Du Roveray s. o. S. 101.
9. Dankrede an Bailly und Lafayette 19. Oktober 1789 von Dumont s. o. S. 107.
10. Rede über den Ausschlufs der Bankerottierer von der Wählbarkeit 27. Oktober 1789 von Du Roveray s. o. S. 115.
11. Rede über die Eintragung in die Bürgerlisten 28. Oktober 1789 von Dumont s. o. S. 114.
12. Rede über das Kirchengut 30. Oktober 1789 von Pellenc s. o. S. 114 und Dumont S. 223.
13. [Nicht gehaltene] Rede über das Kirchengut, Anfang November 1789 ausgearbeitet von Pellenc s. o. S. 114.
14. Rede vom 6. November 1789, soweit sie sich auf die Frage

des Rechtes einer Teilnahme der Minister an den Debatten bezog, von Du Roveray s. o. S. 117.

15. Rede über die Diskontokasse und den Plan ihrer Umwandlung in eine Nationalbank 20. November 1789 von Clavière s. o. S. 124.
16. Rede über ein System gradueller Wahlen zu den öffentlichen Ämtern u. s. w. 10. Dezember 1789 von Dumont s. o. S. 136.
17. Rede über das Recht des Krieges und des Friedens 20. Mai 1790, unter Mitwirkung von Pellenc s. o. S. 156.
18. [Nicht gehaltene] Rede über den Cölibat der Priester. Mai oder Juni 1790 ausgearbeitet von Reybaz s. o. S. 196.
19. Erste Rede über die Assignaten 27. August 1790 von Reybaz s. o. S. 195, 196.
20. Zweite Rede über die Assignaten 27. September 1790 von Reybaz s. o. S. 198.
21. Rede über die Civilkonstitution des Klerus 26. November 1790 von Lamourette s. o. S. 219, 220.
22. [Nicht gehaltene] Rede über die Rentenbesteuerung, Ende November 1790 ausgearbeitet von Reybaz s. o. S. 295. Vgl. einen bei Plan S. 92 erwähnten auf diesen Gegenstand und die Lotterieen bezüglichen Brief Mirabeaus im Moniteur 25. Oktober 1790.
23. Adresse an die Franzosen über die Civilkonstitution des Klerus 14. Januar 1791 von Lamourette s. o. S. 239.
24. Bericht über das Verhältnis Frankreichs zu den auswärtigen Mächten, im Namen des diplomatischen Ausschusses erstattet am 28. Januar 1791, teilweise von Dumont, s. o. S. 264.
25. Reden über die Rechte der Bergwerksbesitzer 21. und 27. März 1791 mit Beihilfe von Pellenc (vgl. Bacourt: II, 245, Note La Marcks) s. o. S. 296, 302.
26. [Von Talleyrand am 2. April 1791 vorgelesene] Rede über das gleiche Erbrecht in direkter Linie von Reybaz s. o. S. 295. 305.
27. [Nicht gehaltene] Rede über die Akademieen von Chamfort s. Oeuvres de Chamfort, Band I. S. XLIX. 189—246.

Personenregister.

Adelaide, Madame, II 264—277.
Aiguillon I 269.
d'Albertas I 124, 127, 164, 310.
d'André II 231, 251, 282.
d'Antraigues I 181, 189, 247, 317; II 79.
d'Argenson I 26.
Arnim I 205.
d'Arragon, Madame II 105, 172.

Bailly II 12, 14, 26—28, 39, 45, 107, 154, 237.
Barentin I 264; II 12, 21, 31.
Barère II 161, 242, 301.
Barmond II 186, 188.
Barnave I 252; II 24, 31, 46, 97, 105, 137, 153, 157—162, 207, 231, 250, 275, 279, 298, 299, 300, 301, 303, 316.
Baudouin I 152.
Baynes I 180.
Beaumarchais I 189—191.
Besenval II 44.
Biron I 169, 181, 198, 213, 240, 267—272, 276, 285—287, 318 bis 320; II 35, 104.
des Birons I 146, 189.
Blin II 118.
Bonnay II 191.
Bonne-Carrère II 270.
Bonne-Savardin II 186.
Boucher I 121—141, 144.
Bouillé II 170, 177, 178, 271—273, 276, 294.
Bourges I 249, 253.
Brahl I 176.
Bremont I 287.
Breteuil I 180, 227, 229; II 182.
Brézé II 26.
Briançon I 81, 104, 106.
Brière II 309, 310.
Brissot I 153, 173, 185, 187, 201, 231, 254, 316; II 1, 208.
Brugnières I 116, 123.
Burke I 173, 175, 247.
Büsch I 240.
Bussy II 311.
Butré I 38, 261.
Buttafuoco I, 70.
Buzot II 36, 289.

Cabanis II 303, 304.
Cabris, Marquis de, I 58, 81.
„ Marquise de.
„ Louise (M. Schwester) s. Mirabeau.
Cagliostro I 196.
Calonne I 182—189, 198, 201, 210, 217—228, 241, 317.
Campe II 52.
Camus II 240, 275, 277.
Cantillon I 26.
Caraman I 281, 288—292.
Caseaux II 65, 322.

Castellane, Françoise de (Mirabeaus Grofsmutter), s. Mirabeau.
Cazalès II 187, 207, 231, 241, 279, 298, 299.
Cazenove I 184.
Cérutti I 274, 275, 282; II 91.
Chabroud II 191.
Chamfort I 167, 169, 181; II 155, 162, 302, 323.
Champcenetz II 91.
Champion de Cicé II 106, 115 bis 118, 217.
Changey I 98, 305.
Chapelier II 24, 57, 68, 155, 160, 231, 277, 278, 281.
Chauvet I 176.
Choderlos de Laclos II 91, 180.
Choquart I 65, 300.
Clavière I 153, 181—190, 201, 222, 316; II 1, 6, 51, 79, 111, 143, 144, 155, 195, 203, 260, 314, 322, 323.
Clermont-Tonnerre II 62, 229, 269.
Comps I 279, 285, 305.
Condé II 251.
Condorcet II 297.
Custine I 214; II 253.

Dalrymple I 319.
Danton II 217, 244, 273.
Delacour II 310.
Desmoulins II 127, 165, 193, 262, 268, 273, 280, 285, 290, 300, 301, 303.
Dohm I 194, 195, 199, 209, 283.
Dubois-Crancé II 255.
Dumont I 255; II 6, 9, 22, 23, 31, 33, 44, 47, 50, 54, 66, 68, 87, 100, 111, 131, 136, 250, 265, 322.
Dumoulin II 310.
Dumouriez II 293.
Dupeyrou I 317.
Du Pont (de Nemours) I 37, 43, 131, 132, 134, 169, 201, 216, 231, 317; II 61, 62, 84, 155, 198, 254, 298.
Duport I 246, 264, 269; II 105, 137, 160, 249, 279, 284, 285, 290, 301, 317.
Duport-Dutertre I 165; II 217, 218.
Duportail II 217, 276, 296, 297.
Duquesnoy II 224, 231, 269, 298, 304.
Du Roveray I 153; II 6, 15, 22, 23, 25, 47, 50, 54, 65, 66, 111, 117, 131, 155, 250, 322.
Du Saillant, Karoline (M. Schwester) s. Mirabeau.
„ „ (M. Schwager) I 68, 86, 99, 114, 140, 150, 308.
„ „ (M. Neffe) II 173.
Ebeling I 240.
Elgin II 22.
Elliot, Gilbert I 65, 173—175.
„ Hugh I 65, 173, 255, 256.
Emmery II 273.
Erman I 195.
d'Espagnac I 219, 224.
d'Espréménil I 246, 251; II 134.
d'Esterno I 157, 192, 198, 211, 248.
Ewart I 194.

Fauche I 88, 108, 151, 152, 156, 240, 244.
Favier I 239.
Favras II 129, 130.
Fersen II 292.
Finkenstein I 157, 284.
Fontanges II 140, 183, 239, 244, 246, 285.
Formey I 193.
Forster II 307.
Foucault II 209.
Franklin I 170, 255; II 165.
Fréron II 166, 255, 262, 290, 292, 296.
Fréteau I 246, 269; II 251, 260.
Friedrich der Grofse I 157, 184, 193—199, 204, 232—237.
Friedrich Wilhelm II. I 205, 211, 232, 284; II 281.

Friedrich Wilhelm III. I 212.
Frochot II 3, 158, 265, 273, 302, 303, 304.

Galiffet I 164.
Garat II 46.
Garçon I 17, 105.
Gassaud I 79, 86, 163.
Gerard de Melcy I 168.
St. Germain I 91.
Girardin II 176.
Goethe I 197.
von der Goltz I 156, 283, 284; II 183.
Gorani II 183, 278, 293, 311—316.
Gower II 288.
Grimm I 29.
Grossing I 205.
Guibert I 256.
Guilhermy II 209.

von Halem II 196, 209, 211.
Hardy I 179.
Haren, Henriette von s. v. Nehra.
Heinrich, Prinz von Preufsen I 193, 195, 198, 208, 214, 216.
Hennin I 105, 216.
Hertzberg I 193, 205, 284.
Herz, Henriette, I 196.
„ Marcus, I 196.
Hessen-Homburg, Landgraf von, I 197.
Heymann I 249.
St. Huberti, Madame de, I 181.

Jaubert I 161, 163.
Jeanneret I 218, 221, 316; II 111.
Jeanret I 103.
Jefferson II 108.
Joly de Fleury, Madame, I 214.
Joseph II. I 177, 233, 238, 320.

Kant I 196.
Karl August von Weimar I 197, 219.
Karl Friedrich von Baden I 38, 261.
Karl Wilhelm Ferdinand Herzog von Braunschweig I 200, 203, 207, 248.
Kersaint II 274.
van Kussel I 247.

La Chabeaussière I 130.
Lachèze II 302.
Lacretelle I 226.
Lafarge II 298.
Lafayette I 269, 270; II 39, 54, 68, 98—118, 122, 145—149, 154—162, 165, 168—172, 193, 214—218, 228, 242, 243, 272, 273, 285, 297, 317.
Lagrange I 212.
Lally-Tollendal II 42, 46, 51, 62, 79, 102.
La Luzerne II 56.
La Marck II 22, 38, 96, 98, 100, 111—113, 126, 139, 150, 178, 203, 213, 216, 223, 224, 232, 237, 244, 256, 271—273, 277, 291, 296, 302, 304.
Lambert I 67.
Lameth, Alexander, II 105, 152 bis 160, 163, 244, 261, 274, 285, 286, 298, 303, 317.
„ Charles, II 211, 225, 235, 281, 303, 317.
„ Theodor, II 163.
Lamotte II 215, 216, 323.
Lamourette II 219, 220, 239.
Lanjuinais II 61, 118.
Laporte II 271, 294, 297.
Larochefoucauld I 269; II 273
La Tour I 281.
Launay I 211, 212, 232.
Lauzun, Herzog von, s. Biron.
Lavater I 196, 197, 219.
La Vauguyon I 116; II 152.
Lavoisier II 124.
Le Blanc I 293.
Le Couteulx de Canteleu II 124.
Le Couteulx de La Noraye I 184, 187, 188.
Lefranc de Pompignan I 139.

Lejay I 244, 284; II 50, 68, 131.
„ Madame, I 258, 276; II 50, 131.
Le Noir I 121—140, 144, 156, 180.
Lessing I 195.
Lévis II 103, 127, 129.
Levrault I 258.
Linguet I 114, 177, 179, 180.
Loménie de Brienne I 227—229.
Loustalot II 166.
Lucas I 146.
Lucas-Montigny I 173, 180, 192, 229, 319.
Luchet I 195, 216, 283, 288; II 91.
Ludwig XVI. I 87, 127, 210, 284; II 132, 140—151, 171—173, 268, 271, 287, 294, 302.
Malesherbes I 92—103, 296, 303.
Mallet Du Pan I 244.
Malouet II 6—8, 25, 61, 100, 126, 184, 212, 269, 270.
Manuel I 119.
Marat II 166, 184, 290, 306.
Marie Antoinette I 275; II 96, 140—151, 168—173, 181, 182. 206, 215—217, 226, 258, 268, 294, 298, 299.
Marignane de, Emilie (M. Frau) s. Mirabeau.
„ „ Marquis I 73, 74, 97, 159—162, 297, 309.
Marron I 248, 249.
Marville I 123, 136.
Maurepas I 117, 126, 127.
St. Mauris I 87, 90, 149.
Maury II 68, 134, 141, 187, 191, 197, 210, 240, 241, 279, 298, 299, 313.
Mauvillon I 200, 208, 231—237, 244, 247—249, 254, 256, 268, 285.
Meister I 196.
Mendelssohn I 196, 199, 209.
Mercy II 48, 139, 150, 213, 232, 257, 294.
Michaud I 88, 94, 108, 147.
Milton I 271; II 218.
Mirabeau.
„ André Bonifaz Louis (M. Bruder) I 67, 86, 133, 167; II 11, 38, 71, 80, 86, 137, 141, 149, 166, 167, 304.
„ Emilie geb. de Marignane (M. Frau) I 73—75, 80, 83, 88, 137, 159—166, 276, 287; II 235.
„ Françoise (M. Grofsmutter) I 3, 16, 17, 46, 54.
„ Jean Antoine (M. Grofsvater) I 2.
„ Jean Antoine (M. Onkel, der Malteser) I 5—9, 18, 37, 45, 46, 55, 68, 124, 126, 136, 148, 158—160, 263, 297, 308; II 38.
„ Karoline (M. Schwester, Marquise Du Saillant) I 47, 58, 59, 138, 276, 279; II 105, 304; II 235.
„ Louis Alexander (M. Onkel) I 4.
„ Louise (M. Schwester, Marquise de Cabris) I 58, 60, 80—82, 104, 109, 115, 118, 126.
„ Marie-Geneviève, geb. de Vassan (M. Mutter) I 13, 45—62, 72, 75, 92, 109—118, 125, 137—144, 168, 296; II 304.
„ Marie (M. Schwester) I 50.
„ Victor (M. Vater) I 10—79, 82—87, 93—102, 113—144, 147, 155—160, 164, 223, 236, 257—264, 276, 281, 297, 315; II 37—39.
„ Victor (M. Sohn) I 77, 132.
Molé II 87.
Monnier, Marquise de, I 89, 107, 146.
„ Sophie, Marquise de, 89—116, 122—137, 145, 150, 151, 304.

Monnier, Sophie Gabrielle (Mirabeaus und Sophiens Tochter) I 123, 136.
Monspey I 96.
Montesquieu I 12, 24, 131.
Montesquiou II 124.
Montherot I 96—98, 305.
Montlosier II 118, 192.
Montmorin I 227, 243, 250, 258, 266, 276, 283—286, 294; II 7, 36, 69, 107, 151, 155, 217, 223—234, 260, 276, 297, 304.
Morande I 179.
Morris II 105.
Mounier I 252, 272; II 35, 40, 43, 46, 57, 67, 98—101.

Narbonne I 181; II 277.
Necker I 225—230, 259, 267, 271—275; II 2—8, 12—14, 36, 44—46, 69, 76—94, 106—119, 123—126, 143—146, 194—197, 312.
Nehra, Henriette von, I 171—173, 179, 180, 192, 225, 229, 249, 258, 304.
Nicolai I 195, 209.
Niebuhr I 240.
Nivernois I 68, 93, 124, 139.
Nolde I 214.
Normann I 240.

Oelsner II 211, 236, 285, 316—319.
Orléans, Herzog von, I 246; II 34—36, 40, 73, 104, 175, 186—192, 216, 299, 312, 313.

Pailly, Madame de, I 51—55, 114, 144, 147, 263; II 37.
Panchaud I 181, 225, 253.
Pascalis I 162, 164, 277; II 234.
Pastoret II 273.
Pellenc I 163; II 112, 114, 148, 179, 183, 227, 229, 296, 304, 322.
Peltier II 112.
Peretti II 210, 211.
Pétion II 57, 114, 125, 163.
Petit II 304.
Pitt I 319; II 250, 255, 256, 298, 304.
Poisson I 64.
Portalis I 161, 162, 277, 279, 293.
Posselt I 283.
Price I 176.
St. Priest II 36, 101—103, 110, 217, 308—311.
Provence, Graf von, I 265; II 34—36, 73, 99, 100—103, 127—132, 215, 275, 301.
Prudhomme II 166, 280, 290.

Quesnay I 29—32, 36.

Rabaut de St. Etienne II 9, 87.
Rahel I 119, 196.
Reede I 215.
Regnault II 46, 62.
Reichard I 268.
Reichardt I 196, 197.
Reimarus I 240.
Reubell II 57, 282.
Reybaz II 112, 156, 195—199, 252, 295, 323.
Riolles II 189.
Rivarol II 160.
Robespierre II 36, 46, 178, 192, 224, 251, 289, 312, 315.
Rohan-Guémenée I 186.
Romilly I 176, 180, 255; II 10, 252.
Rougemont I 121, 130.
Rousseau I 33, 38, 110, 131.
Ruffey I 89, 96, 116, 123, 134, 311.
Rulhière I 225.
Rutledge II 311.

Sabathier I 246, 269.
Salaville II 2, 60.
Sartines I 114, 115.
Schweizer, J. K., I 218, 221, 225, 247, 268.
„ Magdalene, I 219.
Ségur II 193, 253.
Sémonville I 269; II 110, 229, 293.

Shelburne (Lansdowne) I 174, 255.
Sièyes II 15—22, 52—54, 61, 114, 155, 161, 176, 244, 273, 297, 301.
Sigrais I 64.
Sillery II 35.
Siméon I 162.
Smith, Adam I 175.
Sombarde I 149.
Staël II 183.
„ Madame de, II 1, 29, 87, 158.
Struensee I 211.

Talleyrand I 169, 181, 198, 210—216, 223—225, 240, 268, 269, 286, 287, 316—318; II 81, 103, 106, 124, 155, 231, 295, 304, 305.
Talon II 116, 224, 229, 271, 293.
Target I 176; II 4, 24, 108.
Thouret II 231, 291.
Trenck I 283.
Tronchet II 56, 265.
Turgot I 17, 39—44, 131, 201, 223, 231.

Valbelle I 74, 97, 297.
Valdahon I 89, 108, 123, 146.
Vassan, Brigadier de V. und Frau (M. Großeltern) I 13, 18, 50, 57.
„ Marie Geneviève (M. Mutter) s. Mirabeau.
Vaudreuil II 183.
Vaughan I 173.
Vauvenargues I 12.
Vergennes I 116, 154, 156, 210, 311.
Vernier II 283.
Victoire, Madame, II 264—277.
Vignon I 167.
Villeneuve-Mouans I 81.
Virieu II 36, 62, 72, 73.
Vitry I 145, 148, 157, 165, 169, 190, 250.
Voidel II 220.
Volney II 72, 160.
Voltaire I 34.
Voss, Fräulein von, I 211.

Ysabeau I 145, 151.

Zimmermann I 205, 283.

Berichtigungen und Zusätze.

Band I.

S. 64 Z. 3 v. u. wäre zu setzen: „Jener Poisson erschien ihm nicht mehr geeignet als Lehrer, weil der Schüler ihn, wie er sich ausdrückte, überflügelte“ („parcequ'il était dépassé par son élève“, gef. Mitteilung von H. Ch. de Loménie).

S. 67 Z. 6 v. o. wäre hinter „ihm“ einzuschieben „später“.

S. 67 Z. 3 v. u. „leidlich“ statt „vortrefflich“.

S. 70 Z. 5 ff. v. u. ist zu bemerken, dafs der Marquis allerdings von dem Garnisonleben für seinen Sohn nichts wissen wollte, dafs er ihn dagegen gerne bei einer militärischen Expedition verwandt gesehen hätte und selbst beim Herzog von Choiseul die Ernennung Mirabeaus zum Dragonerkapitän à la suite erbat. (Gef. Mitteilung von H. Ch. de Loménie.)

S. 106 Z. 5 ff. v. o. Nach Ch. de Loménie ist nicht anzunehmen, dafs Briançon Mirabeau verraten habe, und der Beginn des Zerwürfnisses zwischen diesem und seiner Schwester Louise einige Monate später anzusetzen.

S. 142 Z. 5 v. u. „beeiferte“ statt „dazu drängte“.

S. 145 Z. 11 zu streichen „ob schuldlos oder auch schuldig“.

S. 181 vorletzte Zeile „révolutionnaires“ statt „révolutienaires“.

S. 196 Z. 14 „physikalischen“ statt „philosophischen“.

S. 269 Z. 27 „Sabathier“ statt „Salathier“.

S. 285 sind Anmerkung 1 und 2 zu vertauschen.

Band II.

S. 9 Z. 18 „Rabaut“ statt „Rabaud“.

S. 57 Z. 15 „Reubell“ statt „Rewbell“.

S. 62 Z. 20 „Regnault“ statt „Regnaud“.

S. 112 Anm. 2 nachzutragen: „S. Flammermont: La correspondance de Pellenc avec La Marck et Mercy, in der Zeitschrift La Révolution Française 1889, 14 Juin“.

S. 124 Z. 16 „Canteleu“ statt „Cauteleu“.

S. 186 Anm. „109, ein gewifs“ statt „ein gewifs 109,“.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

In demselben Verlage sind erschienen:

ARTHUR ZAPP, Aus Kleindeutschland. Bilder aus dem deutsch-amerikanischen Leben. Nebst einem Anhange: Fingerzeige für Auswanderer. Preis 1 M.

Die „Post“ vom 21. Oct. 1887: Das Buch ist so reich an treffenden Beobachtungen, dass wir zu seiner Charakteristik einige Sätze daraus mittheilen wollen. Zapp geht energisch gegen die „Entnationalisirungswut“ der deutschen Einwanderer vor. „Für einen Deutschen, der etwas auf seine Nationalität hält, ist es betrübend und demüthigend zugleich, das Treiben seiner Landsleute jenseits des Oceans zu beobachten. Deutsche Sprache und deutsches Wesen werden niemals in den Vereinigten Staaten feste Wurzeln fassen. Schon die zweite Generation geht dem Deutschthum zum bei Weitem grössten Theile verloren, die dritte ist amerikanisch durch und durch.“ . . . „Das Erste, was der Deutsche thut, ist, seinen Namen zu anglisiren.“ . . . „In der Häuslichkeit sowohl, wie in der Oeffentlichkeit, bei der Arbeit, ja sogar beim Essen copirt er den Amerikaner.“ . . . „Der geistig gebildete Deutsche wird sich niemals in Amerika ganz heimisch fühlen, aber auch der minder gebildete Auswanderer wird besonders in den ersten Jahren so Manches vermissen, was ihm daheim lieb und theuer war, was ihm nach des Tages Last und Mühe am Abend zur Erholung und Erhebung diente.“ . . . „Der deutsche Handwerker oder Arbeiter kann nur eine deutsche Frau gebrauchen, denn die Amerikanerin ist erstens nicht gewohnt, in der Weise an den Lasten der Haushaltung Theil zu nehmen, wie die deutsche Frau, und macht zweitens mehr Ansprüche als ihre deutsche Schwester. Die Deutsch-Amerikanerin, d. h. das in Amerika von deutschen Eltern geborene Mädchen, wächst mit denselben amerikanischen Anschauungen auf.“ Im Gegensatz zu den „Prachtwerken“ über Nordamerika, welche uns dieses Land in verführerischen Farben schildern, verdienen diese nüchternen Aufzeichnungen ernste Beachtung.

M. G. FAWCETT, Volkswirthschaftslehre für Anfänger. Nach der sechsten Auflage des englischen Originals für Deutsche bearbeitet von **F. C. Philippson,** Berlin 1888. Preis 3 M., dauerhaft gebunden 3 M. 75 Pf.

Die „Weserzeitung“ vom 6. Nov. 1888 schreibt: Der verstorbene Prof. Fawcett nahm in England als Nationalökonom eine sehr angesehene Stellung ein. Obwohl eigentlich kein schöpferischer, kein auf ungebahnten Pfaden vorwärts drängender Geist, genoss er ausserordentliches Ansehen, und zwar als klarer Kopf. Sein Darstellungsvermögen zeichnet sich durch leichte Verständlichkeit bei grosser Schärfe aus. In dieser Beziehung hat er viel Verwandtes mit Adolf Bastiat. Die obengenannte kleine Schrift vereinigt mit den erwähnten Vorzügen auch den der Kürze. Sie ist geradezu für Anfänger bestimmt und geht deshalb nicht darauf aus, ein doctrinäres Lehrgebäude zu errichten, sondern dem Wissensbedürftigen im einzelnen, concreten Fall genaue Auskunft zu ertheilen. Sie ist deshalb nach Art eines Katechismus eingerichtet. Die einzelnen Abtheilungen betreffen: Die Vermögensproduction; den Vermögens- und Gütertausch; die Vermögensvertheilung; den auswärtigen Handel, den Credit und die Besteuerung. Als Beispiele der kleinen Einzelabschnitte greifen wir heraus: „Welche Dienste leistet die Arbeit der Production?“ „Beispiele von der Höhe, welche eine geschickte Arbeit dem Werth von Gütern verleihen kann“; „Ueber Arbeit, welche indirect productiv ist“; „Ueber unproductive Arbeit“ u. s. w. Wo die Darstellungsweise so specifisch englisch ist, dass der deutsche Leser Schwierigkeit mit dem Verständniss haben würde, hat der Uebersetzer — ein ebenfalls sehr erfahrener, volkswirthschaftlich gebildeter Mann — sie durch Einschiebungen vollständiger gemacht.

J. R. GREEN'S Geschichte des englischen Volkes. Nach der verbesserten Auflage des englischen Originals (1888) übersetzt von **E. Kirchner.** Mit einem Vorwort von A. Stern, Professor der Geschichte am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich. Zwei Bände. 1889. Preis 10 M. In Leinen gebunden 13 M. In Halbfranz gebunden 14 M.

„Blätter für litterar. Unterhaltung“: Im Takte der Auswahl des Stoffes, in dem nicht übertroffenen Geschick seiner Gruppirung, in der Kunst der schlichten, sich nur in kurzen Sätzen bewegenden und doch so ungemein plastischen Darstellung scheint das Buch mir ein Gegenstand, des eifrigsten Studiums werth. Denn wenn auch die Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Erzählung Naturgabe ist, so können und sollen die anderen Eigenschaften, durch die Green's Geschichte sich auszeichnet, erworben werden. Dazu kommt dann freilich ein viertes Erforderniss, das in Deutschland immer seltener zu finden ist, die Allgemein-, auch nur die historische Allgemeinbildung, welche zur Schaffung eines solchen, in hohem Grade patriotischen Werkes Voraussetzung ist. Nur auf das Wärmste ist die „Geschichte des englischen Volkes“ zu empfehlen. Sie gewährt litterarischen Hochgenuss und reiche Belehrung.

Hardenberg's Leben und Wirken von ARNDT. Preis 3 M.

Sibirien — von GEORGE KENNAN. Deutsch von **E. Kirchner.** Preis 3 M.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.